

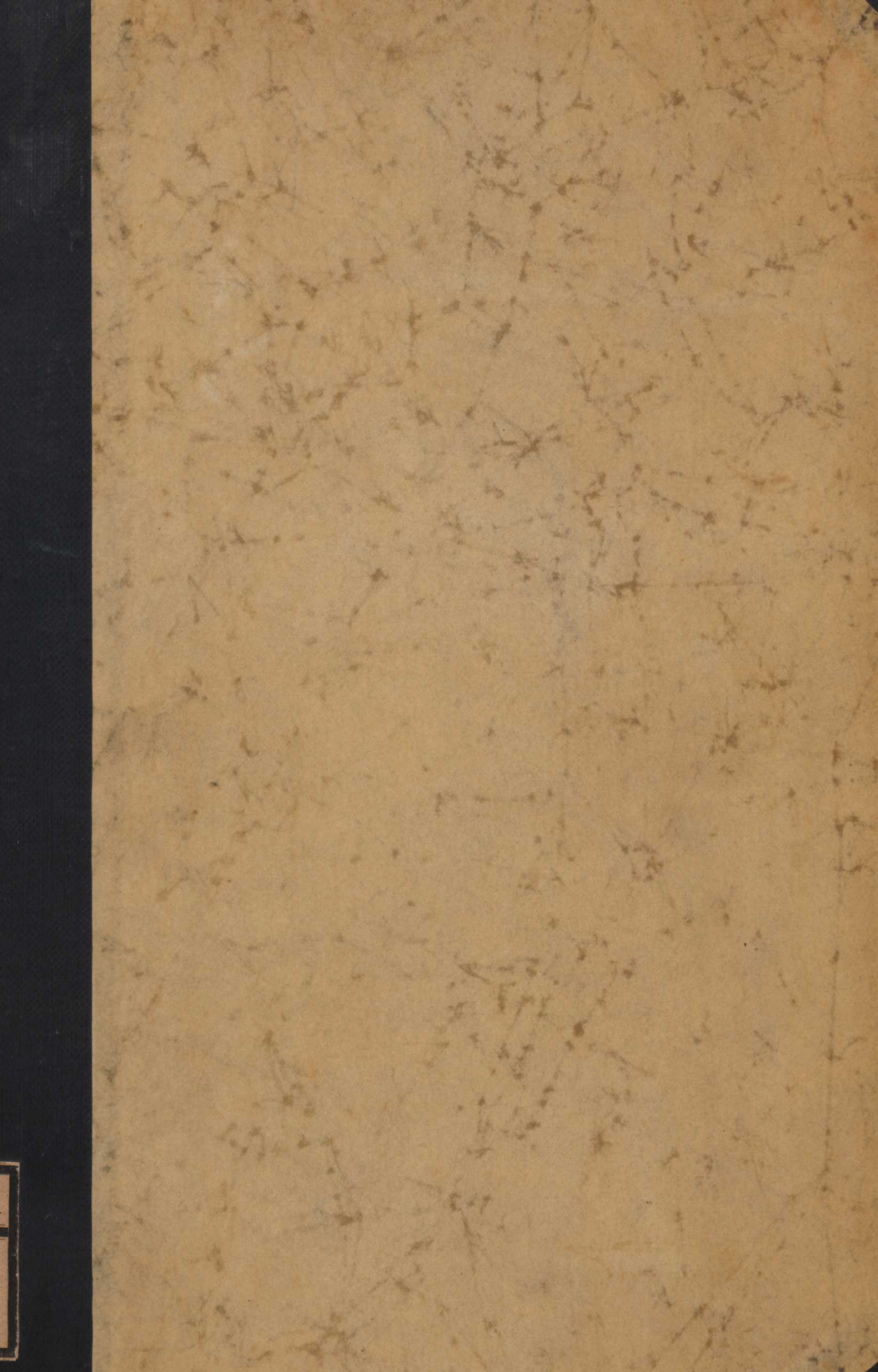


Volkkundliche Beiträge : Richard Wossidlo am 26. Januar 1939 zum Dank dargebracht von Freunden und Verehrern und dem Verlag

Neumünster: Wachholtz, 1939

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769752977>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext



MK-813

Universitäts-
bibliothek
Rostock



UB Rostock

28\$ 010 135 43X



187 of MAR

/2

Volkskundliche Beiträge

Festschrift
Richard Wossidlo

Karl Wachholz Verlag, Neumünster
1939

Volkstundliche Beiträge

Richard Wossidlo

am 26. Januar 1939

zum Dank

dargebracht von

Freunden und Verehrern

und dem Verlag

Karl Wachholz Verlag, Neumünster
1939

Stiftungsbibliothek

Richard Brühl

am 28. Januar 1938

zum

Erwerb



und dem Betrag

1938 Q 3833

Stiftungsbibliothek

1938

Vorwort

Hochverehrter Herr Professor!

Ihre „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen“ haben vornehmlich aus zwei Gründen den Beifall der Wissenschaft gefunden, einmal wegen ihres stofflichen Reichthums und zum andern wegen der übersichtlichen Gliederung. Offenbarte sich in der Stoffmenge der unermüdete Fleiß des Sammlers, der Hunderte von Varianten beisteuern konnte, und konnten Sie solche reiche Ernte einbringen, weil der Heimatboden sie trägt, so bewies die klare Ordnung in der Stoffdarbietung Ihre überragende Kenntnis der gesamten deutschen Volkskunde und Ihre enge Verbundenheit mit dem heimischen Volkstum.

Das Hauptziel einer volksnahen Volkskunde ist der seelische Urgrund, aus dem alle Äußerungen des Volkstums emporsprossen. Der Wissenschaft vom Volke ist diese Tiefe nur zugänglich, wenn der Forscher daraus Proben vorlegt. Dieser Aufgabe haben Sie, hochverehrter Herr Professor, in unübertrefflicher Weise genügt. Die Deutung Ihrer Kunde läßt keine blasse Gedankenkonstruktion zu, sie sind voller Saft und Gehalt, in ihnen pulst der Blutstrom eines an Leib und Seele gesunden Menschenschlages. Den Herzschlag Ihres Volkes fühlen Sie in sich, und Sie kommen zu allen Leuten als einer der Ihrigen, dem sie sich ohne Scheu anvertrauen. Darum ist die Ausbeute an Worten, Vorstellungen, Brauchtum und Erzählgut, die Ihnen als Geschenk geboten wird, seelisch tief, quellfrisch und ein blühender Blumenstrauch, und Sie selber kennen am besten die Art und die Herkunft eines jeglichen Dinges.

Eine Fülle von Erkenntnissen haben Sie ausgesprochen und noch mehr Anregungen gegeben. Im eigenen Gau bemühen sich jüngere Männer in Ihrem Sinne, und der Nachhall Ihrer Veröffentlichungen im deutschen Lande und jenseits der Reichsgrenzen ist stark.

Als ein Zeugnis dieser Wirkung wollen Sie diese Gabe, zu der sich Freunde und Verehrer Ihrer Person und Ihres Werkes vereinigt haben, entgegennehmen. Sie soll den Dank, den Ihnen die Wissenschaft nach dem jetzt sichtbaren Ertrag Ihres Schaffens darbringt, und den noch größeren, den sie für die künftige Darreichung aus Ihrem reichen Sammelgut schuldet, kundtun.

Dem Mecklenburgischen Staatsministerium und dem Landrat des Kreises Waren gebührt Dank für die Förderung dieser Festschrift, und der Verlag hat es sich zur Ehre angerechnet, seinen Anteil an ihrer Herstellung zu tragen.

Seestadt Rostock, im Januar 1939.

H. Teuchert.

Blott

Blottblätter

Die Blottblätter sind ein wichtiger Bestandteil der Blottverarbeitung. Sie werden in verschiedenen Größen und Farben hergestellt und sind für die Herstellung von Blottdruckwerken geeignet. Die Blottblätter sind in der Regel aus Papier oder Karton gefertigt und sind in der Regel in einem Blottblock zusammengefasst. Die Blottblätter sind in der Regel in einem Blottblock zusammengefasst und sind für die Herstellung von Blottdruckwerken geeignet.

Die Blottblätter sind in der Regel in einem Blottblock zusammengefasst und sind für die Herstellung von Blottdruckwerken geeignet. Die Blottblätter sind in der Regel in einem Blottblock zusammengefasst und sind für die Herstellung von Blottdruckwerken geeignet. Die Blottblätter sind in der Regel in einem Blottblock zusammengefasst und sind für die Herstellung von Blottdruckwerken geeignet.

Die Blottblätter sind in der Regel in einem Blottblock zusammengefasst und sind für die Herstellung von Blottdruckwerken geeignet. Die Blottblätter sind in der Regel in einem Blottblock zusammengefasst und sind für die Herstellung von Blottdruckwerken geeignet. Die Blottblätter sind in der Regel in einem Blottblock zusammengefasst und sind für die Herstellung von Blottdruckwerken geeignet.

Die Blottblätter sind in der Regel in einem Blottblock zusammengefasst und sind für die Herstellung von Blottdruckwerken geeignet. Die Blottblätter sind in der Regel in einem Blottblock zusammengefasst und sind für die Herstellung von Blottdruckwerken geeignet. Die Blottblätter sind in der Regel in einem Blottblock zusammengefasst und sind für die Herstellung von Blottdruckwerken geeignet.

Inhaltsverzeichnis

Hermann Teuchert, Die Darstellung der Natur und ihres Verhältnisses zum Menschenleben bei John Brinckman	1
Gerhard Staak, Von der Meisterschaft niederdeutscher Redekunst	14
Walter Johannes Schröder, Die volkstümlichen Pflanzennamen Mecklenburgs / Grundzüge der Namenbildung	25
Hans Bahlow, Die mecklenburgische Namenlandschaft	45
Bruno Claussen, Brauchtum und Wortschatz aus dem Rechnungsbuch des Goldschmiedes Gotte Warendorp (ca. 1470—1491)	52
Walter Neumann, Wiese und Weide / Ein Beitrag zur mecklenburgischen Flurnamenkunde und Flurnamengeographie	58
Robert Holsten, Tanz und Spiel in pommerschen Flurnamen	77
Otto Mensing, Zur Geschichte der älteren niederdeutschen Wörterbücher .	88
Karl Kaiser, Der Hase, der Wolf und der Alte / Zum Brauchtum der Erntezeit in Norddeutschland	97
Johann Ulrich Folkers, Die Schichtenfolge im alten Bestand nieder-sächsischer Bauernhäuser Mecklenburgs	112
Johannes Gosselck, Das Heimatmuseum im niederdeutschen Sprachraum	129
Gottfried Henßen, Stand und Aufgaben der deutschen Erzählforschung .	133
Otto Lauffer, Wesen und Wirken der Volkskunst / Mit besonderer Rücksicht auf die Schachtelmalerei	138
Hugo Heping, Das Begräbnis der Wöchnerin	151
Karl Schulte Kemminghausen, Eine unbekannte Volksliedsammlung Ernst Moritz Arndts	166
Fritz Stroh, Wänkellieder im Volksmund	180

Die Darstellung und Auffassung der Natur und ihres Verhältnisses zum Menschenleben bei John Brinckman

Von Hermann Teichert.

Zwei Bereiche liefern John Brinckman den Stoff für seine Dichtungen: seine Heimat und seine Familie. Zum zweiten gehören „Kasper-Ohm un ick“, „De Generalreeder“ und „Von Anno Toback un dat oll Jhrgistern“; diese Werke bieten Abbilder städtischen Lebens. Auch in der ersten Gruppe ist der Schauplatz einiger Erzählungen die Stadt. Das ist der Fall in den Grotesken „Mottche Spintus un de Pelz“, „Peter Lurenz bi Abufir“ und kleineren Stücken. Die Märchenerzählung „Höger up“ greift vom Land zur Stadt hinüber. Den ländlichen Kreis dagegen überschreiten nicht Brinckmans Erstlingswerk „Dat Brüden geht üm“ und sein Gedichtbuch „Bagel Grip“, während in der Erzählung „Uns' Herrgott up Reisen“ die rein ländlichen Geschehnisse durch einen Bericht über städtische Zustände ergänzt und zum Spiegelbild des gesamten mecklenburgischen Lebens erweitert werden. Drei Gedichte des „Bagel Grip“ am Anfang und am Schluß heben sich scharf von dem übrigen Inhalt des Buches ab, sie legen sich als ein Zeitrahmen um ein zeitloses Dasein.

Denn das ist das Kennzeichen des Geschehens im Dorf und im bäuerlichen Leben, daß ihm nicht das Merkmal der Einmaligkeit aufgeprägt ist: es steht im Rhythmus der Wiederholung. Wie sich die Natur mit frischem Grün kleidet, Blüte und Frucht trägt und im Schlaf der Ruhe neue Triebe vorbereitet, so ordnet sich die bäuerliche Arbeit diesem großen Rhythmus unter, ja wird von ihm völlig bestimmt. Sie ist von dem Geschehen in der Natur abhängig und wiederholt sich Jahr um Jahr.

Dem Sohne des Seemanns mußten die bedeutsamen Erlebnisse des Vaters und die sich anknüpfenden Vorgänge in der weiteren Familie und in der Geburtsstadt als ein geeigneter dichterischer Vorwurf erscheinen, und es begreift sich leicht, daß er für andere Gegenstände aus der städtischen Welt eine Neigung entwickelte, wunderbar aber und durchaus nicht aus einer allgemeinen dichterischen Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit ableitbar muß seine Fähigkeit genannt werden, die Eigenart des ländlichen Lebens zu verstehen und darzustellen. Fritz Reuter war durch die Lehre seiner „Stromtid“ gegangen und hatte so den Menschen auf dem Lande kennen gelernt, freilich ohne recht über den Bereich des Gutshofes hinauszukommen. Die gleiche Aufgabe der Einführung in die fremde Lebensform leistete bei Brinckman der Aufenthalt auf dem Lande nach seiner Rückkehr aus Amerika, zuerst in Lohmen bei dem befreundeten Pastor Vierow, dann als Erzieher in Mey

und in Dobbertin. Zwar liegen die Anfänge der plattdeutschen Dichtung Brinckmans über ein Jahrzehnt später als diese Landjahre, aber es ist kein Zweifel, daß dem Dichter hier das Auge und der Sinn geöffnet worden sind für die heimische Landschaft und die Eigenart des mecklenburgischen Menschenschlages auf dem Lande.

Der Dichter besitzt die Gabe, tiefer zu sehen als gewöhnliche Sterbliche und Zusammenhänge zu entschleiern, die sich anderen nicht erschließen. Es ist allemal reizvoll, seine Ansicht zu hören, und in unserm Falle gehn wir mit der Erwartung, wertvolle Aufschlüsse über das Verhältnis der Natur zum menschlichen Leben zu erhalten, an das vom Dichter Geschaute und dessen Ausdeutung heran. Wir hoffen, dabei einen Gewinn für unser Wissen von Land und Leuten zu erzielen und einen Einblick zu tun in das Verhältnis zwischen Natur und Mensch, wie es der Dichter gesehen hat und das vielleicht heute ähnlich oder ebenso weiter besteht.

Es ist aber geraten, diese Erwartungen vorerst bei Seite zu tun und unbefangen die Züge, welche die Hand des Dichters zeichnet, aufzusuchen und aneinander zu fügen, um nicht mit vorgefaßter Meinung an das Bild heranzutreten.

In den Landschaftsschilderungen fällt zunächst der Zug auf, daß sich der Blick bis an den Gesichtskreis erstreckt:

Dor achter, wu de Håben kimmt (1, 67)¹.

Die Weite der Landschaft wird durch den Ausdruck „de apen Rüm“ (1, 67; 122; 3, 19) bezeichnet. Im Herbst und Winter bläst ein scharfer Wind über die weiten Flächen, über Saat und Brache (3, 18); still und einsam liegen Flur und Acker (3, 19). Der schönste Blick in die Runde bietet sich von einem Hümngrab (5, 107) oder von einer Anhöhe. Da sieht das Auge die bestellte Flur:

Ne, wat ne Bracht, ne rore Bracht
Hier haben vun de Hög! ...

So wit dat Dg rekt, Feld an Feld,
Hier Rapp, dor Weit un Gaß! (1, 103).

Ofters zählt der Dichter die Teile des Landschaftsbildes summarisch auf, vgl.:

Mur un Wuurt un Brof
Un Soll un Bäk un Wisch (1, 69).

Oder aber das Auge erfafßt hervorstechende Geländepunkte, den „Heidbarg“ (1, 67) und die „Hellbarg“ (1, 152). Wir folgen dem Blick des Kranken von seinem Ruheplak im Dorfgarten am Immenschauer:

De Kirch vörbi un Kirchoff kann 't
Mi dor so wit ümfehn,
De grote Wisch un Schapdrift lanf,
De heel deep Grund noch af un manf
De Hellbarg beid' de Seen (1, 152).

Blau spiegelt der Soll den klaren Himmel wieder (1, 97), und:

Als Sülner blänkern Bäk un Söll (1, 80),

und die weite Fläche eines Sees zieht den Blick an, und der Wald begrenzt ihn. Mit einer Ausnahme (1, 93), die später zu würdigen ist, hat der Wald

¹ Zitiert wird nach der Ausgabe der Arbeitsgruppe der Plattdeutschen Gilde zu Rostock, 1924—1934.

dem Dichter keinen tieferen Eindruck vermittelt. Wohl fesseln ihn die hochragenden Gestalten einzelner Bäume, der Eichen, Buchen und Tannen, sonst aber sieht er den Wald mehr als Forst. Nüchterne Angaben über seinen wirtschaftlichen Zustand lesen wir in der Erzählung „Uns' Herrgott up Reisen“ (5, 102), nur der freundliche Schimmer, den die Strahlen der Morgensonne verbreiten, mildert diese Sachlichkeit.

Abwechslungsreich bietet sich die Landschaft in den Jahreszeiten dar. Dem Raubreif des Herbstes mit seinen Reizen folgt das einfarbige Weiß der Schneedecke im Winter, schließt sich das Grün des Frühlings und die herrliche Pracht des Sommers an. Für all diese Unterschiede hat die Schilderung Ausdruck. Herausgegriffen aus der Fülle der Beispiele sei die Beschreibung von der Wirkung eines Landregens:

De Hoff, dat Döörp, de Landstrat is een Bütt,
De Wischen bi de Mael sünd all all blank,
Bet an ehr Buurd de Grabens all all null
Un kæn'n so flink dat Water fuurt nich schaffen,
As dat vun haben kümmt (1, 122).

Vor allem preist der Dichter die Schönheit der sonnenbeschienenen Flur, wenn sie zu neuem Leben erwacht (1, 81) und wenn das Korn blüht:

Ne, wat ne Pracht, ne rore Pracht
Hier haben vun de Hög!
Dat is, as wenn ne Brut sie lacht,
De grön Saat in ehr Hochtitsdracht
Vun Samt un Sid' dor leg.

So mit dat Og rekt, Feld an Feld,
Hier Rapp, dor Weit un Gast!
Wu sie dat rägt un rögt un stellt
Un Kopp an Kopp tosamem höllt
In Schäpel, Drömt un Last.

De Rogg so blag, dat dampf un stigt
Un stiwet sie in sin Blaut;
Dat rekt un winnt sie rut un flügg,
As ob dat dusend Flägel frigg
Un ut sin Schott sie dreigt (1, 103).

Das Bild von der froh gestimmten Braut allein hebt sich über das übliche hinaus. So sieht auch der Bauer die Blüte des Kornes: die Wellenbewegungen der Halme, die aufsteigenden und verwehenden Wolken des Blütenstaubes. Hier stellen wir rückschauend fest, daß bisher die Naturbetrachtung vom Standpunkt des Landmanns ausgeht. So sehr hat sich der Dichter in Sinn und Wort dem Empfinden des ländlichen Menschen angepaßt, daß deutlich sichtbar wird, daß er nur dessen Gedanken und Gefühle wiedergeben wollte. Dann aber haben wir damit die Ansicht von der Landschaft, die der mecklenburgische Bauer besitzt und äußert, gewonnen. Diese Feststellung wird auch für das Folgende gelten. Nur ist darauf Bedacht zu haben, die persönlichen Äußerungen des Dichters abzusondern. Soweit das gelingt, legen wir die Naturauffassung, die den mecklenburgischen Dorfbewohner kennzeichnet, frei. Sehen wir zu, welche weiteren Züge dieser eigentümlich sind.

Da sind zunächst die Haustiere als ein Bestandteil des ländlichen Berufskreises anzuführen. Alle umfaßt der sorgende und der erfreuende Blick, und die Art zu sehen unterscheidet sich scharf von der Art, wie ein städtischer

Mensch die Tiere sieht. Dieser scheidet Schweine, Kühe und Pferde, der Bauer aber berücksichtigt die wirtschaftliche Verwendbarkeit der einzelnen Altersstufen und der Geschlechter. Darum spricht wieder nicht der Dichter, sondern der bäuerliche Mensch, wenn die ganze Reihe der Artnamen aufgezählt wird:

Börn inne Mad' dor wölkern de Swin,
Borg, Sæg, Fasel un Bölk;
Un de lütt Farken de quieken un schri'n (1, 84),

und wenn „Gos un Gant“, „Wätick un Nanten“ (1, 84) und „Oß un Rauh“ (1, 69) unterschieden werden. Erwachsene und Kinder haben ihre Freude an dem Gedeihen des Nachwuchses der Haustiere. Kälber und Fohlen werden fachkundig begutachtet, und der feste Bauernjunge wagt gar einen Ritt auf dem Zweijährigen, den die Koppelzäune recht gefährlich machen (1, 88). Für die gemütvollste Nähe zwischen dem Menschen und seinem Vieh zeugt der Gebrauch von Rosenamen, so heißt das Fohlen „Hinzefähling“ (1, 191) und der Haushahn „Musche Kunkeldan“ (1, 75). Der Hahn wird hier von einem Erwachsenen angesprochen:

Süh mal, Musche Kunkeldan,
Büßt du munter all? (1, 75),

also nicht nur Kindermund bedient sich solcher Anrede und gibt dem Hahn die Würde eines Herrn. Sollte sich nicht auch in die älteren Jahre ein Teil kindlichen Gemüts gerettet haben und in dem Brinckmanschen Nachtstück „Midden inne Nacht“ (1, 72 ff.) zu Tage treten? Wenn das so wäre, dann müßte das aber von allen Landleuten im Gau gelten. Denn es ist eine überall verbreitete Gewohnheit, das liebe Vieh zärtlich anzureden, doch nicht nur das Vieh der Hofgemeinschaft, sondern nahezu alle Tiere des Feldes und Waldes. Beispiele bietet Band 2 Teil 1 von Woffsidlos Volksüberlieferungen in Menge. Da erhält die Kröte die Anrede „Fru Abendblant“, sie nennt den Laubfrosch „Herr Grönjack“, den Mistkäfer „Hillerbrand“, der Heuspringer erhält den Namen „Grönkleed“, der Storch ist der „Herr Langbein“ oder gar der „Herr König von Engelland“ und so vieles mehr. Wenn dieses Verhalten sogar die Kröte einbezieht oder den Fuchs und den Maulwurf, dann muß mehr als eine bloße Gewohnheit zu Grunde liegen, dann ist es sicher, daß der Mensch sich mit dem Tier verbunden fühlt und daß sich hier noch das Tor auftut, welches den Zugang zu einer seelischen Einheit gestattet, die ehemals gewiß noch kräftiger war, heute aber keineswegs zerrissen ist. Daß der städtische Dichter diese Zusammenhänge gefühlt hat, macht uns Mut, ihm auch fürder als einem vollgültigen und zuverlässigen Runder bäuerlicher Anschauung zu folgen.

Wie recht wir damit tun, lehrt ein schönes Wort des Bauern an seinen Sohn, der die Vögel vor der Tenne verscheucht:

Jung, smit mi nich mit Steen un Strümk
Hier vör min Schündör up de Lünk
Un up de lütt Gälgösch! (1, 60).

Die armen Tiere frieren und hungern. Der Bauer muß für sie im Winter sorgen. Daher beauftragt der Vater den Jungen, eine Handvoll Ähren für sie in den Garten zu legen:

Dat is ne slichte Wirtschaft man,
De Rauh un Schap dörchjodern kann
Un nich ehr Lünkens of (1, 60).

Die Sperlinge gehören so gut zur Wirtschaft wie die Kühe und Schafe. Solche Äußerung entspringt nicht nur dem Mitleid mit der bedürftigen Kreatur, sie reicht in Seelentiefen, die sich nur erahnen lassen. Da sie aber auch in dem Verhältnis zu Dingen der unbelebten Natur begegnet, wie nachher zu zeigen sein wird, so können wir darin nichts anderes als eine urtümliche Verbundenheit mit der gesamten Schöpfung sehen.

Freilich die Stellung des volkstümlichen Menschen zur Natur braucht nicht nur auf dieser Grundlage zu beruhen. Werfen wir einen Blick in den ersten Band der Volksüberlieferungen unseres Jubilars, der die Rätsel enthält, so stoßen wir auf höchst merkwürdige Formen der Vermenschlichung. Da belauschen wir ein Zwiegespräch zwischen Wiese und Bach: „Du Knickerkrummim, wo wist du henüm? — Du Kahlekoppschoren, wat fröggt du dornah!“ (S. 3). Dieses Beispiel und andere desselben Bandes sind bewußter Gestaltung entsprungen, deren Kraft nur ein dichterisches, nach Anschauung drängendes Vermögen sein kann. Das große Gebiet der Tiererzählungen füllt sich aus diesem Trieb und der Anlage dazu. Zwar wissen wir genug von der Entstehung des „Läuschens“, wie Brindman es nennt, vom „Boß un Swinegel“ und sind also genötigt, Stoffwahl und Erfindung der Handlung allein dem Dichter zuzuschreiben, nichtsdestoweniger darf das Motiv als ein volkstümliches bezeichnet werden. Auch ein Erzähler aus dem Volk hätte die Geschichte vortragen können.

Diesem dichterischen Gestaltungswillen des Volkes verdankt Brindman die Anregung zu seinem Tierbilde „Scharpenwäwer un Duadur“ (1, 139). So viel köstlichen Reiz der Dichter auch dieser Szene verleiht, indem er durch das Gespräch den Gegensatz der Lebensweise beider Tiere deutlich macht und dem Fuchs ein Urteil darüber zuweist, entstammt sie doch nicht seiner Erfindung, sondern sie ist bereits vom schöpferischen Volkserzähler vorgebildet. Man vergleiche das Tiergespräch in Band 2 Teil 1 Nr. 66 von Wossidlos Volksüberlieferungen: „De Scharnwäwer hett to de Schorpogg seggt: Goden Abend, Fru Abendblänken. — Schön Dank, Herr Jhrenkröönken. Dat is noch 'n Gruf; ewer de oll Krup dörch de Schiet (der Maulwurf) dee jäd': Oll Duallhuc.“ Andere Fassungen deuten eine Handlung an, indem die Kröte sagt, sie wolle zum Tanz oder zur Hochzeit, und es treten noch andere Tiere, darunter, wie hier, der Fuchs auf. Hier drängt sich der Vergleich mit der Tanzszene zwischen Hase und Fuchs, die Klaus Groth in dem Gedicht „Matten Haf“ (Quickborn⁶ 69) schildert, auf. Etwas Ähnliches schwebt Brindman vor, wenn er den Fuchs als verführerischen Tänzer vor der Gans zeigt:

Na, wenn de Boß irst huchlig ward
 Un hüppt un häwelt mit sin'n Start,
 Denn trugt em man — de Gos (1, 180).

Stoff und Motiv boten sich dem Dichter also in der Volksdichtung. Die Freude an der Berggegenwärtigung des Umgangs der Tiere untereinander hat solche Lebensbilder geschaffen. Vielleicht ist es nicht zu gewagt, diese dichterischen Erzeugnisse in eine Vorstellung zurückzuverlegen, als noch ein Gefühl der Verknüpfung mit den Tieren bestand in der Art, wie es uns im Märchen begegnet, wo die Tiere untereinander und mit den Menschen durch die Rede verkehren. Daß solche Annahme nicht fehlgeht, lehrt die Behandlung

der Bäume als lebender und fühlender Wesen. Mag hier auch viel der dichterischen Freiheit zuzuschreiben sein, die Fähigkeit, Bäume und andere Naturdinge sich lebendig zu denken, kann dem naturverbundenen Menschen, auch in unserm Gau, nicht abgestritten werden. Wenn eine Gruppe von 12 Bäumen „de Apostel“ genannt wird, wenn Wossidlo in dem Hest „Dewer den Humor in de Meckelbörger Volkssprak“ S. 8 berichtet, daß zwei große Pfoften im Hafen von Dragör von den Seeleuten „de Dragosch Schult un sin Fru“ genannt und von dem Schiffszungen, der die Fahrt zum erstenmal macht, durch Abnehmen der Mütze und Präsentieren mit dem Wesen begrüßt werden müssen, dann ist der Schritt zu der Vorstellung und Behandlung von Bäumen als persönlichen Wesen, die aus Hessen berichtet wird, nicht mehr weit. Dort hat man beobachtet, daß Beerenleserinnen zwei große Bäume am Waldestrand beim Eintritt in den Wald als Großvater und Großmutter anreden und beim Verlassen des Waldes Beeren an ihrem Fuß niederlegen. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß Brinckman von dieser Vorstellung gewußt und sie seinen Baumgesprächen in „Ruhklas“ (1, 167) zu Grunde gelegt hat, wenn auch nur als Anregung zu dem freien Verfahren, das er anwendet.

Doch sogar die auffallende Erscheinung, daß Sonne, Erde und Wind handelnd und leidend wie Menschen gezeigt werden, mag ihren Ursprung in volkstümlicher Vorstellung haben. Wieder gibt Wossidlo die Handhabe zu dieser Annahme. In dem oben genannten Hest über den Humor der mecklenburgischen Volkssprache erwähnt er S. 7, die Leute auf dem Lande sagen, wenn einen Mäher in der Hitze „de Lustbuok dalkstött hett: Mariken hett em dalkwöhlt“. Mariken ist die Sonne. Wer einen Menschennamen erhält, den denkt man sich als Menschen. Ob dem Dichter jemals eine solche Anrede oder Benennung der Sonne zu Ohr gekommen ist? Seine Phantasie hätte sie gewiß befruchtet, und es tut deren Schwung keinen Abbruch, wenn wir einen derartigen Anstoß zu dem Gedicht „De Sünn“ (1, 67) vermuten. Freilich von diesem ersten Ansatz einer Vermenschlichung bis zu der Stufe menschlichen Verhaltens, das der Dichter beschreibt, ist ein weiter Weg. Der Vergleich mit einer Kirchgängerin, die im Sonntagsstaat vor die Tür tritt und ehrbar, als hätte sie gestern gebeichtet, das Gesangbuch mit dem glänzenden Goldschnitt in der Hand, zum Gottestisch schreitet, verrät die Hand des Dichters, die zwar ein Motiv aus dem Volksleben ergreift, aber erst gestalten muß. In der üblichen Wendung „de Sünn geht to Rüst“ hat die Volkssprache ein Stück persönlicher Vorstellung bewahrt. Diese entwickelt sich bei Brinckman zu malerischen Szenen: wenn die Sonne nur schwach durch die Wolken hindurchdringen kann und ein Unwetter bevorsteht, dann ist es, als ob die Sonne fieberkrank zu Bett liege, den Kopf in ein großes Tuch eingehüllt, und sich herumwerfe, so daß davon die Bettdecke, das ist der Nebel, ein wenig gehoben werde (1, 122). Der Vergleich mindert die allzugroße Menschenähnlichkeit. Unmittelbar aber der Anschauung zugänglich ist der Kampf zwischen Sommer und Winter, und die dramatische Veranlagung des Volkes hat ihn vielfach dargestellt. So hindert nichts, eine Rauffzene, in welcher die Sonne an die Stelle des Sommers getreten ist (1, 64), davon herzuleiten, doch läßt der Personenwechsel das Streben zu rationalistischer Erklärung durch den Dichter erkennen. Innerlich vertieft ist die Auffassung der Sonne in dem Gedicht „De Kronen“ (1, 159); mitleidsvoll schaut das Himmelsgestirn auf

das Glend herab, das zur Herbstzeit über die Natur kommt. Die Stimmung des Vergehens herrscht und entlockt dem Dichter Bilder all der Not. Das Volk empfindet den Gesamtvorgang wohl und hat seinen Anteil daran in festen Bräuchen, welche der drohenden Dunkelheit und Kälte eine Abwehr entgegenstellen wollen, ausgebildet, aber von dem Gefühl, das hier erscheint, ist dem Volksempfinden nichts eigen. Ein Gegensatz richtet sich auf, der, wie sich zeigen wird, beabsichtigt ist. Bei dieser Feststellung fällt es schwer, in den übrigen Beispielen persönlicher Züge am Winter, dem Wind, dem See u. a. vollstümliche Vorstellung zu sehen. Es ist auch fraglich, wieviel persönliche Bedeutung die dem Volksmunde entstammenden Redewendungen aus dem Stoff des Mecklenburgischen Wörterbuchs: „De Winter fragt, wat de Sommer verdeen hett“ und „De Winter is verreist wääft“ (von einem milden Winter gesagt) noch enthalten, wenn auch die erste vielleicht als ein Nachklang der mimischen Streitgespräche zwischen den beiden Jahreszeiten gelten kann.

Solch seelische Vertiefung setzt gründliche Naturkenntnis voraus. Auge und Ohr haben dem städtischen Dichter gute Dienste geleistet. Fast scheint es, als ob er geradezu auf Natur und Sprachkunde aus gewesen sei, wenn er Reihen von Vögeln aufzählt und die plattdeutschen Ausdrücke für ihren Ruf gewissenhaft vermerkt:

Dat fählt man, dat de Heister noch
 Tsharkt mankedörch, tshitscharkt;
 Ruhrdunk, Dompap un Kreih se noch
 Dormant körrt, schallt un tarckt (1, 106),

wobei das Versehen an erster Stelle, das die Elster für den Häher setzt, den Lernbeflissenen verrät; eine zweite Aufzählung findet sich 1, 169. Die ganze Tierwelt beobachtet sein Blick, vom Insekt bis zum Reh. Gern hat er dem Flug der Vögel zugeschaut und ihrem Gesange gelauscht. Nachtigall und Lerche erfreuen ihn mit ihren Liedern. Aber auch der Schrei der Gule entgeht ihm nicht. Für alles sucht und findet er Ausdruck. Gering aber ist die Pflanze vertreten. Maiglöckchen läßt er des Erwerbs wegen suchen (1, 134), Blagöschchen (Leberblümchen) und Marsch (Waldmeister) holen die Kinder aus dem Walde (1, 96), Nüsse sammeln sie, und Lehrer und Eltern gebrauchen die Rute des Haselstrauchs zur Züchtigung (1, 79). Sonst werden nur noch Unkräuter wie Nesseln und Schädlinge im Getreide beachtet. Das ist ganz wieder der Standpunkt des Landmanns.

Die Farben unterscheidet das Auge scharf: den blauen Söll, die hellgrüne Dreesch, die rote Rose, das braungebrannte Gras, die schwarzbraunen Hengste, den schwarzbunten Bullen, die blanken Eimer und weißen Schürzen, die blaue Gewitterwolke, die „kopprige“ Luft, um nur eine Auswahl zu geben.

Auch den heimischen Menschenschlag sieht der Dichter mit den Augen des Beobachters und bezeichnet die Rassenmerkmale deutlich: blaues Auge, flachsgelbes, bei Mädchen gelocktes Haar, stattliche Körpergröße, die bei Frauen zur Fülle neigen kann (5, 132), in dem reifenden Alter der Knabe „langschächtig“, das Mädchen wie ein Vögel (1, 96). Tadel erntet das betörte Mädchen, das den treuen Liebhaber wegen seines gelben Haars verschmäht (1, 157). Deutlich zeichnet die Schilderung der „Swart Flsch“ (1, 129) den Rassenunterschied in der schwarzen Haarfarbe, rauher und gelber Haut.

Körperliche Schäden wirken in seiner Darstellung auf den Landbewohner abstoßend, so die Hasenscharte und der Klumpfuß der „Swart Ißch“, sogar die stolze Schulzenfrau ist nicht frei von dieser Abneigung gegen körperliche Mißbildung ihrer Kinder (5, 153). So mächtig regt sich das Gefühl für das Schönheitsideal der Rasse. In Zusammenhang hiermit steht der Stolz auf gewisse Familieneigenschaften; dieser war in der Familie des Dichters besonders ausgeprägt, was die Ausdrücke „Pöttenblot“ (2, 75) und „de oll Heuerraaf“ (6, 2) bezeugen. Über eine Folge von vier Geschlechtern richtet sich der Blick in dem Gedicht „An’ Appelboom“ (1, 87).

Breit ausgeführte Landschaftsschilderungen sind bei Brinckman nicht eben häufig. Auch spielt die Landschaft kaum eine die Handlung belebende Rolle, sie ist in „Boß un Swinegel“ der Schauplatz des Geschehens. Wohl aber weiß der Dichter die Stimmung durch Landschaftsbilder zu bereichern, wie vor allem in den Erzählungen „Höger up“ und „An’ Herrgott up Reisen“. Ein reizendes Stimmungsbild eines Sommermorgens auf dem Gutshofe arbeitet mehr mit Schilderungen aus dem Leben der Hausvögel (4, 199).

Entsprechend der Bedeutung, welche das Wetter für die Arbeit des Landmanns hat, schildert der Dichter seine wechselnden Erscheinungen und betont die Rolle des Windes dabei. Am Gewitter fesselt das Heraufziehen der dunklen Wolken, das Zucken und Leuchten der Blitze, das Grollen des Donners und der durch Hagel und Wolkenbruch angerichtete Schaden oder der erquickte Zustand der Natur nach einem ergiebigen Regen, der auf Dürre gefolgt ist. Das Toben des Sturms auf dem Meer aber hat der Schöpfer hochdeutscher Seelieder in seinen plattdeutschen Werken, obgleich diese dazu Gelegenheit geboten hätten, nicht beschrieben. Die Rolle des Windes auf dem Lande ist mannigfach: er dreht die Mühlenflügel, wiegt das blühende Korn, führt die Wolken über das Land, schüttelt die Baumkronen und spielt mit den fallenden Blättern. Der Winter hat in ihm einen willfährigen Gefellen, zum Jubel und Gesang der Kinder am Kinjeesabend heult der Sturm draußen im Walde eine schauerliche Begleitmusik (1, 173), und mit dem Schnee treibt er ein wildes Spiel und türmt ihn zu Schanzen empor (1, 61). Daß dabei wieder eine Gleichstellung mit menschlicher Art erfolgt, wundert nach den Beispielen von früher nicht. Volksauffassung und poetische Gewohnheit bieten reichliche Vorbilder. Das Spiel der Schneeflocken in der Luft gibt den Anlaß zu einem Wilde von den sich prügelnden Müllergefellen (1, 165). Dies stammt aus dem Volksmunde, vgl. 1, 227.

Auch die Nacht findet ausreichende Beachtung. Leuchtkäferchen huschen vorbei wie das Gesprüh von Funken (1, 117), im „olnigen“ Brett „glöfst“ ein „spökig“ Feuer (1, 73). Ein Dorf im Mondschein liegt da wie gerodete Baumstämme, nur das Licht der Laterne, welche die Magd aus dem Stall ins Haus trägt, verhütet den falschen Eindruck (1, 60). Echt brinckmansch ist die Art, den Mond persönlich zu gestalten. Wie eine Braut, die ihre Wäsche auf die Leine gehängt hat und sich an ihr freut, schaut der Mond aus dem Nebel nieder. Ein andermal verkriecht er sich hinter dem Nebel (1, 66). Ort und Vorgang gewinnen in „An’ Herrgott up Reisen“ durch seinen blaffen Schein, der sich über den Friedhof von Mölln breitet, wo der Teufel den Herrgott anspricht, Bedeutung. überall liegt dichterisches Verfahren vor.

Wenn die Sterne am Abendhimmel zu schimmern anfangen, ist der Feierabend gekommen. Den empfängt der schwer arbeitende Landmann wie den Geschenkabend zu Weihnachten. Aus dieser Einstellung gelangt der Stil Brinckmans 1, 112 zu dem Bild vom brennenden Lichterbaum, an dem sich seine Eigenart so recht erfassen läßt:

Sonn Fierabend is sonn Dort Kinjees
 För wen em recht nimmt; un wenn all de Stiern
 Dor haben ruttam' een bi een un blänkern,
 Denn is dat grad' so as sonn Dannenbom
 Mit Gold un Sülwer, Wasztock, güllen Appels
 Un Päpernæt of.

Die verdiente Ruhe beschenkt dann den Müden mit einem traumlosen Schlaf. Dem Volke sind solche Deutungen des Sternenhimmels fremd. Doch darauf soll jetzt nicht geachtet werden. Wichtig allein ist die Frage, ob der Dichter die Rolle des Feierabends im Dorfe erfaßt und dargestellt hat. Wir dürfen sie bejahen und die innere Umwandlung, die für einen Stadtbewohner viel besagt, anerkennen, wenn auch das ruhigere Arbeitstempo zur Zeit des Dichters auch in der Stadt noch den Einschnitt im Tageslauf deutlich gemacht und so seinen Sinn empfänglich gemacht hat für die Kraft und Unmittelbarkeit, die dem Feierabend im Dorf seine hohe einende und beglückende Wirkung verleiht. Das Postillonslied von der nahen Poststraße lenkt die Seele vom Alltag fort und füllt die Brust mit sanfter Stimmung (1, 155). Am Wochenende aber bringt das Beiern des Küsters, das ja dann früher als an den übrigen Wochentagen erklingt, noch nicht rasche Ruhe; denn es ist noch manche Arbeit für den neuen Wochenanfang zu tun. Aber es ist eine fröhliche Stimmung dabei, das Dengeln der Sensen deutet auf den Beginn der frohen Erntezeit (1, 117). Ergreifend ist das Bild des alten Küsters, der, nachdem er die Betglocke gestoßen hat, dem Spiel der Kinder zuschaut und dabei das Weh sich mildern fühlt, das der Tod seiner beiden Söhne für Schleswig-Holstein über ihn gebracht hat (1, 145).

Arbeit will, wenn sie gut vorangehen soll, Ruhe, Ausspannung und Befinnung. Das gewährt der Feierabend. Doch nach einer Reihe gleichmäßigen Schaffens verlangt sie stärkere Einschnitte, Freizeiten. Solche Unterbrechung soll sich aus dem Gleichschritt der Tage herausheben, sie soll in Festen gipfeln. Das Kirchenjahr hat alte Naturfeste bewahrt. Pfingsten erlebt der Dichter noch völlig als das Fest der allgemeinen Hochstimmung, die aus dem kraftvollen Lebensgefühl quillt. Weihnachten aber ist bei ihm zum Fest der Kinder in dem Schoße der Familie geworden. Merkwürdig mutet die Übertragung einer städtischen kirchlichen Sitte auf das Land an, der Besuch der Kurrendesänger auf dem Dorf (1, 176), den Brinckman wohl in seinen Güstrower Jahren beobachtet hat. Kein häuerlich-dörfliche Feste sind das „Swinslachten“ (1, 67) und die „Austköst“ (3, 15). Beide schildert er packend und warm. Das zweite dient ihm gar als festlicher Rahmen um sein Tierläuschen vom „Boß un Swinegel“.

Die Nacht hat auch ihre Schrecken. Der Dichter lehnt zwar entschieden den Gespensterglauben ab und hält ihn als aufgeklärter Zeitgenosse seiner Dichtung fern, aber in der dörflichen Umwelt haben unbestimmbare Geräusche, der Ruf des Totenvogels und andere Zeichen ihre Bedeutung. Offen-

sichtlich aber geht diese nur dem ländlichen Menschen ein. Der Kranke sieht in dem Aufwerfen des Maulwurfs unter dem Herd in der Küche ein Anzeichen des nahenden Todes und hört im Heulen des Hundes und in dem Schrei des Ränzchens, des Totenvogels, den das Volk als „Kumm mit!“ auslegt, den Ruf des Todes (1, 155 f.). An die Seerose knüpft sich die Vorstellung eines ertrunkenen Menschen, der in die „Watermöh“ verwandelt ist und so die Strafe dafür erleidet, daß er den Tod im Wasser gesucht hat (1, 82). Die Warnung vor der Gefahr beim unvorsichtigen Pflücken der gelben „Mümmelk“ betont die Schuld des fahrlässigen Kindes freilich zu stark. Das Empfinden des einfachen Volksmenschen nahm die Schuld anders, als Schuld des Geschicks dem Leben gegenüber. Das bewußte Denken kann in den Bereich solcher Vorstellung nicht eindringen. Eine Kluft scheidet zwei Auffassungen vom Sinn des frühen Todes. Wo es aber der Verspottung des Aberglaubens gilt, mit dem das heiratsfähige Mädchen am „Dllohrsabend“ durch das Werfen eines Schuhs rückwärts über den Kopf die Zukunft erkunden will (1, 175), wird der schelmische Spott des Dichters, der dem Wurf seine deutende Kraft nimmt, Anklang finden. In solchem Mädchenaberglauben war der Vorkämpfer für die Freiheitsgedanken des Jungen Deutschland, der Amerikafahrer und spätere schneidige Attackenreiter gegen die Vorrechte der mecklenburgischen Junker natürlich nicht befangen. War er etwa ein Freigeist? Nichts liegt ferner als solch eine Annahme. Vielmehr ergreift uns bei Brinckman das Gefühl der Achtung vor einer starken inneren Religiosität. Die sittliche Idee herrscht in dem Werke des Dichters so kräftig, daß sie nicht nebenbei in die Erscheinung tritt, sondern als das Ziel erzieherischen Strebens zu gelten hat. Dem Aberglauben geht der Dichter teils aus einer aufklärerischen Haltung, mehr aber aus seinem frommen Sinn heraus zu Leibe.

Die Reihe der Äußerungen über diesen Gegenstand eröffne das Gedicht „Achter int Holt“ (1, 93), weil es das religiöse Gefühl besonders klar ausdrückt. Diese Wahl ist darum vorteilhaft, weil das Gedicht eine einheitliche Auffassung zeigt. Der Gegensatz zweier Glaubenskreise liegt fern. Wir wissen nicht: hat der Dichter ein eigenes Erlebnis geschildert, oder soll der Inhalt von der Empfindung eines ländlichen Menschen Zeugnis ablegen? Doch gerade dieser Zweifel überhebt uns der Notwendigkeit, zwei Vorstellungen zu suchen und miteinander zu vergleichen. Dichter und Bauer sind vor dem Erlebnis des Gedichts in derselben Lage als Angehörige des germanischen Stammes, dem der Hain zum Ort seiner gottesdienstlichen Handlungen diente. Beide haben dasselbe Gefühl, wenn sie den stillen Raum betreten, von dessen Grund die hohen Bäume aufstreben wie Pfeiler in einem gotischen Dom, den ihre Kronen wie ein Kirhdach gegen den blauen Himmel abschließen, während die Sonnenstrahlen seitwärts zwischen den Stämmen einfallen wie durch hohe Fenster, und der Gesang des süßen Vogels, der Nachtigall, geht zu Herzen, daß die Augen sich feuchten. Dann wird das Herz leicht, und ein stilles Gebet tritt ins Bewußtsein. Innere Ergriffenheit durchzieht die Strophen des Gedichts; sie beweist, daß sich der Dichter selbst zu dem Gefühl, das sich hier äußert, bekennt. Dabei ist die Nennung des Priesters, den sich die Einbildung von der Kanzel steigend vorstellt, nur als ein zeitbedingtes Zugeständnis an die übliche Vorstellung eines Gottesdienstes zu werten. Daß kirchliche Feier diesem religiösen Urgefühl nicht das Entscheidende an einem

Fest wie Pfingsten ist, beweist das Gedicht „Pfingsten“ (1, 92). Es drückt allein die Freude an der Natur und das Hochgefühl des jungen Lebens aus:

Hör König un för Kater,
Hog Barg un deepe Grünm',
Up Katens un up Slater
De een, de sülwig Sünn.

Dat sülwig gröne Låben,
Un Halm un Busch un Bom,
De sülwig blage Håben,
De sülwig söte Drom.

Gen Lachen un een Singen,
Gen Nåhmen un een Dank,
Gen Hart vör allen Dingen
De heel oll Welt entlant.

Wenn die Säfte des Baumes steigen und die Knospen schwellen, durchdringt auch den Menschen neue Kraft, neuer Mut und neue Hoffnung. Wie schön bezeichnet diesen Gleichlauf in Natur und Mensch das Wort:

So heet ward mi dat int Geblöt,
Als ob ick sülm giern Knuppens schöt (1, 82)!

Die Menschen dieses Landes sind so eng mit der Natur verbunden, daß der kranke Sohn den Ruheplatz am Immenschauer allen anderen vorzieht (1, 152). Das geschäftige Treiben und Summen der Bienen lenkt und begleitet seine Gedanken, die von früherem Knabenspiel und künftiger Tätigkeit nach der Genesung träumen. Hier weilt er am liebsten auch darum, weil der Blick frei schweifen kann über die Schafrift, die Wiese dahinter mit dem sich anschließenden tiefen Grunde, den weiten See und die beiden Berge an seinen Ufern. Das Bild der dörflichen Landschaft nimmt die Seele mit aller Inbrunst in sich auf. Eine zweite Szene zeigt die fortgeschrittene Krankheit; schon muß der Schwache sich den Kopf heben lassen, als er den Ruf der zur Herbstzeit fortziehenden Kraniche hört. Aber er will und muß sie sehen, sonst meint er, im Augenblick sterben zu müssen.

Der Zug der Kraniche über den See und ihr Ruf ist der Inhalt des großartigen Gedichts „De Kronen“ (1, 159 ff.). Der Reichtum an prächtigen Naturbildern und die eindringliche Sprache erreichen hier die Höhe im Schaffen des Dichters. Die Beseelung der Natur und die Verwendung menschlicher Züge ist in einem Umfange wie sonst nirgends durchgeführt. Die Erde liegt krank wie eine junge Frau an Kindbettfieber, die froh dahinscheidet, da sie ihr Kind gesund weiß. Der hohe Wald ist wie ein Herrscher, in dessen Haus die Krankheit eingebrochen ist und alle seine Kinder zu Boden wirft. Die Sonne sieht in Todesangst auf all das Elend unter ihr. Oben aber in der Luft zieht eine Wanderschar froh zu ihrem Ziele, wo sie Unterkunft finden wird. Ihr Ruf tönt herab. Hör ihn, Mensch! Richte deinen Sinn auch auf die neue Stätte, die du aufsuchen mußt, wenn hier deine Stunde gekommen ist! Der Ruf der Kraniche als eine Mahnung an den Tod, diese Deutung scheint rein theologische Auslegung; sie ist es nicht. Denn sie erwächst aus der Beobachtung des sichtbaren Vergehens des Lebens in der Natur. Da muß sich der Gedanke an den Tod notgedrungen einstellen. Gefaßt sein bedeutet der Sinn der Mahnung. Das ziemt dem besinnlichen Menschen, das ist ein Erbteil aus der Väter Blut. Diese Gefaßtheit spricht in derber Form das

Gedicht „Wu de Dütsche sik trösten don deit“ (1, 127) aus, andere wie „Eng un woll“ (1, 146) und „Wat hett sonn Junker mihr“ (1, 147) fügen den Stolz des Bauern auf seinen Stand hinzu. Den Gipfel dieser Gesinnung aber erreicht die Haltung vor dem Tode. Eine beglückende Weisheit ist dem Dichter als Frucht eigenen Erlebens und nicht zum geringsten auch aus der Betrachtung des Naturlebens gereift. Sein eigenes Leben hat der Dichter auf dem Lande vielfach in Einklang mit der bäuerlichen Haltung gefunden, und er hat sich hingezogen gefühlt zu den Quellen noch älterer Wesensart, die seine und die bäuerliche Anlage nährt. In diesem seelischen Zustande erschloß sich eine längst verloren gegangene Erfahrung wieder, die Beobachtung des Gleichlaufs von Natur- und Menschenleben, vom großen Rhythmus alles Lebens. Diese Einsicht drückt der Dichter in der Anordnung der Gedichte des „Büchel Grip“ aus. Lange hatte man jede Ordnung in diesem Gedichtbuch vermißt. Erst der sinnigen Betrachtung Ernst Hamanns gelang die Entdeckung der sinnvollen Reihenfolge der Gedichte (s. 1, 53). Zwei Reihen ziehen sich durch das Buch, eine fügt die Bilder und Szenen aus der Natur vom Winter über das Frühjahr, den Sommer und Herbst bis zum Jahresende aneinander, die andere stellt in diesen Ablauf die Stufen des menschlichen Lebens von der Wiege bis zum Grabe hinein. Keim, Knospe, Frucht und Vergehen folgen einander in beiden Bezirken. Dem Lebensfrühling der Menschen ist kindliches Wesen eigen, der Reifezeit der Natur gleicht das Erwachen des Liebesgefühls, tätiges Wirken und mannhaftes Streben richtet sich aus nach dem kraftvollen Wachstum der Bäume, und den Abschluß führt wie dort der Tod herbei. Werden und Vergehen bilden eine unlösliche Kette. Das ist eine Gewißheit, die Furcht fernhält. In dieser Erkenntnis prägt Brinckman das tröstliche Wort „Heiland Dod“ (1, 76), ihm gesellt er in dem Gedicht „De vörnähm Gast“ (1, 162) die Gestalt des Todes mit der Krone auf dem Haupte hinzu. In volkstümlicher Auffassung als Mäher erscheint der Tod in dem Gedicht „Swart Ijsch“ (1, 131). Da aber der Ausdruck „Heiland“ der christlichen Sphäre entnommen ist, muß geprüft werden, ob in ihm ein christlicher Sinn steckt. In der Tat spricht dieser deutlich aus anderen Wendungen, z. B. „Dod mit dir'n Morgensünnefchin“ (1, 156) und noch eindeutiger, wenn das Grab „Gott's Husdör“ (1, 156) genannt und als „Achterpuurt“ ins Jenseits (1, 107) bezeichnet wird. Daß der Weg zu Gott geht, ist in dem ergreifenden Lied „Un schüll ic ihrer vun di gahn“ (1, 162) ausgesprochen. Der religiöse Gedanke ist ins Christliche gewendet, darin ist der Glaube des Dichters der geschichtlichen Entwicklung verhaftet, und es ist begreiflich, daß er ihn nur in dieser Form seinen Landsleuten künden durfte. Der Ausdruck „Heiland Dod“ mag darum auch in christlicher Auffassung gemeint sein. Doch die Kühnheit der Anwendung meidet die Enge des biblischen Begriffs, und das Fehlen aller Begleitvorstellungen und -vorschriften wie Sünde, Buße hebt die Vorstellung aus der christlichen Sphäre heraus. Ihr Ausgangspunkt liegt in dem Gedanken des natürlichen Ablaufs alles Lebens, in der Anerkennung der Gesetze der Schöpfung.

Brinckman hat die mecklenburgische Landschaft eindringlich geschildert und das bäuerliche Leben in sie hineingestellt. Die Bedeutung des Jahresrhythmus für die Arbeit und das Leben der Landbevölkerung ist ihm auf-

gegangen. Darüber hinaus gewinnt er die Auffassung, daß das menschliche Leben von demselben Rhythmus durchdrungen ist. Bäuerliches Denken und Fühlen hat er wie keiner vor und nur wenige nach ihm in ihrem Wesen verstanden. Selten nur mischt sich eine abweichende aufklärerische Meinung ein, öfter gibt er seiner erzieherischen Neigung nach. Dogmatisches Christentum findet keinen Raum, die christliche Gesinnung eint sich mit einer natürlichen Frömmigkeit, die sich als rassengebundenes Erbteil erkennen läßt.

Von der Meisterschaft niederdeutscher Redekunst

Von Gerhard Staak.

„Jedes Volk, wat 'ne unverdorben Seel
in 'n Liew hett, is 'n Künstler von Gottes
Gnaden, ja — 'n Dichter un Maler toglik.“

R. Wossfido,
Dewer den Humor in de Meckelbörger
Volkspraak, S. 5.

Die alltägliche Rede, die hin und her zwischen den Menschen des gleichen Hofes, des Dorfes, der Straße umgeht, dient gewiß in weitem Umfang der Verständigung¹. Sie hat das, was gesagt werden muß, kurz und bündig auszudrücken. Aber vielfach sucht auch die Umgangssprache im Mitteilen, im Schildern und Darstellen, in Wort und Widerwort nach einer Verstärkung des Ausdrucks zur Verdeutlichung des Gedankens oder des Gefühls. Wo Menschen gleicher oder ähnlicher Lebenslage zusammenkommen, findet sich sehr bald die Gelegenheit zu ausgiebigen Gesprächen über gemeinsame Angelegenheiten, über Beobachtungen und Erfahrungen, die der eine hier, der andere dort gemacht zu haben glaubt. Wie mit dem wachsenden Anteil an der Unterhaltung die Gebärde der Teilnehmer lebhafter wird, so steigert sich auch die Beredtheit der Sprecher, gewinnt deren Sprache an Fülle und Farbe. Durch Ton und Rhythmus, durch die treffende Wahl der Worte, durch Bilder und Vergleiche, selbst durch die Besonderheit grammatischer Formen sucht der Redende einen möglichst starken Eindruck auf die Hörer zu bewirken, seine Meinung oder sein Empfinden deutlich zu machen.

Nun besitzt die Mundart eine Fülle von rednerischem Erbgut², das diesem Verlangen nach Verstärkung und Steigerung weit entgegenkommt. Für das Nordfriesische hat vor kurzem Peter Jensen³ eine Übersicht über die Kunstmittel der Rede gegeben. Ebenso gibt es eine Kunst des mündlichen Ausdrucks im Niederdeutschen, eine Redekunst, die über einen großen Reichtum an Stilmitteln verfügt und diese auch im rechten Augenblick und in rechter Weise anzuwenden weiß. Sie tritt nicht zwangsläufig auf den Plan, es ist vielmehr ein Glücksfall, wenn man ihr begegnet; sie ist, wie jeder Sammler

¹ L. Weisgerber, Muttersprache und Geistesbildung, 1929, S. 50 f.

² Lothar Schreyer, Sinnbilder deutscher Volkskunst, Hamburg 1936, S. 5: „Der Begriff Volkskunst wird meist nur für diese ‚bewahrende‘ Kunst angewendet, die also keineswegs gesunkenes Kulturgut ist, sondern erhaltenes Kulturgut.“ Dieser Satz gilt in vollem Umfang auch für die Kunst der Rede im Volk.

³ Peter Jensen, Stilistischer Rierat im Nordfriesischen. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 45 (1932), 26 ff. (Festschrift für C. Borchling.)

des Volksgutes sicher erfährt, im besten Sinne eine Gelegenheitskunst. Wo der Einklang in der Gemeinschaft gestört ist, ein Mitteilen nur auf Mißverständnis stößt und schließlich sinnlos werden muß, ist auch die kunstvolle Rede gehemmt. Sie vermag nur dort zu leben, wo sie frei und unabhängig schalten kann. Die Worte Richard Wossidlos, die wir an den Anfang unserer Erörterung gestellt haben, sind die beste Bestätigung für diese Tatsache.

Als Ausdruck des künstlerischen Sinnes unseres Volkes ist die Kunst der Rede ein Teil der Volkskunst, mit deren Äußerungen im Sachgut sie viele Wesenszüge gemeinsam hat¹. Wie diese hat sie im Laufe von Jahrhunderten von vielen Seiten her eine Fülle von Anregungen erfahren, ohne in ihrem Kern dadurch verfälscht zu werden. Friedrich Seiler², wohl der beste Kenner des deutschen Sprichwortes, kommt zu der Feststellung: „Es gibt gewisse Kunstmittel, die durch die eigenartige Gestaltung des Gedankens diesem einen besonderen Reiz geben, so daß der Hörer stark angeregt, unter Umständen geradezu geblendet und verblüfft wird. Diese Redefiguren, die in der Rhetorik eine große Rolle spielen, haben ihre Wurzel in der Ausdrucksweise des Volkes und treten daher auch im Sprichwort auf.“ Die zahlreichen Anekdoten im Volksmund, die von dem Aufkommen eines geflügelten Wortes berichten, sind gewiß nicht zuverlässig und in vielen Fällen erst nachträglich entstanden. Das gilt besonders auch für das sogenannte Beispiel-Sprichwort oder „Sagwort“, wo aus Gründen der besseren Veranschaulichung die erste Anwendung einer Redensart einer als bekannt vorausgesetzten Persönlichkeit oder dem typischen Vertreter der Gruppe einer Gemeinschaft in den Mund gelegt wird. Der Sinn für die geprägte Form aber, der sich immer wieder deutlich zeigt, die Meisterschaft in der Anwendung in der lebendigen Rede schließen die Annahme von einer nahezu restlosen Übertragung aus.

Im Vergleich mit den Äußerungen künstlerischen Wollens im volkshundlichen Sachgut, insbesondere an Werkzeug und Gerät, ist die Kunst in der volkstümlichen Rede bisher weniger beachtet worden, weil sie museal nicht darstellbar ist und in dem niederdeutschen Schrifttum je nach der besonderen Befähigung der Dichter und Schriftsteller immer nur in beschränktem Maße zum Ausdruck kommen kann³. Erst die Mecklenburgischen Volksüberlieferungen Richard Wossidlos und neuerdings die reiche Fülle geprägter Volksrede in dem Mecklenburgischen Wörterbuch von Wossidlo-Teuchert sowie das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch von Otto Menfing, das jedes Wort nach Bedeutung und Anwendung durch eine sorgsame Auswahl lebendiger Beispiele erläutert, haben uns neben den großen Beständen, die in den Veröffentlichungen des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung vorliegen, den Reichtum an künstlerischem Gehalt in der niederdeutschen Sprache vor Augen geführt. Es ist ein besonderer Glücksfall, daß hier Menschen an der Arbeit waren, die zugleich mit dem strengen wissenschaftlichen Ernst

¹ Konrad Hahn, Grundzüge der deutschen Volkskunst, bei Adolf Spamer, Die deutsche Volkskunde, I, 406.

² Friedrich Seiler, Deutsche Sprichwortkunde, München 1922, S. 162.

³ R. Wossidlo, Demer den Humor in de Meckelbörger Volkssprat, Heft 4 der Bökerie von 'n Plattdütschen Landsverband Meckelborg, 1924, S. 9, bemerkt: „Es ist auffallend, wie wenig davon sich in der heimischen Dialektliteratur findet.“

über ein hohes künstlerisches Vermögen verfügten, das ihnen den rechten Sinn für die Poesie und den Schmuck in der mundartlichen Rede gab.

Friedrich Seiler glaubt auf Grund seiner eindringlichen Beobachtungen die Feststellung¹ machen zu können: „Die ältere Form des Reims, der Stabreim (Alliteration, Gleichheit der Anfangskonsonanten), ist im Sprichwort verhältnismäßig selten und beruht, wo er vorkommt, wohl weniger auf Absicht als auf Zufall.“ Für das Niederdeutsche trifft diese Auffassung, die Seiler hier ausdrücklich auf das Sprichwort beschränkt, gewiß nicht zu. Überhaupt schenkt Seiler dem Stabreim nur eine geringe Beachtung. In seinem umfangreichen Buch sind diesem nur zwei kurze Abschnitte gewidmet². Die Sammlung niederdeutscher Alliterationen von Karl Seiz scheint Seiler entgangen zu sein³. Tatsächlich bindet auch heute noch der Stabreim im Niederdeutschen wie in geringerem Maße auch in der Hochsprache die sinntragenden Worte und hebt sie so aus dem Fluß der Rede. Die Sammlungen Richard Wossidlos bieten zahlreiche Belege für den Stabreim in Sprichwörtern: „En Kind ahn Kopp is 'n Kroepel titsläwens“⁴; „eng un woll is bäter as wit un weh“⁵; „wenn twee Arm sik wat gäben, freuen sik de Engel in 'n Himmel“⁶; „de Armut fick den Flitigen woll in 't Finster, oewer kümmt em nich in 't Hus“⁷.

Wenn auch die Mundart keine Bezeichnung für das Kunstmittel des Stabreims besitzt, so weiß sie doch von diesem mit feinem Geschick Gebrauch zu machen. So kennzeichnet sie den Verschwender in sprichwörtlichen Redensarten wie: „He is sin Geld gramm“⁸; „he smitt sin Groschen in de Grammel“⁹; „Hus un Hoff sünd dörrch 'n Hals gahn“¹⁰. Von dem Armen heißt es: „Mit den 'n fräten de Schulden ut de Schal“¹¹; „dor lopen de Müs' sik Blotquesen ünner de Been nah 'ne Brottköst“¹².

Gerade die Wahl der Eigennamen, die ja für den Sinn völlig belanglos sind, zeigt in vielen Redewendungen die Absicht der Bindung: „Lang as Lewerenzen sin Kind“; „eigen as Zacharias sin Zäg“; „breet as Bruchhans sin Hierung“¹³.

Besonders gelungen ist in Verbindung mit dem Stabreim ein Wortspiel¹⁴, das zwei ähnlich klingende Wörter verschiedenen Sinnes, von denen das zweite die an sich unmögliche Steigerung des ersten dazu noch vortäuscht,

¹ Friedrich Seiler a. a. D., S. 196.

² Friedrich Seiler a. a. D., S. 14 und S. 196.

³ Niederdeutsche Alliterationen, gesammelt von Karl Seiz, Norden und Leipzig 1893.

⁴ R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd', Heft 3 der Bökerie von 'n Plattdütschen Landsverband Meckelborg, 1924, S. 36.

⁵ Ebenda S. 19.

⁶ Ebenda S. 23.

⁷ Ebenda S. 22.

⁸ Ebenda S. 27.

⁹ Ebenda S. 28.

¹⁰ Ebenda S. 28.

¹¹ Ebenda S. 24.

¹² Ebenda S. 22.

¹³ Ebenda S. 3.

¹⁴ Friedrich Seiler a. a. D., S. 178.

in einer Redewendung nebeneinanderstellt: „Hei hett 'n Lävven as 'n Graf un noch groewer“¹.

Das häufig vorkommende Stilmittel der Zweigliedrigkeit — Peter Jensen² nennt es treffend den „Zweispänner“ — wird durch den Stabreim wesentlich verstärkt und durch den mit diesem oft verbundenen Wechsel der Vokale in den Wortpaaren, den Ablaut³, belebt: „He lüggt, dat Rung' un Rad hävern“⁴. Andere in gleicher Weise verbundene Wortpaare sind: „Kisten un Kasten“⁵; „Kind oder Künd“⁶; „Koh oder Kalw“⁷; „Miill un Meß“⁸; „nich Bedd noch Bulster“⁹; nich Putt oder Pann“¹⁰; „nich Säg oder Saft“¹¹.

Diese durch Stabreim verbundenen Wortpaare beschränken sich keineswegs auf Dingwörter, sondern umfassen ebenso andere Wortarten: „wit un weh“¹²; woll un warm“¹³; „biten un bräken“¹⁴; rufft un rappt“¹⁵; „verfidelt un verfumfeit“¹⁶; „ümmer un all Dag“¹⁷.

Niemals sind Wörter völlig gleicher Bedeutung in einem Wortpaar vereinigt, sondern beide Glieder der Formel sind durchweg innerhalb eines bestimmten Oberbegriffs deutlich zu unterscheiden. Meist erweitert oder steigert das zweite die Bedeutung des ersten. Selbst durch Ursache und Wirkung können die Glieder verbunden sein, wie „wit un weh“. Keineswegs sind sie nur nach äußerlichen Merkmalen, etwa denen des Wohlklangs, zusammengestellt¹⁸. Die gleichen Beobachtungen gelten auch für die durch den *Endreim* verbundenen Wortpaare, von denen die Umgangssprache gleichfalls eine große Zahl besitzt, z. B. „Sand un Land“¹⁹; „Stoek un Bloed“²⁰; „Heid' un Weid“²¹; „Daek un Faek“²²; „Hüll un Düll“²³; „schellen un bellen“²⁴; „holl un holl“²⁵.

¹ R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd', S. 18.

² Peter Jensen a. a. D., S. 28.

³ Friedrich Seiler a. a. D., S. 14 f.; Wilhelm Martin Esser, Deutsche Sprache, eine Sendung, 1936, S. 37.

⁴ R. Wossidlo, Dewer den Humor in de Meckelbörger Volkspraak, S. 22.

⁵ R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd', S. 17.

⁶ Ebenda.

⁷ Ebenda S. 33.

⁸ Ebenda S. 17.

⁹ Ebenda S. 20.

¹⁰ Ebenda S. 20.

¹¹ Ebenda S. 28.

¹² Ebenda S. 19.

¹³ Ebenda S. 15.

¹⁴ Ebenda S. 21.

¹⁵ Ebenda S. 26.

¹⁶ Ebenda S. 30.

¹⁷ R. Wossidlo, Kinderwartung und Kinderzucht. Mecklenburgische Volksüberlieferungen 3, 27.

¹⁸ R. Wossidlo, Die Tiere im Munde des Volkes. Mecklenburgische Volksüberlieferungen 2, 481, und ebenda 3, 437 f., bringt Zusammenstellungen von Belegen für den Stabreim. Siehe auch R. Wossidlo, Negative Verbindung zweier Ausdrücke im Meckl. Platt. Korrespondenzblatt d. Ver. f. nd. Sprachforschung 14 (1889—90), 18 ff.

¹⁹ R. Wossidlo, Meckl. Volksüberlieferungen, 3, 70.

²⁰ Ebenda S. 187.

²¹ Ebenda 2, 167.

²² Ebenda S. 31.

²³ Ebenda 3, 190.

²⁴ Ebenda S. 126.

²⁵ Ebenda S. 221.

Der Reiche kann „sik woll rögen un bögen“¹, bei ihm geht es zu mit „Saden un Braden“², während der Arme dasitzt in „Schuld un Ungeduld“³, „verlahmt un verklamt“⁴.

Zimmerhin läßt sich nicht verkennen, daß im Niederdeutschen der Reim in den sprichwörtlichen Formeln⁵ gegenüber dem Stabreim zurücktritt⁶. Im Sprichwort kommen dagegen Assonanz und Reim⁷ zu reicher Verwendung; hier bestimmen sie wesentlich die Form, die durch sie vielfach überhaupt erst ihr künstlerisches Gepräge erhält: „De klögsten Afsaten gahn hinner den Hafen“⁸; „bäter tehren un Not liden as sporen un dot bliben“⁹. Der Reim ist in den Sprichwörtern so verbreitet, daß sich hier Beispiele erübrigen.

Gebräuchlich ist weiterhin in der Mundart auch noch das Stilmittel, durch ungewöhnliche, oft altertümliche Formen die Spannung bei den Zuhörern zu erhöhen. Das Mittelwort der Gegenwart findet sich vielfach ohne künstlerische Absicht noch in erstarrten Verbindungen. Ganz allgemein sind z. B. „tokumm Johr“, „tokumm Woch“. „Fläten Wader“ ist in der volkstümlichen Krankheitsbehandlung als Vorbeugungsmittel und selbst als Heilmittel noch recht bedeutsam. Häufig dient das Mittelwort der Gegenwart zur näheren Bezeichnung von Krankheiten, z. B. „dat lopen Für“, „de fleigen, de riten Sicht“, „dat sniden Wader“. Als Stilmittel bestimmt es den Gegensatz in den sprichwörtlichen Redewendungen: „Fläuten Dirns un slarpen Jungs dægen niks“¹⁰; „fläuten Trugenslüd’ un klingen Seizen dægen nich“¹¹; „en släten Fru is bäter as ’ne keewen Fru“¹².

Zur Heraushebung charakteristischer Züge dient vor allem die Befehlsform¹³. Sie ist besonders fruchtbar in der Namengebung. Eine Dorfstraße in Plate, in der die wohlhabenden Bauern wohnen, heißt „de Fröhlichkiek“. „Kiekindemarck“ und „Kiekindepeene“ sind Grenzplätze. Bekannt ist die reiche Verwendung in Wirtshausnamen. Auch unter den Beinamen der Tiere¹⁴ ist die Befehlsform häufig: „De Kieintruhr“ ist der Hecht, „de Kruupantuun“ der Maulwurf. In gleicher Weise werden auch Menschen charakterisiert: der verwegene Junge ist ein „Ritendaal“ oder ein

¹ R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd’, 3, 18.

² R. Wossidlo, Meckl. Volksüberlieferungen, 3, 228.

³ R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd’, S. 24.

⁴ Ebenda S. 24.

⁵ Friedr. Seiler a. a. D., S. 13 ff.

⁶ R. Wossidlo, Meckl. Volksüberlieferungen, 2, 481, und 3, 438, bringt Belege über die Verwendung von Assonanz und Reim in der Umgangssprache.

⁷ Zur Assonanz im Niederdeutschen siehe Oskar Hauschild, Die Bedeutung der Assonanz und des Ablautes für die Wortbildung im Niederdeutschen. Korrespondenzblatt d. Ver. f. nd. Sprachforschung, 21 (1899/1900), 3 ff.; R. Koppmann, Zur Assonanz im Niederdeutschen, ebenda S. 35 ff.

⁸ R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd’, S. 38.

⁹ Ebenda S. 28.

¹⁰ Mündlich aus Moissall.

¹¹ R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd’, S. 8.

¹² Ebenda S. 8 (släten ’verschwenderisch’; keewen ’keifend’).

¹³ R. Wossidlo, Meckl. Volksüberlieferungen 2, 471 f., und 3, 439 f., bringt Zusammenstellungen imperativer Bildungen.

¹⁴ R. Wossidlo, Meckl. Volksüberlieferungen, 2, 471.

„Bräkendaal“¹. Der Geizhals ist ein „Driickpenning“², ein „Blir up den Dütten“³. „Nah Hägup künmt Frätup“⁴.

Zu dem Gebrauch des Infinitivs hat R. Wossidlo zahlreiche Belege beigebracht⁵. Als Kunstmittel zur Steigerung oder Verstärkung des Ausdrucks ist dieser weniger bedeutsam.

Daß sich in sprichwörtlichen Formeln und Redewendungen manches alte Wort erhalten hat, ist eine bekannte Tatsache, die auch in Mecklenburg nachweisbar ist. Das alte Wort „Päge“ für das Pferd findet sich noch in der Formel „mit Wagen un Pagen“⁶. Ganz unverständlich geworden ist die häufig vorkommende Redewendung: „Se süht ut as Wadding un Weihdag“⁷. Beide Glieder des Wortpaares entstammen der Milchwirtschaft: „Wadding“ heißt das Käsewasser, in manchen Gegenden bezeichnet es auch die Molken⁸; „Weih“, hier durch Volksetymologie zu „Weh“ = plattdeutsch „Weihdag“⁹ umgedeutet, sind gleichfalls die Molken⁹. Beachtenswert ist die Formel „Kind un Künd“¹⁰. Karl Seiz: Niederdeutsche Alliterationen, Abschnitt II A belegt dazu „Kind edder Künne“. Der innere Zusammenhang in den Wortpaaren macht die Vermutung wahrscheinlich, daß in „Künne“ ein altes Wort für Geschlecht, as. „kunni“ fortlebt. Heute wird es, wenn überhaupt, meist wohl als „Kunde“ im Sinne von Bekanntschaft verstanden.

Die Mundart kennt auch das Kunstmittel, durch scheinbaren W i d e r s i n n¹¹ den eigentlichen Gedanken zu verbergen. Den Störenfried wünscht man dahin, „wo de bleckern Dannen wassen“¹². Eine unmögliche Aufgabe wird mit der Redewendung abgetan: „Dat is as 'n höltern Bäckaben, un dor mit Is inbäuten“¹³, oder mit den Worten abgelehnt: „Alles in de Welt, bloß keen gläsern Karr, hett de Jung secht“¹⁴. Dem Aufgeblasenen wird die spöttische Mahnung zuteil: „Berr di man kein Klavier in 't Dog“; dem überängstlichen rät man: „Fall man nich in 'n Breißkasten“¹⁵. Den Gedanken, daß die Kühe nur dann reichlich Milch geben können, wenn sie gut gefüttert werden, drückt die Mundart durch die Umkehrung des natürlichen Vorganges aus, indem sie behauptet: „De Käuh warden dörrch 't Muul melkt“¹⁶.

¹ R. Wossidlo, Meckl. Volksüberlieferungen, 3, 439.

² R. Wossidlo, Von allerehand Slag Lüüd', S. 24.

³ Ebenda S. 25.

⁴ Ebenda S. 27.

⁵ R. Wossidlo, Der Gebrauch des Infinitivs im Mecklenburger Platt. Korrespondenzblatt d. Ver. f. nd. Sprachforschung, 17 (1893), 60 ff.

⁶ R. Wossidlo, Meckl. Volksüberlieferungen, 2, 70.

⁷ Vielfach mündlich.

⁸ Karl Eichwald, Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten, 3. Ausg. (1868), S. 91 (Glossar): Waddik 'Molken', auch 'das Wässerige in der nicht gehörig ausgearbeiteten Butter'. Vgl. D. Menßing, Schlesm.-Holst. Wörterbuch, 5, 502: Käswater.

⁹ Wei, siehe D. Menßing, Schlesm.-Holst. Wörterbuch, 5, 580: Molken.

¹⁰ R. Wossidlo, Meckl. Volksüberlieferungen, 3, 119; derselbe, Von allerehand Slag Lüüd', S. 17; derselbe im Korrespondenzblatt des Ver. f. nd. Sprachf. 14 (1889/90), S. 19. — Karl Seiz a. a. D., Abschnitt II A.

¹¹ Friedr. Seiler a. a. D., S. 162 f.

¹² Mündlich aus Neukloster.

¹³ Vielfach mündlich.

¹⁴ R. Wossidlo, Meckl. Volksüberlieferungen, 3, 137.

¹⁵ Vielfach mündlich.

¹⁶ Vielfach mündlich.

Das Kunstmittel der Übertreibung findet sich besonders häufig im „Sagwort“, in dessen bis zur Groteske gesteigerten Bildern es breiteste Verwendung findet. Auf Beispiele kann hier verzichtet werden.

Der Mangel der Volkssprache an Abstraktionsfähigkeit ist verschiedentlich Gegenstand der Untersuchung gewesen¹. Es ist auch gar nicht zu bestreiten, daß im Vergleich zu der Hochsprache der Bestand an Abstrakten in den Mundarten wesentlich geringer ist. Das tritt meist sofort in Erscheinung, wenn man den Versuch macht, einen hochdeutschen Text in die Mundart zu übertragen. Der Eindruck des Gezwungenen und Unechten ist nie ganz verwischbar. Die Mundart schafft eben in einem anderen Geist als die Hochsprache. Damit ist selbstverständlich keine Wertung gegeben. Es soll lediglich herausgestellt werden, daß die Mundart das Ausdrucksverlangen ihrer Träger mit Mitteln zu erfüllen vermag, die in der Hochsprache nicht die gleiche Bedeutung haben². Die Mundart kann auch deshalb mit den Kunstmitteln der Rede freier schalten, weil sie in dem begrenzten Bereich ihrer Geltung immer nur zu Menschen spricht, die „im Bilde“ sind, die aus der gleichen Lebenslage heraus den Sinn der Worte voll zu erfassen vermögen. Die „Gleichartigkeit der Auffassung“ innerhalb einer Gruppe ist, wie Weisgerber³ überzeugend darlegt, durch den gemeinsamen Anteil an der Muttersprache gewährleistet. Der Bauer der Lüneburger Heide, der die Erfahrungen aus der politischen Entwicklung nach dem Kriege in dem Satz zusammenfaßte, „dat de Lüüd', de bit dreiunddörtri reizt hebben, all bi achteihn harrn passen müßt“, war gewiß ein Meister der Rede, der mit diesem Bilde aus dem Skatspiel bei seinen Zuhörern sicher volles Verständnis fand⁴.

Die Mundart empfindet gar nicht einen Mangel an Ausdrucksfähigkeit durch das Fehlen von Abstrakten, sie meidet vielmehr geradezu die unanschauliche, rein gedankliche Ausdrucksweise. Hier formt die Freude am *Unschaulichen* und *Bildhaften* die Rede, wählt und bildet Worte. Die Mundart bezeichnet mit feiner Übertragung den furchtlosen und unternehmenden Mann als „Driewkiel“⁵, sie nennt kühn den Schnaps „de Löwenmell“⁶ und spricht von dem handfesten Stock, der den Faulen schreckt, als dem „Fichtenstiller“⁷. Eine Kenning im echten Sinne ist der Name „Klapperfaut“⁸ für den Teufel, der hier treffend als der Geist der Disharmonie, der Unordnung erfaßt ist. Der unregelmäßige Schritt des pferdefüßigen Gesellen ist hier namenbildend geworden. Eine Reihe weiterer Beispiele für Beinamen bringt R. Wossidlo, Scherz-, Ehren- und Scheltnamen der Tiere⁹.

Mit der Namengebung beginnt bereits die *Verrätselung*¹⁰, die in dem künstlerischen Ausdruck der mundartlichen Rede einen großen Raum

¹ Friedrich Maurer, Volkssprache, bei Adolf Spamer, Die Deutsche Volkskunde 1, 196 ff.

² Wilhelm Martin Esser, Deutsche Sprache, eine Sendung, S. 70 f.

³ L. Weisgerber, Muttersprache und Geistesbildung, 1929, S. 50 f.

⁴ Mündlich aus Celle.

⁵ Mündlich aus Neukloster.

⁶ R. Wossidlo, Dower den Humor in de Meckelbörger Volksspraf, S. 10.

⁷ Ebenda S. 9.

⁸ Mündlich aus Neukloster.

⁹ R. Wossidlo, Meckl. Volksüberlieferungen, 2, 465 ff.

¹⁰ R. Petzsch, Das deutsche Volksrätsel, 1917, S. 6.

einnimmt. Auch viele imperativische Namen gehören hierher. Die meist breiter angelegte Verhüllung findet sich dagegen mehr in Redewendungen, z. B.: „Dee hinner n Haken geiht, möt 'n lütt bäten klöcker sin as dee dorvör geiht“¹.

Alle Stufen der Besee lung² sind in der Mundart vertreten: „Abendrot gaud Wärer Bod', Morgenrot bringt Wader in' Soot“³. „Unglück flöppt nich“⁴, warnt ein Wort, ein anderes: „Krieg un Not sleit 'n armen Mann dot“⁵. Von der Behausung der Armen heißt es: „Dor sleit Klend sin Trummel“⁶; „dor geit de Hunger up Krücken, un de Döft kickt armlang ut de Dör“⁷.

Besonders beliebt ist die Personifikation durch Eigennamen⁸: „Rannich liggt up 'n Kirchhoff, un Magnich liggt dorbi“⁹. In der Mundart spricht man von der Mehrheit wie von einer einzelnen Person: „Meistmann will nicks dorvon weiten“; „Meistmann höllt dat so“¹⁰. Das Mädchen, das beim Tanz sitzen geblieben ist, „hett mit Johann Wandmann danzt“¹¹. Reicht die Milch nicht zur Suppe, tröstet sich die Frau: „Sodmannsch borgt jo noch“¹², und holt Wasser aus dem Brunnen. Die Wand wird hier als Tänzer, der Brunnen als Höferin vorgestellt.

In ähnlicher Weise sucht die Mundart durch Ortsnamen¹³ einen Gedanken zu veranschaulichen. Von dem Reichen heißt es: „Dee wahnt in de Bradenstrat un nich up 'n Smachthagen“¹⁴, von dem Armen: „De wahnt up Blißeblant“¹⁵. Den Geizhals, der lieber nimmt als gibt, kennzeichnet anschaulich die Wendung: „Dee is nich ut Gäwerow, dee is ut Nählerow“¹⁶. Die Bodenständigkeit des hier angewandten Stilmittels belegt die Wahl des Ortsnamens: Nemerow ist ein Dorf bei Stargard.

Deutlicher noch als in einzelnen Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten der Umgangssprache zeigt sich die Kunst des mündlichen Ausdrucks in dem zu fester künstlerischer Form gestalteten Sprichwort, das nicht einem plötzlichen Einfall, einer lustigen Eingebung seinen Ursprung verdankt, sondern meist das Ergebnis eindringlicher Beobachtungen und langer Erfahrungen ist. Die Überfremdung ist hier bei der Allgemeingültigkeit der Grundgedanken und bei der Festigkeit der einmal gefundenen sprachlichen Form recht groß. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die bessere Formulierung, wenn sie als sinngemäß empfunden wurde und mundgerecht war, die schwächlichen Versuche der Eigengestaltung verdrängen mußte. Aber die

¹ R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd', S. 36.

² Friedr. Seiler a. a. D., S. 153 ff.

³ Vielfach mündlich.

⁴ Vielfach mündlich.

⁵ R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd', S. 23.

⁶ Ebenda S. 22.

⁷ Ebenda S. 21 f.

⁸ Friedr. Seiler a. a. D., S. 155 f.

⁹ Mündlich aus Rambow.

¹⁰ Mündlich aus Neufloster.

¹¹ R. Wossidlo, Dower den Humor in de Meckelbörger Volksprat, S. 9.

¹² Ebenda S. 9.

¹³ Friedr. Seiler a. a. D., S. 19.

¹⁴ R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd', S. 19.

¹⁵ Ebenda S. 22.

¹⁶ Ebenda S. 26 f.

klare Zeichnung der Umwelt, die Vertrautheit der Bilder, die treffende Wahl des entsprechenden Ausdrucks lassen die Bodenständigkeit vieler niederdeutscher Sprichwörter nicht zweifelhaft erscheinen. Friedrich Seiler sieht als sicheres Kennzeichen landschaftlichen Ursprungs den Reim an: „Wenn dieser nur in der mundartlichen Form vorhanden ist und bei Übertragung ins Hochdeutsche verschwindet, so haben wir ein echtes Sprichwort vor uns“¹. Das ist vielfach richtig; allerdings darf nicht übersehen werden, daß mit dem Reim oft recht frei geschaltet wird. Friedrich Seiler verweist weiterhin auf die Wortwahl². Nur in der Mundart vorkommende Ausdrücke belegen nach ihm gleichfalls die Echtheit.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn man die von Seiler aufgestellten Gesichtspunkte für die Beantwortung der Fragen nach der Echtheit als gültig ansieht, eine große Anzahl von niederdeutschen Sprichwörtern von der Betrachtung ausgeschlossen werden muß. Immerhin bleibt auch so noch ein recht beachtlicher Bestand übrig, der für den künstlerischen Sinn des Volkes zeugt.

Die überlegene Sicherheit in der Anwendung der Stilmittel hat manchen Spruch zu einem echten Werk sprachlicher Kleinkunst gemacht. Meist ist ein Stilmittel formgebend, während andere verstärkend hinzutreten. Ein Sprichwort von der Vielgeschäftigkeit der Frau zeigt z. B. Vielgliedrigkeit: „En Frugensminsch kann viererlei Arbeit tauglik maken: spinnen un weegen un hushöden un leegen“³. Der in Prosa gehaltene Eingang, der rhythmische Aufbau des Hauptteils, der Reim und der mit dem letzten Wort plötzlich auftauchende Gegensatz, der dem sachlichen Ton einen überraschenden persönlichen Ausklang gibt, bestimmen sehr wesentlich das künstlerische Gepräge mit. Der Gegensatz bestimmt die künstlerische Form in einem völlig gleichlaufend gebauten Sprichwort über die strenge Scheidung zwischen dem Bereich des Mannes und dem der Frau in der häuerlichen Wirtschaft:

„De Fru un de Katt hüren achter de Dör,
De Mann un de Hund dee hüren dorvör“⁴.

Die Zweigliedrigkeit des Satzgegenstandes in beiden Versen, die Wiederholung der Satzaussage und der Reim haben hier mitgewirkt. Wie ernsthaft im Niederdeutschen um die künstlerische Form gerungen wird, zeigt sich, wenn man zwei Varianten zu diesem Sprichwort betrachtet, die Schambach⁵ mitteilt: „De katte, de ör (Uhr) un de früe, dei höovert int hus; de knecht un de hund, dei höovert enüt“. — „De katte, de hund un de husfrüe höovert int hus; de knecht un de here höovert enüt.“

Die oben angeführte, von Wossidlo in Mecklenburg belegte Variante stellt zweifellos eine ungleich höhere künstlerische Leistung dar.

Einen fast völlig gleichen Bau zeigt ein anderes Sprichwort über die unterschiedliche Wertung des Mannes und der Frau im Alter:

¹ Friedr. Seiler a. a. D., S. 40 f. So schon Georg Schambach, Die plattdeutschen Sprichwörter der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen, 1851, S. 22.

² Friedr. Seiler a. a. D., S. 41 f.

³ H. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd', S. 10.

⁴ Ebenda S. 10.

⁵ Georg Schambach, Die plattdeutschen Sprichwörter der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen, Göttingen 1851, S. 37.

„Oll Fru un oll Kauh sünd immer noch wurtau,
Oll Mann un oll Bird sünd nicks mihr wirt“¹.

Sediglich in der Verwendung des Reims liegt eine geringe Abweichung vor. Bei diesem Spruch fehlen nun die von Seiler als sichere Belege für die Bodenständigkeit angegebenen Kennzeichen. Da die hier zur Anwendung kommenden Stilmittel aber dem Niederdeutschen völlig geläufig sind, wie oben gezeigt ist, wird man trotzdem nicht an der Echtheit zweifeln können.

Noch andere Stilmittel außer den bereits angeführten bringt das Wort:

„Mann sport, een sport, Fru sport, twee sport“².

Hier ist die Kürze bestimmend, neben ihr wirkt die Steigerung. Die viermalige Wiederholung desselben Wortes verleiht dem Gedanken besonderen Nachdruck. Dem Gleichklang zuliebe hat das letzte Wort die nur in der westmecklenburgischen Mundart übliche Form beibehalten: für „sporen“ ist „sport“ auch in der Mehrzahl eingetreten. Selbst die Kunstform der „Priamel“³ ist der Mundart nicht fremd:

„De Fru dee nich schellt,
Un de Hund dee nich bestt,
Un de Ratt dee nich mußt,
Dee dægen all dree nich in 'n Hus“⁴.

Die hier aufgeführten Sprüche sind eine kleine Auswahl aus einem großen Bestande. Sie belegen den Reichtum an künstlerischen Mitteln, den die niederdeutsche Sprache auch heute noch besitzt. Selbstverständlich konnten diese auf dem engen Raum, der hier zur Verfügung steht, nicht erschöpfend behandelt werden. Das ist schon deshalb nicht möglich, weil die Stilkunde, meist von klassischen Vorbildern ausgehend und ihre Terminologie von dort mitbringend, zur Feststellung der künstlerischen Form in der deutschen Sprache, insbesondere in den Mundarten nicht immer ausreicht. Die Bodenständigkeit der aufgeführten Sprüche, die nach den von Seiler aufgestellten Gesichtspunkten als gesichert gelten kann, gibt Zeugnis von dem künstlerischen Sinn, der sich ebenso wie im Sachgut auch in der Rede unseres Volkes zeigt. Die Sprüche sind keineswegs eine mehr oder weniger willkürliche Zusammenstellung von Stilmitteln, sondern stellen ein einheitliches Gefüge dar mit echtem, künstlerischem Gehalt. Hier liegt eine künstlerische Leistung vor, die Achtung abnötigt und sehr wohl wert ist, eingehender untersucht zu werden.

Es bleibt noch, ein Wort zu sagen über die Träger und Schöpfer von Stilmitteln der Rede. Träger der volkstümlichen Redekunst ist immer die Gruppe, die durch die „Gleichartigkeit der Auffassung“ sich als echte Gemeinschaft kundgibt. Über die Erneuerer alter Kunstmittel oder Schöpfer neuer Formen kann die Volkskunde wenig aussagen. Diese bleiben, wenn man die

¹ Vielfach mündlich; siehe auch R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd', S. 11.

² R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd', S. 11.

³ über die Priamel im Niederdeutschen siehe C. Borchling, Mittelniederdeutsche Handschriften in Norddeutschland und den Niederlanden. Nachrichten der R. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1898, Heft 2, 211/212; derselbe, Zu den niederdeutschen Priameln. Korrespondenzblatt d. Ver. f. nd. Sprachf., 35 (1915/16), 94.

⁴ R. Wossidlo, Von allerhand Slag Lüüd', S. 11. Siehe auch Georg Schambach, Niederdeutsche Sprichwörter der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen 2. Sammlg., Göttingen 1863, S. 39, Nr. 155. Ebenda S. 32, Nr. 129 eine zweite Priamel.

Angabe der Quelle in dem sogenannten „Sagwort“ als Stilmittel nimmt, was diese in den weitaus meisten Fällen sicher ist, durchweg unbekannt oder werden rasch vergessen. Ein hübsches Beispiel, wie die Kunst der Rede auch im alltäglichen Tun lebendig werden kann, berichtet Charitas Bischoff, Bilder aus meinem Leben. Jeß Lind, erst Arbeiter und Löffelschnitzer, zuletzt Bildschnitzer, arbeitet auf dem Pfarrhof in Wodder in Nordschleswig. Hier verabredet er beim Mistfahren mit einem anderen Arbeiter, daß jeder beim Begegnen einen Vers bereit haben müsse. Der Pastor wird als Schiedsrichter bestellt und soll entscheiden, wer es am besten gemacht hat. über den Inhalt dieser köstlichen Szene verlautet leider nichts¹. Aber es ist durchaus denkbar, daß von hier und durch ähnliche Vorgänge manche Wendung in Umlauf gekommen ist.

¹ Erich Franz, Der Bildschnitzer Jeß Lind. Schleswig-Holsteinische „Heimat“, 29 (1919), 17 ff.

Die volkstümlichen Pflanzennamen Mecklenburgs

Grundzüge der Namenbildung

Von Walter Johannes Schröder.

Der Forscher, der sich einer zusammenfassenden Arbeit über die in Mecklenburg geläufigen Pflanzennamen widmen will, findet eine Reihe von Schwierigkeiten vor, die sich dieser Absicht hemmend in den Weg stellen. Da ist vornehmlich die Tatsache, daß es eine vollständige Sammlung aller Namen, wie sie einige andere Landschaften schon besitzen, noch nicht gibt. Zwar schreitet Heinrich Marzells „Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen“ rüstig fort, und das „Mecklenburgische Wörterbuch“ hält mit ihm Schritt, aber bis zum Abschluß beider vergeht noch lange Zeit. Hinzu kommt, daß sich beide ihrer verschiedenen Ordnungsgrundsätze wegen leider nur wenig befruchten können: Marzell könnte vom Mecklenburgischen Wörterbuch manches neue Material gewinnen, dieses guten Vorteil aus seiner Arbeit für Deutung und Synonymik haben. Das führt auf ein Zweites: es fehlt besonders für eine Reihe plattdeutscher Namen eine sichere Deutung. Die Schwierigkeiten dieser Arbeit sollen nicht verkannt werden. Es liegt im Wesen des Gegenstandes, daß er nicht ohne völlige Beherrschung zweier verschiedener Disziplinen bewältigt werden kann: der Botanik und der Sprachwissenschaft. Es mag selten einen Forscher geben, der beides in sich vereinigt. Dazu tritt nun aber noch die Notwendigkeit, auch mit dem volkstümlichen Leben des Gebietes, in dem der Name entstand und in dem er in Umlauf ist, genau vertraut zu sein — eine Forderung, die der Laie oft besser erfüllt als der Gelehrte. Und zum Dritten: es fehlt eine Übersicht über die geographische Verbreitung der Namen. Das Archiv des Mecklenburgischen Wörterbuchs besitzt 12 Karten, die die Namen von Walderdbeere, Heidelbeere, Breißelbeere, Johannesbeere, Himbeere, Schachtelhalm, Hederich, Moos, Ulme, Kartoffel, Hirse und Buchweizen durch Fragebögen ermittelt verzeichnen. Das ist nur ein Anfang.

Die vorläufig reichhaltigste und umfassendste Sammlung mecklenburgischer Pflanzennamen bietet der im 79. Jahrgang des Archivs des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg veröffentlichte, 94 Seiten lange Beitrag von Ernst Krüger: Die volkstümlichen Pflanzennamen Mecklenburgs. Dieser Aufsatz, der etwa 1000 Namen aufführt, gibt einen Auszug aus vielen älteren Sammlungen bis zu Chytraeus hinab, ist aber weder vollständig, noch führt er die Quellen genau an, was besonders für Autoren wie Wredow als störend empfunden wird, da dort eine altertümliche biologische Systematik das Auffuchen der Stellen erschwert. Im übrigen aber ist die

Arbeit sehr zuverlässig und enthält auch einleitend eine kurze Darstellung über die benutzten Quellen, freilich wieder ohne genaue Titel. Die dort gebotene Autorenliste wurde später in einem Nachwort von Richard Wossidlo (s. u.) ergänzt.

Die literarische Aufzeichnung von Pflanzennamen begann in Mecklenburg am Ende des 16. Jahrh. Die Geschichte solcher Zeugnisse läßt drei geschlossene Zeiträume hervortreten: 1. die Jahre von etwa 1580 bis 1660; damals gaben medizinische oder praktisch-botanische Zwecke die Anregung dazu; 2. die Zeit von etwa 1750 bis zum Anfang des 19. Jahrh., in der sowohl wissenschaftlich-botanische als auch belehrend-volkskundliche Absichten hervortraten; 3. die neueste Zeit seit der Mitte des 19. Jahrh. Dazwischen liegen Zeiträume, die kein einziges literarisches Werk hervorgebracht haben. Bei jeder Betrachtung und Benutzung dieser Quellen ist stets zu beachten, welche Zwecke der Verfasser mit seiner Darstellung verfolgte und woher er seine Kenntnis der mitgeteilten Namen hat; denn nicht alles ist echt, und Fehler werden am besten erkannt, wenn man weiß, auf welchem Gebiete man Unsicherheit und Mangel an Vorbildung in Rechnung setzen muß. So kann man von einem Autor, der naturwissenschaftliche Interessen hat, nicht erwarten, daß er die dialektische Form der Namen immer streng beachtet, wie es umgekehrt dem Volkskundler geschehen kann, daß er botanische Fehler macht.

Die folgende Liste enthält alle mir bekannt gewordenen literarischen und einige urkundliche Quellen mit ihren vollständigen Titeln in chronologischer Folge. Sie bietet gewiß nichts Vollständiges, immerhin aber manches, das bisher nicht beachtet wurde.

1. Schiller-Lübben, *Mittelniederdeutsches Wörterbuch*, 5 Bände. Bremen 1875 bis 1881. (Enthält viele Auszüge aus mecklenburgischen Quellen, neben Urkunden und Stadtbüchern besonders aus Chytraeus, Gryse, Pauli, dem *Catalogus medicamentorum*, Niemann, Mangel u. a.)

2. Nathan Chytraeus, *Nomenclator latino-saxonicus*. Rostock, 12 Auflagen von 1582 bis 1659. Als Schulbuch zum Vokabellernen für die 1580 gegründete Große Stadtschule zu Rostock geschrieben, deren erster Direktor Ch. war, vgl. W. Neumann, *Die Große Stadtschule*, S. 25. Das Buch enthält unter dem Abschnitt: *Herbarum species et nomina* [in der Auflage von 1613, auf die sich auch die folgenden Angaben beziehen, Sp. 491 ff.] gegen 500 Pflanzen mit noch weit mehr Namen, die bei Krüger nur teilweise verzeichnet wurden; außerdem unter den Abschnitten: *De aromatibus* [Sp. 453 f.]; *Arborum varia genera* [Sp. 465 f.]; *De fructibus* [Sp. 475 ff.]; *De frumentis et leguminibus* [Sp. 483 ff.]; *De herbis generatim* [Sp. 487 ff.]; *Frutices* [Sp. 496 ff.]

3. Simonis Pauli Med. D. et Profess. in Academia Rostochiensis *Quadrupartitum de Simplicium medicamentorum Facultatibus*. Rostochi 1639. (3 Teile, für Studenten der Pharmazie als Lehrbuch verfaßt, der Stoff in 4 Klassen geteilt: Teil 1: 1. und 2. Klasse; Teil 2: 3. Klasse; Teil 3: 4. Klasse. Enthält in Text verstreut eine Reihe hd. und nd. Pflanzennamen. Von Schiller-Lübben benutzt.)

4. *Oeconomia ruralis et domestica* hieher von M. Johani Colero beschrieben. Jetzt in dieses corrigiertes Haßbuch und Neue Form gebracht, in etlichen Büchern angirt, verbessert und mit schönen Kupferstücken geziert. Mainz 1645. Bey Nicolaus Hayln. (Das überall verbreitete Buch, dessen frühere Auflagen in Wittenberg erschienen, enthält eine Fülle von praktischen Hinweisen und Rezepten für Kräuterkuren; dabei führt es auch nd. Pflanzennamen auf, deren Echtheit jedoch oft zweifelhaft ist. Es wurde später seines abergläubischen Inhalts wegen verboten. Coler war Superintendent in Parchim.)

5. Ludwig Krause, In Rostock im 17. Jahrhundert vorkommende Obstsorten und Küchenkräuter; in: *Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklen-*

burg 49, 1895, S. 35—81. (Enthält viele hd. und nd. Namen aus den Jahren 1627 bis 1666 nach dem vom gleichen Verfasser in den Beiträgen zur Geschichte der Stadt Rostock 1, 4, 41—64 behandelten „Diarium Botanicum“ der Peter und Jacob Sebastian Lauremberg zu Rostock. Peter L. war ein Bruder des bekannten Satirikers, Jacob Sebastian sein Sohn.)

6. Petri Laurembergii Rostochiensis Apparatus Plantarius primus. Tributus in duos libros. 1. De Plantis Bulbosis, 2. De Plantis Tuberosis. Francofurti ad Moenum (1632). (Obgleich in Brihels Thesaurus Literaturae Botanicae 5089 genannt, wurde diese recht gute Quelle doch kaum benutzt.)

7. Catalogus medicamentorum omnium, quae in Pharmacopolio Rostochiensi extant. Verzeichniß aller sowohl einfachen als vermischten, auch nach der chymischen Kunst zugerichteten Arzneyen, welche in der Apotheken zu Rostock vorhanden, mit beigefegtem billlichem Tax und Werth. Gedruckt durch Joh. Michel im Jahre 1659. (Viel benutzt, schon von Schiller-Lübben.)

8. Ernst Johann Friedrich Mangel, Büzkowsche Rubestunden, gesucht in Mecklenburgischen, violentheils bisher noch ungedruckten, zur Geschichte und Rechtsgelahrtheit vornehmlich gehörigen Sachen. 26 Teile. Büzkow 1761—67. (Auch in des Verfassers vielen kleinen Schriften zur Geschichte und Volkskunde finden sich Namen.)

9. Adolph Christian Siemssen, Beitrag zur Naturkunde Mecklenburgs, in: Monatschrift von und für Mecklenburg, Jahrg. 3, 1790, S. 818—832. (Diese Sammlung ist die erste in neuerer Zeit; sie geht von volksthümlich-sprachlichen Gesichtspunkten aus. Siemssen war ab 1791 der Herausgeber obiger Zeitschrift und gehörte zu den ordentlichen Mitgliedern der am 1. Juli 1800 begründeten Mecklenburgischen naturforschenden Gesellschaft zu Rostock.)

10. Derselbe, Magazin für die Naturkunde und Oekonomie Mecklenburgs. 2 Bände 1791—95. (Darin 2, 286—299 eine besondere Zusammenstellung volksthümlicher Namen, die Paulli, Mangel und Becker [s. d. Folgende] benutzt.)

11. Hermann Friedrich Becker, Beschreibung der Bäume und Sträucher, welche in Mecklenburg wild wachsen, zum Gebrauch der Landleute und Förster. Rostock 1791. Zweyte vermehrte Auflage Rostock 1805.

12. —s., über das von Hrn. E. in Vorschlag gebrachte plattdeutsche Wörterbuch, nebst einem Beitrage zum Mecklenburgischen plattdeutschen Wörterbuche, in: Neue Monatschrift von und für Mecklenburg 1795, S. 146 ff. (Enthält auch einige Pflanzennamen.)

13. Theophilus Niemann, Specimen Inaugurale Physico-medicum sistens prodromum Idiomatici Mecklenburgensis . . . Rostochii 1798.

14. Johann Christian Ludewig Wredow, Tabellarische Übersicht der in Mecklenburg wildwachsenden phaenogamischen Pflanzengeschlechter nebst einer allgemeinen Einleitung in die Pflanzkunde . . . Lüneburg 1807. (Gehört zum Folgenden.)

15. Derselbe, Oekonomisch-Technische Flora Mecklenburgs; oder Beschreibung nicht allein aller in Mecklenburg wild wachsenden Pflanzen, sondern auch derer, welche . . . kultiviert zu werden verdienen. 2 Bände. Lüneburg 1811—12. (Reichhaltig, aber schlecht benutzbar, da ohne Register; die „Tabellarische Übersicht“ [s. d. Vorige] leistet beim Auffuchen der Namen gute Dienste.)

16. J. H. Heinrich Schmidt, Plattdeutsches Glossar, gesammelt um das Jahr 1850 in der Umgegend von Gadebusch. 3 Hefte, handschriftlich. Im Besitze von Prof. Wosfidlo-Waren.

17. Karl Schiller, Zum Thier- und Kräuterbuch des mecklenburgischen Volkes. 3 Hefte. Gymn.-Programm Schwerin 1860, 1861, 1864. (Benutzt die meisten der oben genannten Quellen und gibt meist ausführliche Nachrichten über Verwendung der Pflanzen auf Grund älterer landeskundlicher Schriften.)

18. Ernst Voll, Flora von Mecklenburg. Neubrandenburg 1860. (S. 29—41 eine Liste ausgewählter plattdeutscher Pflanzennamen; benutzte die Sammlungen Siemssens und Niemanns.)

19. Fr. Langmann, Flora der Großherzogthümer Mecklenburg. 3. Auflage. Umgearbeitet und neu herausgegeben von E. Langmann. 1871. (Als Quelle unbedeutend.)

20. Wi (= Sibeth), Wörterbuch der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart. Leipzig 1876.

21. Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. 1. Band Sagen und Märchen. Wien 1879. 2. Band Gebräuche und Aberglaube. Wien 1880. (Besonders im 2. Bande viele sonst nicht beachtete Namen, freilich häufig in hd. Form.)
22. C. Urndt, Flora von Feldberg, im Archiv des Ver. d. F. d. N. in M. 35, 1881.
23. G. Brizel und C. Jessen, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen. Hannover 1882. (Als unzuverlässig bekannt.)
24. C. Urndt, Verzeichnis der in der Umgegend von Bülow bisher beobachteten wildwachsenden Gefäßpflanzen und der häufigsten Culturgewächse. Bülow 1884². (Viele plattdeutsche und hochdeutsche Namen.)
25. Ernst S. L. Krause, Mecklenburgische Flora. Rostock 1893. (Nur wenige nd. volkstümliche Namen.)
26. Wilhelm Lübstorf, Pflanzentabellen zur leichten und schnellen Bestimmung der Phanerogamen und Gefäßkryptogamen Norddeutschlands ... Wismar 1895.
27. Johannes Gilhoff, Die Pflanzen im Volksmunde, in 'Niederachsen', Jahrg. 4, 1898—99, S. 180—182.
28. Lübke, Unsere Volksflora, in 'Mecklenburg', Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg, Jahrg. 2, 1907, S. 91—93.
29. Ernst Krüger, Mecklenburgs Zimmerflora, im Archiv des Ver. d. F. d. N. in M., Jahrg. 69, 1915, S. 25—45.
30. Derjelbe, Volkstümliche Pflanzennamen aus Mecklenburg, in 'Niederachsen' Jahrg. 22, 1917, S. 172—175. (Meistens aus der größeren, einleitend genannten Sammlung des Verfassers.)
31. Richard Wossidlo, Die volkstümlichen Pflanzennamen Mecklenburgs, in 'Mecklenburg', Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg, Jahrg. 11, Heft 3, 1916, S. 94—99. (Vespprechung und Ergänzung der großen Sammlung Krügers. Hinzu kommen natürlich des Verfassers Mecklenburgische Volksüberlieferungen und sonstigen kleineren Schriften, in denen öfter Pflanzennamen genannt werden.)
32. Walter Neumann, Die Flurnamen des Amtes Grevesmühlen, Dissertation Rostock 1932. (S. 91—104 eine Anzahl Pflanzennamen, die in Flurnamen auftreten.)
33. Heinrich Marzell, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. Bisher 3 Lieferungen. 1937 ff.
34. Wossidlo-Teuchert, Mecklenburgisches Wörterbuch, hg. von Richard Wossidlo und Hermann Teuchert. Bisher 3 Lieferungen. Neumünster 1937 ff. (Das Archiv des Wörterbuches enthält u. a. Auszüge einiger Nachlässe, so der von Boll, Mi, Schiller, und außerdem der gesamten Dialektliteratur von der ältesten Zeit bis heute. Dazu kommen das ganze Material Wossidlos und viele Flurnamen. Natürlich wurden auch die meisten der oben genannten Werke verzetelt.)
35. Das Flurnamearchiv des Heimatbundes Mecklenburg in Rostock.

*

Die Entstehung eines Pflanzennamens setzt zwei Gegebenheiten voraus: eine Pflanze und einen Menschen, der diese Pflanze kennt und das Bedürfnis hat, sie in den Umfang seiner sprachlichen Äußerungen einzu beziehen. Er hat dafür die Möglichkeit, sie durch ausführliche Beschreibung ihrer Kennzeichen festzuhalten und eindeutig zu bestimmen; aber dadurch käme er niemals zu einem Namen. Dessen Eigentümlichkeit besteht vielmehr darin, daß unter dem Zwange, eine kurze, bequeme, mundgerechte Form zu bilden, die Vielfalt möglicher sprachlicher Äußerung auf das geringste Maß zurückgeführt wird, indem der Sprechende nur ein oder wenige, mit den vorhandenen Sprachmitteln leicht ausdrückbare Kennzeichen des Gegenstandes bezeichnet, trotzdem aber den ganzen Gegenstand meint. Es vollzieht sich also bei der Namengebung der ursprüngliche Akt der Sprachbildung, in dem die Wechselwirkung von Objekt und Subjekt zu einem einfachen sprachlichen Ausdruck führt. Solche Bezeichnungen sind Einzelschöpfungen, occasionelle Wortbildungen, die nun dem ganzen Kreise der Sprachträger dargeboten und von diesem abgelehnt oder angenommen werden; im letzteren

Fälle werden sie usuell, volkstümlich. Diesem räumlichen Prozeß tritt ein zeitlicher zur Seite: im Laufe der Jahrhunderte erleiden die Namen manche Veränderung, sei es durch Sprachwandel, indem sie den Sprachgesetzen folgen, sei es durch Umbildungen, die auf Einflüsse anderer Art (Kulturwandlungen, Unverständnis früherer Deutungen) zurückzuführen sind.

So verläuft, kurz und nur im Wesentlichen aufgezeigt, der Vorgang innerhalb eines nach außen hin abgeschlossenen, in sich nach Sprache, Volkstum und Bildung weitgehend einheitlichen Gebietes. Aber solche Gruppen gibt es nicht. In Wirklichkeit steht jeder Kreis in mehr oder minder lebhaftem Austausch mit allen ihm naheliegenden Bezirken. Sach- und Wortgut wird herübergenommen und abgegeben, in den ursprünglich einfachen Prozeß verflucht sich fast unentwirrbar das ganze Gespinnst von Entlehnung, Bedeutungswandel, Übersetzung, lautlicher Umbildung und was es sonst noch gibt. Und so steht schließlich die heutige Namensform da als das Endergebnis eines oft langen und verwickelten Vorganges, dessen einzelne Stufen zu erkennen in vielen Fällen eine schwierige Untersuchung erfordert.

Die Forschung hat sich immer wieder bemüht, diese Arbeit zu leisten, die Geschichte einzelner Namen oder der Namen einzelner Pflanzen zu erhellen. Eine Reihe von Monographien ist daraus hervorgegangen. Sie alle wenden ihre Aufmerksamkeit zwei getrennten Umständen zu: einmal den sprachlichen Vorgängen, sodann aber auch der Pflanze selber und ihrem wechselnden Verhältnisse zum Menschen. Denn dieses Verhältnis ist es ja, das die Grundlage für alle Namenbildung darstellt. Indem der Mensch die Kennzeichen der Pflanze, die er benennen will, auswählt, vollzieht er den ersten Akt des Prozeßes, und wenn der zweite, nämlich die Auswahl der sprachlichen Mittel, ihm gefolgt ist, ist der Name geboren. Anders ausgedrückt: jede Untersuchung über Pflanzennamen muß ihre Aufmerksamkeit vor allem auf zwei Dinge richten: auf die *Gründe*, die zur Benennung geführt haben, und auf die sprachlichen *Mittel*, mit deren Hilfe diese Gründe bezeichnet werden.

Es ist klar, daß solche Art der Betrachtung vor allem der Erkenntnis der Pflanze und ihrer Beziehungen dient, weniger der des sie benennenden Menschen. Denn aus einer Einzeluntersuchung läßt sich wohl die Geschichte der Beziehungen des Menschen zu der Pflanze ablesen, niemals aber etwas Vollständiges über seine Funktion als Namengeber überhaupt. Bei der Beobachtung so vieler gleichartiger Tätigkeiten an den verschiedenen Objekten, eben den einzelnen durch Namen bezeichneten Pflanzen, drängt sich schließlich die Frage nach den gemeinsamen Zügen aller dieser Erscheinungen auf, nach den *Bildungsgesetzen der Namen*, und man ist versucht, zu meinen, daß sich aus solcher Fragestellung einiges Bedeutsame für die Erkenntnis des Wesens volkstümlicher Denk- und Sprachweise gewinnen ließe.

Solche Untersuchung, die an Hand der Pflanzennamen Schlüsse auf das volkstümliche Leben eines geschlossenen, durch Rasse und Landschaft bestimmten Kreises von Menschen versucht, ist meines Wissens bisher nur einmal gemacht worden. Auf Grund des reichhaltigen Materials des Schweizerischen Idiotikons hat es Martha G l i¹ im Jahre 1930 unternommen,

¹ Benennungsmotive bei Pflanzen, an schweizerdeutschen Pflanzennamen untersucht. Diss. Zürich. Bülach 1930. Trotz längerem Bemühungen ist es mir nicht

einzelne „Benennungsmotive“ aufzuzeigen und für die genannte Fragestellung auszuwerten. Wir werden am Schlusse unserer Darstellung darauf zurückkommen und einen Vergleich mit ihren Ergebnissen versuchen.

Freilich können wir uns aus den einleitend genannten Gründen nicht auf ein bereits vollständig gesammeltes und musterhaft bereitgestelltes Material stützen. Nach zwei Seiten hin muß also die Untersuchung sich beschränken. Sie stellt lediglich einen ersten Versuch dar, auf knappem Raum den Stoff zusammenzufassen und weiterer Arbeit Anregung zu geben. Die jeweils angeführten Namen sind nur als Beispiele zu werten. Sie entstammen zum größten Teil dem vorstehend genannten Werke von Ernst Krüger; die beigelegten Zahlen entsprechen den Seiten. Wenn andere Quellen benutzt werden, wurde der Seitenzahl die laufende Nummer des obigen Quellenverzeichnisses in Klammern vorangestellt. Die Orthographie aller jüngeren Namen wurde einheitlich nach dem Vorbilde des Mecklenburgischen Wörterbuches eingerichtet.

*

Die Untersuchung beginnt zweckmäßig mit einer Betrachtung der verschiedenen **B e n e n n u n g s g r ü n d e**. Unter Gründen verstehen wir die mit der Pflanze vor aller Namengebung gegebenen Tatbestände, die dem Namen zu Grunde liegen. Ohne ihre Kenntnis ist die folgende zweite Untersuchung nicht möglich: die Beobachtung der **s p r a c h l i c h e n** Mittel der Namenbildung. Endlich soll dann noch von den äußeren Voraussetzungen für das Zustandekommen eines Namens gehandelt werden; wir wenden drittens den **N l ä s s e n** der Namenbildung unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

A. Gründe der Namengebung.

Wir unterscheiden zwei Arten von Gründen: 1. Solche, die die Pflanzen in ihrem biologischen Dasein bezeichnen. Hierunter fällt alles, was Mensch oder Tier an der Pflanze beobachten oder was ihnen von ihr geschieht (Eigenschaften oder Wirkungen der Pflanzen).

2. Solche, die die Pflanze in ihrem Verhältnis zum Menschen betreffen; Grund ist alles, was ein tätiges und wertendes Verhalten des Menschen voraussetzt¹.

Es ist augenscheinlich, daß die Unterscheidung auch nach der Zeitbestimmung gemacht werden kann, die der Grund enthält. Zweifellos setzen die

gelingen, andere Arbeiten mit gleicher oder ähnlicher Fragestellung aufzufinden. Auch die Umschau auf den benachbarten Gebieten der Tier- und Personennamenkunde führte zu keinem anderen Ergebnis. Hinweise finden sich öfter, so in Marzells Werk, Die Tiere in deutschen Pflanzennamen, Heidelberg 1913. Einige oft genannte Werke, die manches zur Sache enthalten mögen, waren mir leider nicht erreichbar.

¹ Es gibt gewisse Beziehungen zwischen Pflanze und Mensch oder Tier, die gleichwohl als Eigenschaften der Pflanze gewertet werden können und die wir daher zu 1. gestellt haben. Dazu gehört die Eignung als Futterpflanze, Giftigkeit und alles, was bei zufälliger Begegnung beider geschieht. Es handelt sich also um Tatsachen, die dauernden Charakter haben. Dagegen muß die Eignung der Pflanze als Mittel zu menschlicher Ernährung unter 2. behandelt werden.

Gründe zu 2. immer Erfahrungen voraus, die nur innerhalb ganz bestimmter Zeiträume gemacht werden konnten oder können. Man könnte sie daher auch historische Gründe nennen, wogegen die unter 1. Seinsgründe sind. Diese umfassen in ihrer Mannigfaltigkeit das ganze Dasein der Pflanze, jene hingegen ein Stück Kulturgeschichte.

Natürlich erscheinen viele der im Folgenden aufgeführten Namen in mehreren Gruppen, da ja oft mehrere Gründe den vollen Namen bestimmt haben.

I. Die Pflanze in ihrem biologischen Dasein.

1. Örtliche Bestimmungen¹.

a. Herkunft: „Östreich Wittmann“ *abies alba* 8; „Spanischen Fleeder“ *syringa vulgaris* 82 (fälschlich!); „Franzosenkrut“ *galinsoga parviflora* 40.

b. Standort: „Brokwid“ *salix amygdalina* 75; „Sandwid“ *salix repens* 75; „Grundnettel“ *potamogeton lucens* 66 (auf dem Grunde der Gewässer); „Brinkblaum“ *bellis perennis* 19; „Ruornblaum“ *centaurea cyanus* 26; „Muerrud“ *asplenium trichomanes* 18; „Wischendistel“ *cirium palustre* 29; „Wägduurn“ *rhamnus cathartica* 70; „Huslot“ *semperivum tectorum* 79 (meist auf den Dächern der Häuser); „Stranddistel“ *eryngium maritimum* 35; „Blag Böschen“ *hepatica triloba* 43 (weil es dort wächst, wo auch „Böschen“ *anemone nemorosa* zu finden ist; freilich tritt noch die Ähnlichkeit der Blütenform und die Zeit des Blühens hinzu, man könnte es also auch unter 5 e oder 2 a stellen); „Waterwörmt“ *artemisia maritima* 17 (am Strande); „Waldmeister“ *asperula odorata* 17; „Tunrid“ *bryonia alba* 23.

c. Häufigkeit am gleichen Ort: „Dusendschöönken“, „=schälken“ *bellis perennis* 19.

2. Zeitliche Bestimmungen.

a. Blütezeit: „Maiblom“ *convallaria majalis* 29; auch *polygonatum multiflorum* 65; „Christwöttel“, „=blaum“ *helleborus niger* 42 (blüht oft schon zu Weihnachten).

b. Öffnungszeit der Blüte: „Fule Lif“ *anagallis arvensis* 14 (die Blüte öffnet sich erst spät am Tage und schließt sich abends schon früh; das „Fleißige Lieschen“ gibt also hierzu keinen Gegensatz, denn es wird wegen seiner langen Blütezeit so benannt).

c. Auffälliges Hervortreten: „Sommerkrut“ *batrachium aquatile* 19; „Wintergrön“ *hedera helix* (Efeu) 42; „Maibark“, „=busch“ *betula verucosa* (Birke) 20.

3. Anz a h l.

a. der Blätter: „Dusendblatt“ *achillea millefolium* 9.

¹ Zur Deutung wurden herangezogen: Ludwig Kroeber, Das neuzeitliche Pflanzenbuch, 3 Bde. Stuttgart und Leipzig 1934—38. — Heinrich Marzell, Neues illustriertes Kräuterbuch, 3. Aufl. Reutlingen (1938). — Franz Söhnle, Unsere Pflanzen, 6. Aufl. Leipzig und Berlin 1920.

4. Größe.

Hierher gehören alle Diminutive, die die Kleinheit und Zierlichkeit der Pflanze oder der Blüte bezeichnen; „Lütt Bullenpäfel“ *typha angustifolia* 88.

5. Form.

a. der ganzen Pflanze: alle Bestimmungen, die die Gesamtgestalt charakterisieren, so alle Namen auf „=bom“, „=busch“, „=gras“ (dieses jedoch nur dann, wenn es nicht Gattungsname ist, sondern lediglich so viel wie Kraut bedeutet), „=frut“, „=strut“; dazu sämtliche wegen der allgemeinen Ähnlichkeit mit einer anderen benannten Pflanze von dieser übertragene Namen wie: „Will' Peterzilg“ *aethusa cynapium* 11, ebenso „Schörrling“ wegen Ähnlichkeit mit *conium maculatum* 29; „Will' Win“ *ampelopsis quinquefolia* 13; „Rode Mier“ *anagallis arvensis* 14; außerdem: „Kattenstiert“, „Adeboorsbein“ *equisetum arvense* 34; auch für *ceratophyllum demersum* 26.

b. Hervortreten oder Fehlen von Teilen der Pflanze: „Bladelos“ *sedum acre* 79; „Blattfrut“ *potamogeton perfoliatus* 66; „Wörtel“ *daucus carota* 32.

c. Form der Blüte: „Kloekenblom“ *aquilegia vulgaris* 16; „Kloekenblom“, „Fingerhautsblaum“ *campanula rotundifolia* 24; „Trechtterblaum“ *convolvulus arvensis* 30; „Lütenblumen“, „Snakentung“ *echium vulgare* 33; „Tackenfrut“ *linaria vulgaris* 50; „Butterfaß“ *nuphar luteum* 55; „Witbüchsen“ (weite Hosen) *spargula arvensis* 81; „Knöppfen“ *ranunculus repens* 69; „Hamburger Müzen“, „Rutsch un Pierd“, „Duwenwagen“, „Helmblaum“, „Bagelhäute“, „Burenmük“ u. ähnl., „Schaubblaum“ *aconitum napellus* 9; dazu alle Namen auf „=ros“, wie z. B. „Stockros“ *althea rosea* 13, die nicht Rosen bezeichnen, sondern nur das rosenähnliche Aussehen der Blüte meinen.

d. des Blütenstandes: „Waldfleeder“ *corydalis cava* 30 (dem Flieder ähnlich); „Grüttblom“ *achillea millefolium* 9; ebenso *cardamine pratensis* 24.

e. der Früchte: „Schinkenfrut“ *capsella bursa pastoris* 24; „Baufweiten“, „dreefantigen Weiten“ *polygonum fagopyrum* 65; „Stäfer“, „=frut“ *datura stramonium* 32; „Willgras“ *eriphorum vaginatum* 35; „Adeboorsnawel“ *geranium robertianum* 41.

f. des Fruchtstandes: „Breessterfragen“ *chrysanthemum leucanthemum* 28.

g. des Fruchtstengels: „Papenpietten“ *arum maculatum* 17; „Bullenpäfel“ *typha latifolia* 87.

h. des Stengels oder der Äste: „Pipenduwid“ *equisetum hiemale* 34 (die einzelnen Teile stecken ineinander wie das Rohr einer Pfeife); „Stockros“ *althea rosea* 13; „Stolte Hinnerk“ *chenopodium bonus henricus* 27; „Freigenbein“ *heracleum sphondylium* 43; „Nägenfnee“ *spargula arvensis* 81; „Blaugstart“, „Häfelstrut“, „Kattenspeer“ *ononis spinosa* 56; dazu alle Namen auf „=duurn“; „Sangelbarck“ *betula pendula* (Trauerbirke) 20.

i. der Blätter: „Krusen Kohl“ *brassica nigra acephala* 21; „Rosentohl“ *brassica oleracea gemascens* 22; „Meherblau“ *gagea lutea* 39; „Fruenmantel“ *alchemilla vulgaris* 11; „Läpelkrut“ *cochlearia armoracia* 29; „Dreeblatt“ *menyanthes trifoliata* 53 (auch zu 3 zu stellen möglich); „Kfelsuhren“ *stachys lanata* 81 (hier ist natürlich außer der Form auch noch die Farbe der Blätter durch den Namen gegeben).

j. der Wurzeln: „Kauhtitten“ *polygonatum multiflorum* 65; „Kreihenfaut“ *stachys palustris* 81; „Wullband“ *agriopyrum repens* 11.

6. Farbe.

a. der ganzen Pflanze: „Blaugras“ *carex stricta* 25; „Buntgras“ *phalaris arundinacea* 59; „Gräunen, Brunen, Blagen Kohl“ *brassica oleracea acephala* 21.

b. der Blüte: „Blag' Preuß“ *echium vulgare* 33; „Kud' Ruurnblau“ *agrostemma githago* 11; „Blag' Döster“ *hepatica triloba* 43; „Füerblom“ *papaver rhoeas* 58; „Gulden Knööpfen“ *ranunculus repens* 69; „Botterblau“ *taraxacum officinale* 83; „Gäl Göffel“ *ficaria verna* 37; „Gausblau“ *bellis perennis* 19(?); „Witten Urant“ *bryonia alba* 23; „Gölling“, „ü“, „Gäl Gölling“ *calendula officinalis* 24.

7. Geruch.

a. der Pflanze: „Möfese, Mähf, Mæsch“ *asperula odorata* 17 (Mæsch = Moschus); „Fulbom“, „Stinkbom“ *prunus padus* 68; „Stinkstruf“, „krut“ *ribes nigrum* 70; „Waterwörm“ *artemisia maritima* 17 (Gestalt und Geruch wie Wermut).

b. der Blüte: „Küknettel“ *nepeta cataria* 55; „Wigel“ *cheiranthus cheiri* 26 (veilschenähnlich).

8. Geschmack.

a. der Pflanze oder der Blätter: „Bitterling“ *polygonum hydropiper* 66; „Sueramp“, „Suerkrut“ *rumex acetosa* 73.

b. der Früchte: „Päperstruf, -bom“ *daphne mezereum*; „Suerfirschen“ *prunus cerasus* 67.

9. Verschiedene andere Eigenschaften.

Glänzende Blütenblätter: „Fettbläder“ *ficaria verna* 37; scharfe Ränder der Blätter: „Schnittgras“ *carex acuta* 25; Säuregehalt: „Schaffkruf“, „Scharpruf“ u. ähnl. *equisetum arvense* 34; Art des Holzes: „Hartbom“ *cornus sanguinea* 30; „Tag'eschen“ *fraxinus excelsior* 39; harte Stengel: „Nunnen-Kleppel“ *knautia arvensis* 47; auffallende Blattadern: „Fifaderbläder“, „-krut“ *plantago major* 64; Gehalt an Säften: „Blotbrack“, „Christi Kreuzblut“ *hypericum perforatum* 45; „Dat flau Gras“ *nardus stricta* 55 (weil es der Sense beim Mähen ausweicht); „Dunnernettel“ *lamium album* 48 (soll sich bei Gewitter niederlegen); Beweglichkeit: „Bäwer“, „Zit-tergras“ *briza media* 23; „Bäweresch“ *populus tremula* 66; Viehfutter: „Kauhblau“ *caltha palustris* 24; „Swienspoß“ *myrica gale* 54.

10. Wirkungen.

a. nach Genuß: „Dullkrut“, „Dullen Däg“ u. ähnl. *hyoscyamus niger* 44 (macht den Menschen „dull“ toll); „Apenbeer“ *empetrum nigrum* 33 (wegen der Gesichtszuckungen, die die Beeren hervorrufen sollen).

b. bei Berührung: „Sack-up-de-Diern“ *galium aparine* 40; „Bücksenbiter“, „Preisterlüf“ *bidens tripartita* 21.

11. Wachstum.

„Wauferblaum“ *senecio vernalis* 79; „Kangelros“ *rosa canina* 71; „Krüper“, „Krupbohn“ *phaseolus nanus* 59; „Wäd'winn“ *convulvulus arvensis* 30 und „Tuntwinn“ *c. sepium* 30.

II. Die Pflanze in ihrem Verhältnis zum Menschen.

1 a. Wertschätzung.

„Bigöölken“ *viola odorata* 93; „Steefmömekens“ *viola tricolor* 93; dazu Bff. mit „-ros“.

b. Minderwertigkeit.

„Sandfleewer“ *agropyrum repens* 11; „Hunn'blaum“ *anthemis arvensis* 14; auch *a. cotula* 14; „Gausblaum“ *bellis perennis* 19; „(Grot) Hunn'blaum“ *chrysanthemum leucanthemum* 28. Schlechtes Futter: „Sægenfohl“, „Gausgras“ *cirsium oleraceum* 28; „Rohsweet“ *ononis spinosa* 56 (bringt die Kühe gleichsam in Schweiß, wegen der harten, unverdaulichen Stengel); „Schinnerblaum“ *stellaria media* 81; „Will Peterzilg“ *aethusa cynapium* 11; dazu viele Belege mit „Düwels-“, „Juden-“, „Snaken-“.

2. Pflege und Anbau.

„Stäfwibel“ *allium cepa* 12; „Stangenbohnen“, „Staf-“ *phaseolus vulgaris* 59; „Kroppwid“, „Kopp-“ *salix alba* 74; „Amtswid“ *salix viminalis* 75 (der Anbau wurde von Amt wegen, durch behördlichen Zwang verfügt).

3. Wirtschaftliche Verwendung.

a. zum menschlichen Genuß: „Rippentobak“ *atriplex hortense* 18 (Melde, als Ersatz für Tabak).

b. Heilmittel: „Stah-up-un-gah“ *gentiana pneumonanthe* 40 (allgemein der Heilkraft wegen); ähnlich: „Heil-aller-Wunden“ *sedum maximum* 79; „Stoppmoors“ *filago arvensis* 38 (gegen Durchfall); „Scharbockskrut“ *ficaria verna* 37 (gegen Storbut); „Schlapkrut“ *hyoscyamus niger* 44 (zum Beruhigen Geisteskranker, s. Marzell 1, 347); „Wrangwöttel“ *helleborus niger* 42 (gegen „Wrang“ der Tiere); „Blotkrut“ *scrophularia nodosa* 77 (gegen Blutgeschwüre, magisch).

c. sonstige Verwendung: „Tobacksrührenholt“ *lonicera xylosteum* 51; „Rug'foorten“ *dipsacus fullonum* 33 (wurde früher zum Aufkrazen, Aufrauchen der Wolle verwendet, vgl. Marzell 1, 334; „Roorten“ = Karde); „Silbkrut“, „Gäl Farberblomen“ *genista tinctoria* (11) 77 (zur Herstellung gelber Farbe); „Spillbom“, „Brünholt“, „Binnhölten“ *evonymus euro-*

paeus 36 (zur Herstellung von Spindeln, Brünsticken und hölzernen Stiften, wie sie der Schuster gebraucht); „Korfwid“ *salix amygdalina* 75; „Andamsblom“ *gagea lutea* 39 (daraus wurde „Amidam“ gewonnen, vgl. (34) 1, 279); „Wustkrut“ *origanum majorana* 57 (Wurstgewürz); „Bull(en)krut“ *drosera rotundifolia* 33 (Aphrodisiakon bei Röhren); „Brüjamsblom“ *calendula officinalis* 24 (Aphrodisiakon); „Muttentkrut“ *ledum palustre* 49 (gegen Motten).

4. Brauchtum.

a. sachlich: „Brutkrut“ *fumaria officinalis* 39 (wurde von Mädchen an der Brust getragen, um den Bräutigam zu erkennen, vgl. Bartsch, Mecklenb. Sagen, 2, 56); vielfach im Kinderspiel: „Gältnäsen“ *lilium bulbiferum* 50 (mit dem Blütenstaub wurde die Nase gefärbt); „Løgenblatt“, „Brüjamsbläder“ *plantago major* 64 (das Blatt wird abgerissen, an der Anzahl der herausstehenden Adern erkennt man die Zahl der künftigen Liebhaber); „Panzerkrut“ *polygonum aviculare* 65 (die großen Blätter werden als „Panzer“ benutzt); „Puustblaum“, „Ringelblaum“ *taraxacum officinale* 83 (der Fruchtstand wird fort„gepuustet“; aus den Blütenstengeln macht man Ringe); „Klockensletel“ *equisetum hiemale* (nach dem knarrenden Ton, den zwei Internodien hören lassen, wenn man sie in der Scheide dreht 34).

b. magisch: „Welpermai“ *lonicera xylosteum* 51 (Wolfborgs-, d. i. Walpurgismai, spielt im Hexenzauber eine Rolle); „Nägenkrut“ *petasitis officinalis* 58 (gibt Kraft); „Johannskrut“ *sedum maximum* 79 (in der Johannisnacht gepflückt); die Zuordnung zu dieser Gruppe stößt auf Schwierigkeiten, da oft magischer und medizinischer Gebrauch nicht zu unterscheiden sind.

c. religiös-kirchlich: „Marienblömkfen“, „Marlblom“, „Mardel“ u. ähnl. *bellis perennis* 19; „Palmwid“ *salix caprea* 75 (diente zum Schmücken der Räume am Palmsonntage).

5. Historische Beziehungen.

„Kaiserblaum“ *centaurea cyanus* 26 (Lieblingsblume Kaiser Wilhelm's I.).

6. Fremder Name.

„Kalm's“ *acorus calamus* 10; „Gierisch“, „Giers“, „Gürs“, „Gesch“, „Girs“ u. ähnl. *aegopodium podagraria* 10 (aus älterem „Herba St. Gerardi“); „Drant“ *antirrhinum orontium* 15; „Sackeley“ *aquilegia vulgaris* 16; „Örgeljan“ *bixa orellana* 21; „Silgenkunsalgen“ und Nebenformen *convallaria majalis* 29 (aus *lilium convallium*); „Tortentill“ *t tormentilla erecta* 66; „Bullerjan“ *valleriana officinalis* (Waldrian) 91; und viele andere mehr. Besondere Beachtung verdienen diejenigen Bildungen, denen durch volksetymologische Ausdeutung ein neuer Sinn beigelegt wird, der jedoch keinen Benennungsgrund enthält: „Afkatenbom“ *robinia pseudacacia* 71 (über „Afkazie“); „Dicklöten“ *dicytra spectabilis* 33; „Fenfohl“ *foeniculum vulgare* 31 (wohl nach dem lat. Wort, nicht nach Fenchel) und andere mehr.

7. Gleicher Name.

Es kommt vor, daß zwei Pflanzen gleiche Namen haben; durch diese Tatsache veranlaßt, wird nun gelegentlich ein anderer Name der ersten

Pflanze auch auf die zweite übertragen. Für diesen bei Egli S. 5 erwähnten Vorgang fehlen uns leider sichere Beispiele.

*

Diese Zusammenstellung ist weder vollständig, noch zeigt sie alle möglichen Gruppen auf; bei erschöpfender Aufnahme allen Materials würden sich gewiß noch manche der unter I 9 genannten Namen mit anderen zu neuen Gruppen zusammenschließen. Im übrigen ist die Bestimmung des Benennungsgrundes nicht immer leicht; so ist zum Beispiel oft nicht klar erkennbar, ob eine Benennung lediglich wegen der Giftigkeit oder wegen des medizinischen Gebrauchs der Pflanze erfolgte. Man muß sich in solchen Fällen häufig mit Vermutungen begnügen. Unsichere Deutungen liefern Namen wie beispielsweise „Gausblau“ *bellis perennis*; der Name kann sowohl allgemein die Wertlosigkeit der Pflanze ausdrücken, als auch Zusammenhänge nach Farbe oder Standort bezeichnen. Am besten bringt man ihn unter allen drei Gruppen.

Es erwies sich als zweckmäßig in Anbetracht der Ziele unserer Arbeit, die Gruppeneinteilung nicht nach der Pflanze (Eigenschaften der Blüte, der Blätter, der Früchte usw.), sondern besser nach allgemeinen Gesichtspunkten (Form, Farbe, Geruch usw.) einzurichten. Ebenso wurden in der Abteilung II bestimmte Lebenskreise zu Grunde gelegt.

Ein Überblick über die Gruppen zeigt, wie vielgestaltig die Gründe sind, die zur Namengebung geführt haben. Wenn auch sichere Abgrenzung nicht möglich ist, so fällt doch auf, daß die Benennung nach den verschiedenen Eigenschaften der Pflanzen bei weitem die nach ihren Beziehungen zum Menschen überwiegt. Dies Ergebnis kann kaum überraschen. Das Nahe-legendste ist immer das sinnlich Auffällige; so sind denn auch die Benennungen nach den unmittelbaren Sinnesindrücken (Form, Farbe) die häufigsten. Seltsame, an andere auffällige Dinge des täglichen Erfahrungskreises erinnernde Formen bleiben im Gedächtnis haften. Daneben spielt der Standort eine große Rolle; benannt werden solche Pflanzen, die an bestimmte Orte gebunden sind (Wiesen, Begränder, Sumpf, Bäume). Selten wird Größe oder Anzahl der Pflanze oder ihrer Teile ausgedrückt. (Freilich geben manche Namen auch mittelbaren Ausdruck dafür her; so könnte man „Grütblom“ (5 d) als Bezeichnung der Vielheit der Blüten auffassen.) In der Abteilung II ist sicherlich die Gruppe 3, Wirtschaftliche Verwendung, die umfangreichste. Größer als es in unserer Liste in Erscheinung tritt ist der Anteil der Namen, die ein allgemeines Werturteil ausdrücken. Dahin gehören auch manche Namen, die sich im übrigen zwanglos in andere Gruppen einordnen lassen, indem sie nämlich beiläufig einen Ton der Geringschätzung mittragen. So bedeutet „Rauhblau“ *caltha palustris* gewiß, daß die Pflanze als Futter den Kühen wert ist, gleichzeitig aber drückt es doch auch ihre Minderwertigkeit als Zier-(Garten-)pflanze aus. Solche negative Bewertung ist freilich — könnte man einwenden — mit jedem Namen gegeben; indem wir „Korfwid“ sagen, drücken wir gleichzeitig aus, daß sich die Weide für andere Zwecke nicht eignet. Aber es handelt sich bei dem angeführten Beispiel um die Bedeutung des Wortes „Rauh“ in diesem Zusammenhang, das an anderer Stelle oft pejorativen Klang hat, was dem Worte „Korf“ nicht zukommt.

Besondere Beachtung verdient die vorletzte Gruppe: Fremde Namen. Der einzige erkennbare Grund für die Bildung der dort aufgeführten Namen, d. h. also der Tatbestand, der der Namengebung zu Grunde lag, war das Vorhandensein eines anderen Namens. Zum Unterschiede von Übersetzungen wurde hier der den fremden Namen bestimmende Grund nicht etwa erkannt und in der volkstümlichen Namensform zum Ausdruck gebracht, sondern der fremde Name selber wurde gleichsam als zur Pflanze gehörig betrachtet und dann als bestimmendes Kennzeichen ausgewählt, das man nun auf verschiedene Weise zum Ausdruck brachte. Darüber im nächsten Abschnitt. Die oben aufgeführten Beispiele geben nur eine geringe Auswahl; bei Aufzählung aller Belege würde diese Gruppe wahrscheinlich eine der reichhaltigsten sein.

Völlig verzichten müssen wir auf statistische Auswertung. Dabei muß auch die Antwort auf die Frage, welche Pflanzen nicht benannt werden, unterbleiben. Aber wenn auch ein zahlenmäßiger Vergleich der einzelnen Gruppen miteinander nicht möglich ist, so liefert uns doch unser Material einen interessanten Einblick in die Art und Weise, wie das Volk die Pflanzenwelt sieht. Dabei fällt vor allem auf, daß die Auswahl der Kennzeichen, also der Gründe, nach mehr oder minder zufälligen Gesichtspunkten geschieht. Es gibt keine durchgehende, durch genaue Beobachtung bestimmte und durch Vergleich gefügte Ordnung, kein von der Pflanzenwelt selber her dargebotenes Prinzip¹. Wo solche Betrachtungsweise gelegentlich durchscheint, ist sie zufällig (durch zufällige äußerlich auffallende Übereinstimmung) entstanden oder aber durch gelehrten Einfluß. Die Kompositionsteile „-ros“ oder „-gras“ bezeichnen häufig Pflanzen, die mit Rosen und Gräsern nichts anderes gemeinsam haben als gewisse äußerliche Merkmale. Daneben gehören etwa Kompositionsteile, die mehrere Arten einer Gattung verbinden, zu den Seltenheiten. Die Gründe werden eben nicht aus theoretisch-wissenschaftlicher Betrachtung entnommen, sondern aus zufälliger, innerhalb des täglichen Lebens stattfindender Begegnung mit der einzelnen Pflanze oder einer Gruppe von ihnen, wobei dann oft nah verwandte Pflanzen ganz verschiedene Namen tragen. Das gilt natürlich besonders für alle Beispiele der Gruppe II. Denn wenn Eigenschaften der Pflanze, mögen sie auch noch so äußerlich gesehen sein, doch immerhin innerhalb des Umkreises solcher Kennzeichen bleiben, die das botanische Dasein der Pflanze bestimmen, so sind doch alle Beziehungen zum Menschen dem Wandel unterworfen und zur Bestimmung von Art und Gattung kaum tauglich.

Bei so wesentlich unterschiedlichen Antrieben zur Namengebung müssen wir dieser Tatsache später noch nähere Beachtung schenken.

B. Sprachliche Mittel der Namengebung.

Mit der Betrachtung der Benennungsgründe ist jedoch nur ein Teil derjenigen Kräfte bestimmt, die einen Namen bilden. Aus den Gründen allein entsteht noch nicht eine bestimmte Namensform. Der namengebende Mensch muß vorerst noch unter den ihm zur Verfügung stehenden sprachlichen Ausdrucksmitteln Umschau halten und aus ihnen diejenigen auswäh-

¹ Vgl. hierzu Fr. Maurer, Volkssprache (Fränkische Forschungen 1), 1933, S. 10, § 24.

len, die geeignet sind, den jeweiligen Grund so kurz und treffend wie möglich auszudrücken.

In hervorragender Weise bietet sich dafür das allgemeine Mittel der Komposition dar; wir werden infolgedessen die überwiegende Anzahl der Namen auf solche Weise gebildet antreffen. Zur weiteren Unterscheidung dienen attributive Adjektive. Daneben treten alle anderen Bildungsweisen zurück: Substantivierungen von Adjektiven und Verben, verkürzte und unverkürzte Imperativsätze, Attribute im Genitiv, Diminutive und Umbildungen fremder Wörter.

I. Begriffliche Benennung.

Die einfachste Art der Benennung ist zweifellos die begriffliche Bezeichnung des Benennungsgrundes. Dabei ist es natürlich oft unmöglich, den Grund voll zum Ausdruck zu bringen; es wird vielmehr nur ein bezeichnendes Wort, der Hauptbegriff, den die volle Bezeichnung des Grundes darbietet, ausgewählt und zum Namen oder Bestandteil des Namens gemacht. Um die logische Funktion des Namens oder die Beziehung eines Namens teiles zu den übrigen Teilen herzustellen, ist es nötig, die Rolle der Pflanze selber in den Verhältnissen des Benennungsgrundes zu betrachten. Wir finden sie 1. als Subjekt, und zwar a. als Träger von Eigenschaften, b. als handelnd; 2. als Objekt.

1. Die Pflanze als Subjekt.

a. als Träger von Eigenschaften.

Adjektivum; als Attribut: „Östreich Wittdann“ I 1 a¹; „Spaanischen Fleeder“ I 1 a; „Lütt Bullenpäfel“ I 4; „Dreekantigen Weiten“ I 5 d; „Krusen Kohl“ I 5 i; „Rod' Ruurnblaum“ I 6 b; „Blag' Döfter“ I 6 b; „Gölden Knööpfen“ I 6 b; „Gäl Göffel“ I 6 b; „Witten Urant“ I 6 b; „Gäl Göl-ling“ I 6 b; im Kompositum: „Dreeblatt“ I 5 i; „Blaugras“ I 6 a; „Bunt-gras“ I 6 a; „Fulbom“ I 7 b; „Sueramp“, „=krut“ I 8 a; „Suerfirschen“ I 8 b; „Scharprust“ I 9; „Hartbom“ I 9; „Tag'eschen“ I 9; substantiviert: „Gölling“ I 6 b (aus „Gölding“); „Bitterling“ I 8 a; dazu: „Bladelos“ I 5 b.

Substantivum; als erster Kompositionsteil: „Franzosenkrut“ I 1 a; „Brokwid“ I 1 b; aus der gleichen Gruppe viele Belege, z. B.: „Sandwid“, „Grundnettel“, „Brinkblaum“, „Huszlok“, „Lunrid“, „Water-wörmt“, „Maiblom“ I 2 a; „Sommerkrut“ I 2 c; „Wintergrön“ I 2 c; „Maibart“ I 2 c; „Lackenkrut“ I 5 c; „Stangenbohnen“ II 2; verkürzte Form zeigt „Christwöttel“ statt „Christfestwöttel“ oder ähnlich I 2 a; durch Adjektiv näher bestimmt „Fifaderbläder“ I 9; als zweiter Kompositionsteil: alle Namen auf „=bom“, „=busch“, „=gras“, „=krut“, „=strut“ I 5 a; dazu alle Gattungsbezeichnungen, denen als solche ja begrifflicher Wert zukommt; endlich alle Namen auf „=blom“, „=blatt“, „=wörtel“, falls das vorausgehende Bestimmungswort eine Eigenschaft von Blume, Blatt oder Wurzel ausdrückt.

Verbum im Kompositum: „Hangelbart“ I 5 h; „Stinkstrut“, „=krut“ I 7 a; „Rüknettel“ I 7 b.

¹ Die Zahlen beziehen sich auf die obige Liste der Benennungsgründe.

b. Die Pflanze als handelndes Subjekt.

Adjektivum; attributiv: „Dullen Däg“ I 10 a; im Kompositum: „Dullkrut“ I 10 a.

Substantivum; das Objekt der Handlung wird durch das ganze Kompositum dargestellt: „Kohsweet“ II 1 b (die Pflanze verursacht Schwitzen der Röhre); „Gäl'näsen“ II 4 a (macht die Nasen gelb); Objekt ist nur der erste Kompositionsteil: „Scharbockskrut“ II 3 b; aus der gleichen Gruppe: „Schlapkrut“, „Brangwöttel“, „Blotkrut“; „Muttenskrut“ II 3 d; „Lagenblatt“, „Brüjamsbläder“ II 4 a. Dazu attributiv erweitert: „Seil aller Wunden“ II 3 b.

Verbum; Verbalnomina: „Stäker“ I 5 e; „Krüper“ I 11; Komposita: „Stäkerkrut“ I 5 e; „Häfelkrut“ I 5 h; „Snittgras“ I 9; „Wauerblaum“ I 11; „Krupbohñ“ I 11; „Kangelroß“ I 11; „Rug'koorten“ II 3 c; „Gilbkrut“, „(Gäl) Farwerblom“; „Vullenkrut“ II 3 c; mit Objekt der Handlung: „Bücksenbiter“ I 9; Imperativsatz: „Hac up de Diern“ I 10 b; verkürzt: „Stoppmoors“ II 3 b.

2. Die Pflanze als Objekt.

Substantivum; im Namen erscheint als Bestimmungswort das Subjekt des Verhältnisses, das den Grund ausmacht: „Amtswid“ II 2 (das behördliche Amt befahl den Anbau der Pflanze); „Brüjamsblom“ II 3 c; „Kaiserblaum“ II 5; „Brutkrut“ II 4 a; „Marienblom“ II 4 c. Im Namen erscheint das Objekt: „Tobacksrührenholt“ II 3 c (aus dem Holz macht man T.); „Spillbom“; „Brünholt“; „Binnhölten“; „Korfwid“; „Amdamsblom“ II 3 c; „Panzerkrut“ II 4 a; „Ringelblaum“ II 4 a; „Wespermai“ II 4 b; „Palmwid“ II 4 c.

Verbum: „Stäfwibel“ II 2; „Kroppwid“ II 2; „Puustblaum“ II 4 a.

Diese Aufstellung zeigt uns, welche unterschiedlichen Funktionen ein Name oder Namensteil in den Beziehungen, die der jeweilige Benennungsgrund ausdrückt, ausüben kann. Die Sprache verzichtet hier oft auf jedes unterscheidende oder andeutende Mittel. Sie setzt im Kompositum zwei Begriffe nebeneinander und läßt ihr gegenseitiges Verhältnis gänzlich offen. Diese Tatsache ist der Grund, weshalb alle Namendeutung so unsicher ist. „Amdamsblom“ kann ebensogut eine Pflanze bedeuten, deren Blüte weiß wie Amidam ist, als auch ihre Verwendung zur Herstellung von Amidam anzeigen. Die verkürzte Form des Namens macht da keinen Unterschied.

II. Vergleich.

Aber die einfache begriffliche Bezeichnung des Benennungsgrundes reicht bei weitem nicht aus, alle erkannten Eigenschaften der Pflanzen zu erfassen. Die volkstämmige Sprache greift daher gern zum Vergleich, vor allen Dingen dort, wo es sich darum handelt, nicht nur ein einzelnes, einfaches Kennzeichen sprachlich darzustellen, sondern einen komplizierten, zusammengesetzten Tatbestand. Es ist z. B. leicht, eine Farbe auszudrücken, schwer jedoch, die vollständige Form einer seltsamen Blüte festzuhalten.

Einfacher Vergleich: „Bullenpäsel“ I 5 g; „Kattenstiert“, „Adeboorshein“ I 5 a; „Snafentung“ I 5 c; ebda: „Butterfaß“; „Witbücksen“; „Knööpken“; „Hamburger Müizen“; „Rutsch un Pierd“; „Duwenwagen“; „Pagelhäute“; „Burenmütz“; „Adeboorsnawel“ I 5 d; „Preesterfragen“ I 5 f; „Kreigenbein“ I 5 h; ebda: „Blogstart“; „Kattenspeer“; „Fruenmantel“ I 5 i; „Äfelsuhren“ I 5 i; „Kauhtitten“ I 5 j; „Kreihenfauf“ I 5 j; „Wullband“ I 5 j; „Wesch“ I 7 a; „Christi Kreuzblut“ I 9; „Klockenflätel“ II 4 a; mit einer Person: „Stolte Sinnerk“ I 5 h; „Blag' Preuß“ I 6 b; mit einer anderen Pflanze: „Rippentoback“ II 3 a; „Wigel“ I 7 b; (hierzu könnten die Beispiele leicht vermehrt werden).

Vergleich im Kompositum: „Wullgras“ I 5 d; „Pipenduwid“ I 5 h; „Kosenkohl“ I 5 i; „Klockenblom“ I 5 c; ebda: „Fingerhautsblaum“; „Trechtterblaum“; „Helmblaum“; „Schaublaum“; „Grüttblom“ I 5 d; „Schinkenkrut“ I 5 e; „Mezerblaum“ I 5 i; „Läpelkrut“ I 5 i; „Füerblom“ I 6 b; „Botterblaum“ I 6 b; „Päperkrut“ I 8 b; „Fettbläder“ I 9. Dazu alle Zusammensetzungen mit „=ros“, in denen nicht die Rosenarten gemeint sind, z. B. „Stockros“ I 5 c.

Spezialisierter Vergleich; durch ein Substantivum: „Grundnettel“ I 1 b; „Waterwürmt“ I 1 b; „Waldfleeder“ I 5 d; „Dunnernettel“ I 9; durch ein Verbum: „Küknettel“ I 7 b; durch ein Adjektivum: „Blag' Döster“ I 6 h; „Will' Peterzilg“ I 5 a; „Will' Win“ I 5 a; „Dreefantigen Weiten“ I 5 e; „Kod' Ruurnblaum“ I 6 b; „Witten Urant“ I 6 b; durch einen Vergleich: „Baukweiten“ I 5 e; „Stockros“ I 5 c; die beiden letzteren Fälle zeigen also ein Kompositum aus zwei Vergleichen. Daß in dieser Gruppe alle Vergleiche sich auf eine andere Pflanze, nicht auf Gegenstände beziehen, ist Zufall; es gibt durchaus auch die andere Möglichkeit.

Eine besondere Art des Vergleichs stellt die Form „Stah-up-un-gah“ II 3 c dar; die sprachliche Wendung stammt aus dem Neuen Testament, es wird also hier mit einem historischen Ereignis verglichen, wobei die Form des Ausdrucks (Imperativ) dem überlieferten Vorbilde nachgeahmt wird.

III. Schimpfnamen.

Schimpfnamen dienen zur Bezeichnung der Minderwertigkeit einer Pflanze. Sie treten meistens als erste Kompositionsglieder auf: „Hunn' blaum“; „Gausblaum“; „Kauhblaum“; „Schinnerblaum“; „Gausgras“ II 1 b; im Beispiel „Sagenkohl“ II 1 b wird verstärkte Wirkung durch den Gegensatz Sau und Kohl (als menschliches Nahrungsmittel) erreicht; ähnlich ist es bei „Sandkleewer“ II 1 b; diesen beiden Namen haftet ein ironischer Klang an. Auch Adjektiva können pejorative Bedeutung haben: „Will' Peterzilg“ II 1 b.

IV. Diminutive.

Als Diminutivsuffix tritt nur „=ken“ auf; das im heutigen Sprachgebrauch bevorzugte „=ing“ ist mir selten begegnet. Bei den Namen auf „=ken“ handelt es sich entweder um alte Namen oder aber um Übersetzungen aus dem Hochdeutschen. Wir finden dann neben „Dufendschöönken“ auch

„Dufendchöning“ 19. Die Zahl der Belege für beide Bildungsweisen ist gering. Ausgedrückt wird meist die Kleinheit der Pflanze und ihre Zierlichkeit; fast alle Namen können auch als Rosenformen angesehen werden. Beispiele unter II 1 a.

V. Zahlwörter.

Zur Bezeichnung einer unbestimmten Vielheit dienen die bestimmten Zahlwörter „dusend“ und „nägen“: „Dufendchönnken“ I 1 c; „Dufendblatt“ I 3 a; „Nägenknee“ I 5 h; „Nägenkraft“ II 4 b; die volksmäßige Sprache vermeidet hier begrifflichen Ausdruck; sie setzt bestimmte Zahladjektiva ein, die auch im sonstigen Sprachgebrauch im übertragenen Sinne geringe oder größere Vielheit bezeichnen.

VI. Lautliche Ungleichung fremder Wörter.

Groß ist die Zahl der Umbildungen fremder Namen. Es handelt sich dabei lediglich um Vorgänge, die der Anpassung an die lautliche Gewohnheit der volksmäßigen Sprache dienen. Wesentliche Bedeutung gewinnen dabei Kontraktion und Streben zur Einfilbigkeit. So wird *calamus* zu „Kalmś“, *cerefolium* zu „Kerwel“. Vielfach macht sich Ungleich an bekannte Wortformen bemerkbar: „Bullerjan“ aus *Baldrian*; „Ergeljan“ aus *orellana*.

VII. Volksetymologische Umbildungen.

„Afkatenbom“ aus „Afkazie“ über „Afkazie“; „Dickflöten“ aus *diklytra*; „Senfohl“ aus *foeniculum*.

VIII. Besondere Bildungen.

Einige Namen haben Bestandteile, die für die Bezeichnung des Benennungsgrundes nichts leisten. Dahin gehören: „Nunnenkleppel“ I 9; „Bapenpietten“ I 5 f; „Preisterlüf“ I 10 b; „Bapenflöten“ *centaurea scabiosa* 26; die hier ausgedrückte Beziehung zum geistlichen Stand hat nichts mit dem Benennungsgrunde zu tun, sondern ist der Form nach durch den Zwang, ein Kompositum zu bilden, entstanden, inhaltlich aber willkürliche Erfindung, die dem Namen eine an sich unbegründete ironische Bedeutung verleiht.

Kontamination zweier Namen zeigt „Dullbillerfrut“ aus „Dullfrut“ und „Bilfenfrut“ (45).

Oft ist die Namensform nicht feststehend, sondern auch im Munde desselben Sprachträgers schwankend; das bezieht sich auf Formen mit „-struf“, „-frut“, „-bom“ usw. So heißt es „Brombeer“ und „Brombeernstruf“, „Stichelbeer“ und „Stichelbeerstruf“, „Afkazie“ und „Afkazienbom“ in willkürlicher Abwechslung. Die Bindung der Kompositionsteile ist nur lose, da der erste Teil zur vollständigen Bezeichnung allein tauglich ist.

Doppelbenennung zeigt „Gäl Gölting“ I 6 b; offenbar war die Kenntnis der Bedeutung von „Gölting“ verlorengegangen.

C. Anlässe.

Es ist endlich noch von den äußeren Bedingungen zu sprechen, die die Entstehung eines Namens oder einer bestimmten Form veranlaßt oder doch befördert haben. Es taucht die Frage auf, wie es denn dazu gekommen ist, daß gerade dieses oder jenes Kennzeichen zum Grunde der Namengebung gemacht wurde oder daß beispielsweise die Benennung nicht durch begrifflichen Ausdruck, sondern mit Hilfe eines Vergleichs zustande kam. In vielen Fällen läßt sich darauf eine Antwort nicht oder doch nur vermutungsweise geben; daneben aber können wir doch einige besondere Anlässe klar erkennen.

Von den Anlässen müßte eigentlich zu Beginn jeder Behandlung der Pflanzennamen gesprochen werden; denn sie sind es ja, die die Entstehung eines Namens überhaupt erst ermöglichen. Der Mensch tritt auf irgend eine Weise in Beziehung zu einer Pflanze, sieht, erlebt und verwendet sie und benennt sie nach Kriterien, die ihm bei dieser nahen Berührung auffallen. So ist der Vorgang in den meisten Fällen. Es kommt jedoch vor, daß nicht die Erkenntnis des Benennungsgrundes an erster Stelle steht, sondern andere Dinge. Wenn *achillea millefolium* „Dusenblatt“ genannt wird, so gab den Anstoß dazu gewiß nicht der Benennungsgrund, sondern das lateinische Wort; zum mindesten ist es für die Namensform verantwortlich zu machen. Das hier Gesagte gilt für alle Übersetzungen. Die Namenbildung nach lateinischen oder anderen fremden Wörtern kann veranlaßt werden durch offizinellen Gebrauch der Pflanze oder aber aus Mangel an auffallenden Kennzeichen. Häufig mag die Schule hier eine vermittelnde Rolle gespielt haben.

Anlaß zu bestimmter Namensform gibt auch das Vorbild anderer bereits vorhandener Namen. Da „Kattenstiert“ für *equisetum arvense* galt, entstand auch „Adeboorsbein“ durch Vergleich — wobei dann noch andere Anlässe mitgespielt haben mögen. In „Stolte Hinnerk“ ist das Adjektivum nur möglich geworden durch den im lateinischen *henricus* vorgebildeten Personennamen. Es ist natürlich äußerst schwierig, solche Abhängigkeiten zu entscheiden, und die obigen Beispiele sind denn auch nur auf Vermutung gegründet. Es soll hier nur der Blick darauf gelenkt werden, auf welch seltsamen Wegen ein Name zustande kommen kann und welche psychologischen Voraussetzungen dazu manchmal nötig waren. Das allgemeine Vorbild bereits vorhandener Namen für eine Neubildung muß stark berücksichtigt werden.

Der Primat des Anlasses für die Namenbildung läßt sich besonders bei volksetymologischen Umbildungen deutlich machen. Ein Beispiel: „Buschbom“, *buxus sempervirens* 23; Grund: die buschartige Form; Anlaß: das Wort *buxus*. Hier hat offenbar der Grund nicht allein die namenbildende Kraft besessen; ohne das lateinische Wort wäre der Name niemals zustande gekommen¹. Diese wenigen Andeutungen mögen genügen; der Raum erlaubt keine ausführlichere Darstellung. Auch bedürfte es erst eingehender, dem Bildungsprozeß der einzelnen Namen nachgehender Forschung².

¹ Vgl. dazu Maurer a. a. O. 31.

² Es fehlen Monographien einzelner Pflanzen und Arten über die Verbreitung der Namen. Ohne geographisch-historische Betrachtung ist keine Behandlung obiger Fragen möglich. Daher mußte hier auch jeder Versuch, über Herkunft, Verbreitung, Echtheit und Alter der Namen zu handeln, unterbleiben. Das alles möge einer künftigen umfassenden Darstellung vorbehalten sein.

Mögen wir zum Schlusse noch einigen Gedanken Raum geben, die als wesentliches Ergebnis der Untersuchung angesehen werden können.

Die Betrachtung der Benennungsgründe lieferte uns gewisse Erkenntnisse über die Fähigkeiten des Volkes in der Beobachtung der Natur. Es ergab sich dabei, daß alle diejenigen Kennzeichen bemerkt werden, die durch bemerkenswerte Eigenart den Sinnen auffallen, für das Leben der Pflanze aber häufig recht nebensächlich sind. Häufige Verwechslungen, Gleichbenennung gänzlich fremder Pflanzen beweisen die Zufälligkeit der Namenbildung. Niemals ist der Trieb nach Erkenntnis der Anlaß zur Beobachtung, sondern immer ein rein sinnlich oder praktisch bestimmtes Verhältnis.

Die sprachliche Untersuchung ergab starken Anteil begrifflicher Bezeichnung des Grundes. Freilich war die Funktion der Namen oder Namensteile, das heißt also ihre Stellung innerhalb der Verhältnisse des Benennungsgrundes, wenig oder gar nicht gekennzeichnet. Diese Tatsache bezeichnet recht eigentlich den Unterschied volkstümlicher Namen von wissenschaftlichen¹. Es heißt niemals „rauhblättrig“, sondern einfach „rauh“; die Beziehung auf die Blätter wird unterdrückt. Erstaunliche Leistung zeigt hier nur etwa der Name „Fisaderblätter“. Allgemeine Zahlbegriffe wie „viel“ werden vermieden. Die begriffliche Bezeichnung erfasst außerdem immer nur einfache Kennzeichen. Sobald komplizierte Zusammenhänge benannt werden sollen, greift die Sprache zum Vergleich. Graue, behaarte, spitze Blätter werden durch „Äselöhren“ ausgedrückt, nicht etwa durch „graubehaartes Spitzblatt“. Es ist kein Zufall, daß gerade die Gruppe I 5 mit ihren komplizierten Kennzeichen so viele Vergleiche aufweist. In diesem Sprachmittel erweist die volkstümliche Sprache ihre starke Bildkraft. Mit Vorliebe werden die Vergleiche aus der bäuerlichen Umwelt genommen; starke Neigung zu derber und humorvoller Ausdrucksweise macht sich bemerkbar. Die vielen bedeutungsleeren Umbildungen aus fremden, unverstandenen Namen beweisen Freude am reinen Wortklang, wie andererseits volksetymologische Umformungen den Drang nach Bedeutungsfüllung bezeugen. Hierin regen sich sprachschöpferische Kräfte.

Die kurzen, nur einige Punkte andeutenden Ausführungen über die Anlässe der Namengebung vermittelten einen Einblick in die Vorgänge bei der Entstehung eines Namens. Es wurde dabei deutlich, daß nicht etwa nur die Benennungsgründe, sondern auch vielerlei äußere Ursachen an der Namenbildung beteiligt sind.

Es ist bedauerlich, daß ein Vergleich mit den Ergebnissen der Arbeit von Egli nur in geringem Umfange möglich ist. Das hat zwei Gründe. Einerseits kann dieser kurze, durch Raum, Zeit und Mangel an Vorarbeiten beschränkte Abriss keine endgültigen Ergebnisse bieten. Andererseits aber sind Eglis Ziele von den unsren verschieden. Sie verfolgt vor allem botanische Zwecke, begnügt sich mit einer listenmäßigen Zusammenstellung der Gründe („Motive“) und wertet diese nur statistisch aus. Die sprachliche Seite der Untersuchung tritt zurück. Trotzdem lassen sich einige Züge vergleichen. Übereinstimmung herrscht in der auffallenden Rolle, die der Vergleich als namen-

¹ Gemeint ist hier natürlich nicht die botanische Nomenklatur, die ja selber volkstümliche Namen verwendet, sondern lediglich eine logisch strenge Ausdrucksweise. Ebenso bedeutet 'volkstümlich' keinen absoluten Gegensatz zur Hochsprache.

bildender Faktor spielt. Dagegen sind im Schweizerischen Roseformen ungleich häufiger als im Mecklenburgischen. Darin äußert sich ein verschiedenes Verhältnis des Menschen gegenüber der Pflanze, das bei uns kühler, zurückhaltender, sachlicher, dort herzlicher, gemütvoller ist. Endlich fällt die Fülle verschiedener Namen auf, die im Schweizerischen eine ganze Reihe von Pflanzen tragen. Derartiger Reichtum wird bei uns kaum anzutreffen sein. Egli zählt S. 2 bis zu 64 Namen für eine Pflanze (*taraxacum officinale*)!

Die mecklenburgische Namenlandschaft

Von Hans Bahlow.

Während die deutsche Mundartforschung gewohnt ist, in sogenannten Sprachlandschaften zu denken und zu arbeiten¹, beginnt die deutsche Namenkunde erst heute sich auf landschaftliche Forschungsweise umzustellen² und damit die Methode durchzuführen, die allein geeignet ist, die Erbnamenforschung zum Rang einer Wissenschaft zu erheben. Die ersten Proben solcher Forschung liegen vor in Alfred Gözes „Familiennamen im badischen Oberland“ (1918) und neuerdings in Edmund Nields „Fränkischen Familiennamen“ (1933) und desselben „Südwestdeutschen Familiennamen“ (1938). In ähnlicher Weise wird für das gesamte deutsche Volksgebiet ein Handbuch folgen, das sich nach Landschaften gliedert und den erschreckenden Tiefstand offenbaren wird, auf dem die Methode des „Heinze-Cascorbi“ die Namenkunde jahrzehntelang gehalten hat. Es wird unsere Erbnamen als Geschöpfe des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit verstehen lehren³ und nicht bloß den Wissensdurst des einzelnen zu befriedigen suchen, sondern darüber hinaus der Wissenschaft vom Volk und seinen Stämmen Erkenntnisse schenken, die auf anderem Wege nicht zu gewinnen sind. Es geht dabei aus von der einzelnen Landschaft in der Erkenntnis, daß jede Landschaft ihre eigenen, im Boden verwurzelten Erbnamen hat, die nur oder doch vorzugsweise in ihr begegnen und darum auch nur aus dem Wesen und der Geschichte ihrer Heimat ihre wahre Erklärung finden können. Sie bilden gewissermaßen eine „Namenlandschaft“, wenn sich auch deren Grenzen nicht immer scharf ziehen lassen; denn die Verbreitungsgebiete der einzelnen Namen decken sich nicht überall. Und doch wird man das Dasein auch einer

„mecklenburgischen Namenlandschaft“ nicht leugnen können, die zwar organisch im Rahmen der großen niederdeutschen Kultur- und Sprachlandschaft gewachsen ist, darüber hinaus aber ein durchaus eigenes Gepräge trägt, das auch die Neuzeit mit ihrer starken Binnenwanderung nicht hat verwischen können. Diese Fremdspuren sind im allgemeinen nicht schwer zu erkennen. Es sind vor allem die Namen, die mit der aufblühenden Industrie ihren Weg nach dem Ostseelande fanden, unter

¹ Vgl. Kurt Wagner, Die deutschen Sprachlandschaften, 1927.

² Vgl. des Verfassers „Landschaftliche Erbnamenforschung“ (in „Forschungen und Fortschritte“ 14 (1938), 341) nach einem Vortrag auf dem „Ersten Internationalen Kongreß für Namenforschung“ zu Paris.

³ Vgl. hierzu den Artikel „Germanisches Erbgut in unseren Familiennamen?“ in: Geistige Arbeit 1936, Nr. 3.

ihnen als stärkste Gruppe die schlesisch-mitteldeutschen: die Menzel, Wenzel, Hempel, Hentschel, Kiedel, Seidel, Seiffert, Ulbrich, Günther, die Schubert, Schreiber, Lehmann, Hübner, Körner, Fuhrmann, Scholz und Voigt, die Berger, Bormann, Kerger, Stiller, Nowack, Reimann, Meißner, Bohl und Böhm. Vereinzelter sodann die Süddeutschen wie Berringer, Eingriber, Endler, Hasselwander, Höfener, Moser, Rittner usw. und solche, die schon ihres Wortgutes wegen nicht niederdeutsch sein können wie Stem(m)wedel, Stempel und Weinrebe(n). Falsch aber wäre es, hochdeutsche Namensformen wie Müller, Krüger, Schmidt, Schulz, Schütz u. a. von vornherein als eingewandert zu betrachten; denn sie tragen ihr altes niederdeutsches Gewand erst seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht mehr, wovon die Kirchenbücher zur Genüge zeugen. Die Bauernlisten aus der Zeit um 1550 kennen nur die alten Möller, Kröger, Schmed(t), Schulte, Schütt(e), Schröder, die ja auch heute noch in stattlicher Zahl erhalten sind.

Welches sind nun aber die bodenständigen Namen, an deren „Erdgeruch“ man den Mecklenburger im Reiche erkennt? Wir müssen uns hier mit einer Auswahl begnügen und ordnen diese am besten nach den Hauptfaktoren, die die Bodenständigkeit bedingen: den Ortsnamen, der Mundart und den Resten wendischer Bevölkerung.

Wir wissen heute, daß die Ortsnamen einer Landschaft fast alle mehr oder weniger zahlreich ihren Niederschlag in den sogenannten Herkunftsnamen, der größten aller Namensgruppen, gefunden haben, und zwar mit einem Anteil von über 50 Prozent¹. So spiegeln denn auch die mecklenburgischen Herkunftsnamen die Stärke der einstigen *Vinnenwände* = *ring* anschaulich wider². Da finden wir all die Dorf- und Kleinstadtnamen in unveränderter Form wie Bernitt, Blücher, Drefahl, Methling, Neese, Sternberg, Vitense usw., mit orthographischer Veränderung Bahlow statt Balow, Beutin (Beythien) statt Boitin u. ä. Aber wer möchte in Grefsmann, dem Namen eines bekannten Theologen, das Dörfchen Gresse bei Boizenburg oder in Plagemann das Städtchen Plau vermuten? Die Zahl dieser =mann-Namen ist groß, wenn auch nicht so groß wie in Nordwestdeutschland, dem Ursprungsgebiet dieser Bildungsweise, wo Carstens für die Bremer Gegend etwa 40—50 v. H. aller Herkunftsnamen als =man-Bildungen nachgewiesen hat³. So haben wir in Mecklenburg die Metelmann aus Meteln, Nevermann aus Nebern, Viechelman aus (Hohen-)Viecheln, Krasemann aus Kraase, Kotelmann aus Kötel, Klindmann aus Klink bzw. Klinken, Krei(mann) aus Kreien, Lagemann aus Laage, Lansemann aus Lansen, Parchmann aus Parchim, Böhlmann von der Insel Boel, Qualmann aus Quaal, Schwaß(mann) aus (Groß- und Klein-)Schwaß, Schwießelman aus Schwießel, Stolpmann aus Stolp, Dammann aus Damm, Blaumann nebst Plagemann aus Plau usw. Und wenn Glaman sich aus Glabe herleitet, so könnte Schlie(mann) (alt Sligeman und Sliveman) zum Orts-

¹ Genaueres ist zu finden in meinem Aufsatz „Der Zug nach dem Osten im Spiegel der niederdeutschen Namengebung“. *Zeuthonista* 9 (1933), 224 ff.

² Vgl. hierzu Helene Brockmüller, *Die Rostocker Personennamen bis 1304*. Diff. Rostock 1933. W. Felten, *Die Personennamen von Boizenburg vom 13.—17. Jahrhundert* (Hamburger Dissertation), Schwerin 1936.

³ Karl Carstens, *Beiträge zur Geschichte der bremischen Familiennamen*. Diff. Marburg 1906.

namen Schlieven gehören, doch konkurrieren hier der Fisch- und der Flußname Schlei. Dem Mecklenburgischen Urkundenbuch läßt sich noch mancher weitere -man-Name entnehmen, wie Gnoi(g)eman aus Gnoien, Tramman aus Tramm, Bemerman (nebst Bemering) von der Insel Fehman, Werleman aus Werle u. a. m., die heute anscheinend nicht mehr leben. Natürlich sind auch die Nachbargebiete Vorpommern mit Rügen und Holstein vertreten, desgleichen die westbaltischen Mutterlande der einstigen Siedler, aus denen nur Die(c)kelmann als speziell mecklenburgisch (aus Diekel in Hannover) genannt sei, und ohne -mann die häufigen Beese (aus Beesen), Loose (aus Loosen) und Bründel (aus Bründeln in Hannover)¹.

Eine zweite Gruppe bodenständiger Erbnamen hat sich unter der Einwirkung der M u n d a r t herausgebildet. Die Frage nach dem Verhältnis von Name und Mundart ist in der deutschen Namensforschung noch niemals ernstlich gestellt, geschweige denn systematisch untersucht worden. So nimmt es nicht wunder, wenn viele mundartliche Namenformen nicht erkannt und gänzlich falsch gedeutet wurden. Bis heute war es, um ein Beispiel aus Schlesien zu wählen, unbekannt, daß Hampel, Hannig, Maffert usw. mundartliche Nebenformen zu Hempel, Hennig, Meffert usw. sind, man hielt gerade umgekehrt die e-Formen für die jüngeren Umlautformen, und ähnlich gibt es auch in Mecklenburg eine Reihe von Namen, denen der Mundartfremde ratlos gegenübersteht, auch wenn er das Mittelniederdeutsche noch so gut beherrscht. Denn es handelt sich um Formen, die erst im 17. Jahrh. mit dem mecklenburgischen Platt auftauchen. Und zwar nicht bloß bei Namenwörtern aus der Umgangssprache wie Hauth neben Hoth und Huth (vgl. Wildhaut 'Fitzhut[macher]'), sondern ebenso bei Erbnamen aus dem alten Rufnamenschatz wie Hul(e)rich und Hul(l) neben Dhl(er)ich (= Ulrich) und seiner Kurzform Dhl; desgleichen Lude neben Dhde (= Otto), der Kurzform von Odebrecht. Es ist darum auch ganz in Ordnung, wenn das Land Stargard (= Strelitz), dessen Mundart ö bewahrt hat, diese au-Formen nicht kennt.

Ein weiteres Merkmal, die breite Aussprache, die dem Mecklenburger auch den Erbnamen Breitsprecher eingetragen hat, liegt vor in den ä-Formen, die älteres ö (mittelniederdeutsch o mit Umlaut) in der Schreibung verdrängt haben. Der Däbeler ist der Würfelmacher oder -spieler (mund. döbeler), der Räder nichts anderes als der Koch wie Kä(c)kenmeister = Küchenmeister, und die vielen Kähler zeugen von der einstigen Bedeutung der Holzkohlenbrenner, der Köhler. In Naethbom erkennen wir den Wirt „Zum Rußbaum“. Hinter Schnäckel aber wird man so leicht nicht den Fischer oder Fischhändler vermuten: mittelniederdeutsch snökel ist der Hecht. Die einstigen Taufnamen bieten Gaedt(te) und Gaeth(e) neben Gödefe, d. i. Gottfried. — Erscheinungen, die schon im Mittelniederdeutschen vorhanden sind oder sich anbahnen, wie der Wandel von kurzem o zu a und der Übergang der Lautverbindung er in ar, seien hier nur kurz erwähnt mit Ba(a)de, d. i. der Bote (der Stadt), Waack, d. i. der frief. Personennamen Woke (vgl. Wokenstede, heute Wakenstädt) und Kugel- oder Kavelmacher, dem Verfertiger oder Träger der Kugel, des Kapuzenmantels; dann etwa Warnke (= Werner), Schwarz (= Swerk 'finsternes Gewöl', 'Kummer') und auch Schwafmann,

¹ Vgl. auch die Übersicht „Mecklenburgs Familiennamen“ in den „Meckl. Monatsheften“, Aprilheft 1933.

da das Dorf Schwaß einst Swers hieß. Nicht aber Bernitt, Kerfack und andere alte Wendennamen, deren e noch heute von der fremden Endbetonung zeugt.

Nicht so auffällig wie im Lautbild sind die Spuren der Mundart im Wortschatz der Namen. Sie sind noch lange nicht alle erforscht, wie sich an Prüiter (Pruter) und Pingel zeigen läßt, von denen kein Namenbuch Kunde gibt. Auch Schiller-Lübbers versagt fast ganz; er hat zwar proten 'schwäzen', aber erst die mundartlichen Formen prütelen im Niederländischen¹ und prüeteln im Westfälischen² schaffen Gewißheit, daß wirklich der 'Schwäzer' gemeint ist, und niederländ. pingelen³ 'beim Handel unterbieten, den Preis drücken' lehrt erst die Bedeutung des Namens Pingel verstehen; zu vergleichen wäre noch westf. pingelig 'quängelig, kleinlich'⁴.

Die Frage nach dem mundartlichen Wortschatz in der Namenwelt führt uns zur Frage nach dem Wert der ü b e r n a m e n. Denn sie sind der Kern der niederdeutschen Namengebung; in ihnen hat das Volkstum einst lebendigsten Ausdruck gefunden, und wären nicht so viele dieser Schöpfungen persönlichsten Gepräges schon mit ihren ersten Trägern oder günstigstenfalls mit deren Enkeln wieder verschwunden, so bräuchten wir nur das Adressbuch aufzuschlagen, um Leben und Charakter unserer Ahnen anschaulich vor uns erstehen zu lassen. So aber sind wir auch auf Urkundenbuch und Bauernlisten angewiesen, deren schier unerschöpflicher Reichtum die Lücken in der Zeugenschar ergänzen hilft. Wir brauchen nicht gerade an die Rakeburger Räuber „Swert ut“ und „Uder der erden“ oder an die Rostocker Nonne Mechthild Vöghenegot (Vüggengott) zu denken, auch Bürger- und Bauernstand liefern genug dergleichen Belege; denn es wimmelt nur so von den seltsamsten und köstlichsten Übernahmen. Da begegnen uns drei Schwestern Stripederoek (gestreifter Rock), der Stripedepape, der Langhetroye (langes Wams), der Bauer Kolschüdel (Hosenbeutel), der Knecht Cruput (kriech heraus), der Ratsherr Klumpsilber, die Ritter Kolvenacke und Kortnacke, der Pfarrer Spechals und der Schlachter Magherhals, der Knakerügghe (Bucklige), Kocswale (Rauchschwalbe), Kamervole und Stangevole (Fohlen), der Mümmelmann (der die Lippen bewegt), der Käter Hundeschüre und zu guter Letzt die derben Brüder Clouweners (Klouwen 'kräzen'). Nicht alle Übernahmen sind so deutlich zu durchschauen wie diese. Was soll man sich z. B. denken bei den waschechten Mecklenburgern Mau, Lau und Gau? In ihrer volleren mittelniederdeutschen Form — den mouve, louwe und gouwe — erzählen sie von Modetorheit (weiten Ärmeln), Löwenmut und Raschheit oder Klugheit ihrer ersten Träger. Es ist nun seit Carstens⁵ methodisch erwiesen, daß der Beruf, die tägliche Beschäftigung des ersten Namen-trägers nicht nur die Quelle der Gewerbenamen, sondern auch der meisten Übernahmen ist. „Mittelbare Berufsamen“ hat sie Alfred Göze deshalb mit Recht genannt. Das Geheimnis ihrer Schöpfung, das den Schlüssel zu ihrem

¹ Vgl. Van Dale, Groot Woordenboek der Nederlandsche taal, 6. Ausg., 1924, 1531 b, und Joh. Franck, Etymol. Woordenboek der Nederlandsche taal, 2. Ausg., 1929, S. 526.

² Woeste-Nörrenberg, Wörterbuch der westfälischen Mundart, 1930, 206 a.

³ Van Dale⁶ 1476 a.

⁴ Woeste-Nörrenberg 198 b.

⁵ A. a. D.

Verständnis birgt, besteht darin, daß ein typisches Merkmal der beruflichen Tätigkeit, sei es das Werkzeug, das gewerbliche Erzeugnis oder die Handelsware, anstelle der üblichen Berufsbezeichnung zum Namenwort wird. Namen wie Schacht, Brehn (Bfriem) oder Hoppe, die für sich betrachtet als Personalbezeichnung sinnlos wären, empfangen erst in diesem Zusammenhange Licht und Plastik als Vertreter des einstigen Schachtsniders (d. i. Schäftedrechslers), des Schuhmachers und des Hopfenbauers oder -händlers¹. Auch die vielen Nahrungsmittelnamen, aus denen man so gern auf die Lieblingspeisen des Urahns schließt, sind in Wirklichkeit die Vertreter des Nahrungsmittelgewerbes! Dahin gehören in Mecklenburg die Fischnamen Grimpe (kleine Fischart), Schnäkel (Hecht, alt snökel), Stockfisch, Spiechering, Kräwt, Krabbe, Stöhr, Schlie, Baars(s) u. a. nebst den Garbraternamen Brathering (Bradenheket, Bradenahl, Slibrogere) und den Namen der Fanggeräte Ahlrep (Malschnur), Balrüß (Ballreufe), Puls (Reusenstange). Den Koch erkennen wir in Liefesett und Lepel (auch = Löffler), in altem Panrink und Schumefetel (vgl. heute Schaumfell), den Butterhändler (botterhake) in altem Botterclot und Söteboter, den Fleischer in Fretwurst und Pagenwurst, auch in Anaack (für Knoke als Übername des Knochenhauers), wie es einst auch Rindes-, Hals- und Schulterknoke gab. Die vielen Moll (= Moll 'Mulde') gehen eher auf den Moldenhauer (Drechsler) zurück, wie die Tunn auf den Böttcher. Nur der bäuerliche Lebenskreis sei noch erwähnt: der Hoppenfac begegnet urfänglich unter Hopfenbauern, der Roggenfac und Roggenbuck sind heute nicht selten, desgleichen Kloth und Kluth (für Klutentreder, -pedder 'Schollentreter'), Krael (Mistgabel), alt Kolsbüdel (Hosenbeutel), ferner Blog und Blogstert und nicht zuletzt all die Getreidearten wie Briüshafer (Springhafer²), Spalkhafer (spalkehavere), alt Polehavere (auch eine Arznei), Dllrog (alt OIderogge) usw. —

Für den dritten Faktor, der nächst den Ortsnamen und der Mundart die mecklenburgische Namenlandschaft mitgestaltet hat — die Reste der alten wendischen Bevölkerung — mag hier auf Wittes grundlegende Behandlung des Problems der Wendennamen verwiesen werden³.

Was wir bisher in großen Zügen von Mecklenburgs Familiennamen kennen lernten, war das rein Stoffliche, das seine Prägung von der Sprachgeschichte, der Mundart, der Kulturgeschichte und vom Volkstum empfangen hat. Es liefert aber nur ein unvollkommenes Bild der Namenlandschaft, solange ihm die Krönung durch die statistisch-geographische Methode fehlt, die uns an Hand der Adressbücher über Verbreitung und zahlenmäßige Verteilung der Namen Aufschluß gibt. Denn durchaus nicht jeder Name, der als bodenständig gelten muß, ist überall im Lande an-

¹ Urfundliche Beweise findet man bei Mahnen, Die hamburgischen niederdeutschen Personennamen des 13. Jahrh., 1925, S. 42 u. 50 f.: Hermannus dictus Seacht 1286 = Hermannus dictus hastifex 1274, und in meinem „Deutschen Namenbuche“, S. 118: Hannus hoppener 1417 = Hannus hopphe (hoppe) 1424, 1433, in Liegnitz.

² Mit dieser Erklärung des bisher rätselhaften Namens= im „Wörterbuch der meckl.-vorpomm. Mundart“ von Mi (d. i. Sibeth), S. 12a finde ich heute meine frühere Vermutung (im Meckl. Namenbüchlein) bestätigt, während noch Göbel, Niederdeutsche Familiennamen 1936 die unsinnige Deutung „vom Brusshof < wo? > oder aus Brusow/Meckl.“ gibt.

³ Hans Witte, Wendische Bevölkerungsreste in Meckl., Stuttgart 1905.

zutreffen. Die Regel ist vielmehr die Ungleichmäßigkeit, die es in ihren inneren Ursachen noch zu erforschen gilt, weil sie für die Bevölkerungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte unserer Heimat wertvolle Erkenntnisse verspricht. Schon ein vergleichender Blick in die Adreßbücher der beiden größten Städte Mecklenburgs, der Seestadt Rostock und der alten Residenz Schwerin, gewährt ein äußerst buntes Bild mit mannigfachen Problemen.

So verständlich es auf der einen Seite ist, daß der Binnenstadt Berufs-namen fehlen, die für den Schiffsverkehr und Hafenbetrieb der alten Hansestadt charakteristisch sind, wie Uplegger (Aulflader), Krohn (Krahn), Kunkel (kleines Schiff) und Schippmann, so rätselhaft erscheint die Häufigkeit der Kähler in Schwerin (mit 38) gegenüber dem doppelt so großen Rostock (mit nur 10).

Am klarsten und besten zu begründen ist die Verteilung der *H e r k u n f t s n a m e n*; sie sind so recht ein Spiegelbild der Siedlungsgeschichte und einstigen Binnenwanderung. Wir finden hier bestätigt, was die örtlichen Namenuntersuchungen neuerdings ermittelt hatten¹, daß der Zuzug in die Städte zu rund 50 v. H. aus der nächsten und näheren Umgebung erfolgte. Ortsnamen, die im wirtschaftlichen Bannkreis der Seestadt Rostock liegen, kehren dort häufig als Familiennamen wieder, in Schwerin aber so gut wie gar nicht, so etwa Rölkow (38 : 4), Ruffow (17 : 3), Methling (15 : 1), Pennewitt (als Pan[n]witt, 10 : 0), Papenhagen (23 : 4) in Vorpommern, und umgekehrt vermiffen wir in Rostock die Schweriner Grefsmann (10 : 0), Metelmann (10 : 2), Mecklenburg (18 : 3), nach den Ortschaften Gresse, Meteln und Mecklenburg in der größeren Nähe der Hauptstadt. Daß aber nicht die absolute Entfernung, sondern die geographisch-wirtschaftliche Lage die Richtung der Binnenwanderung bestimmt, dürfte aus den 29 Sternbergs in Rostock gegenüber 6 in Schwerin erkennbar sein; man beachte die trennende Wirkung des Schweriner Sees! Auffällig ist die Beschränkung der Bründel (aus Bründeln/Hannover!) mit 30 : 1 und der Hallier mit 33 : 0 auf Rostock.

Nicht mindere Unterschiede der Verbreitung als die Herkunftsnamen zeigen die Übernamen; die Gründe sind hier oft nur schwer erkennbar. So finden wir fast nur in Rostock die Namen Hünemörder (d. i. Riesentöter) mit 16 : 2, Brüdigam mit 34 : 4, Holst mit 39 : 6, Düwel mit 43 : 1, Fretwurst mit 8 : 1, Paap mit 32 : 0, Mundt mit 18 : 1, und anderseits fast nur in Schwerin die Namen Fröck und Freuck (13 und 11 : 1), Jacklam (33 : 6), Blust (13 : 1), Parbs (9 : 2), Schnoor (32 : 5), Pommeren(c)ke (24 : 5) u. a.

Daß der entferntere Südostteil Mecklenburgs vielfach eine Sonderstellung einnimmt, überrascht nicht, zumal ja auch Mundart (o : au) und Besiedlungsgeschichte nach Brandenburg weisen. Ausschließlich herrschen dort z. B. die Namen Dörnbrack (Neubrandenburg 27, Neustrelitz 6), Wasmund (Neubrandenburg 12), Staffeld(t) (Neustrelitz 11, Neubrandenburg 6), vorwiegend auch die Godenschweger (=schwager), Gudenschwager (Ortsname Godenswege!), Gau u. a.

Gleichmäßige Verbreitung läßt sich in der Regel bei solchen Namen beobachten, denen schon von Hause aus ein allgemeinerer Geltungsbereich

¹ Vgl. des Verfassers „Zug nach dem Osten ...“ a. a. D.

zukommt, bei Berufsbezeichnungen und Mundartwörtern, natürlich auch bei einstigen Taufnamen. Also etwa bei Burmeister, Schütt (Schück) und Kröger (Krüger), bei Mau (weiter Armel), Pingel (vgl. oben), bei Ahrens, Behrens, Lewerenz, Köpfe, Vic, Wiechmann usw. Auch von den Stammesnamen aus der Siedlungszeit gilt dies: zahlreich und ziemlich gleichmäßig begegnen da die Westphal, Saß, Holz (entstellt aus Holst), Dehn u. a.

Wir sind hiermit am Ende unserer Betrachtungen. Wenn es gelungen sein sollte, an Hand dieser wenigen Beispiele dem Leser eine Vorstellung von den Aufgaben und den bisherigen Ergebnissen der landschaftlichen Namensforschung, vornehmlich in Mecklenburg, zu vermitteln und zur Mitarbeit anzuregen, so wäre ihr Zweck erreicht.

Brauchtum und Wortschatz aus dem Rechnungsbuch des Wismarer Goldschmiedes Gotke Warendorp (ca. 1470—1491)

Von Bruno Claussen.

Von dem Rechnungsbuch des Wismarer Goldschmiedes Gotke Warendorp sind 27 fast vollständige Blätter und einige Bruchstücke erhalten. Ich löste sie vor Jahren aus dem Einband eines Bandes der Rostocker Universitäts-Bibliothek aus dem Jahre 1570. Die Blätter sind zum Teil beschnitten, ohne daß dadurch erheblicher Textverlust eingetreten ist. Es scheint nur ein Teil des Rechnungsbuches erhalten zu sein. Die von einer Hand geschriebenen Eintragungen sind schwer zu entziffern, weil meist eine sehr blasse Tinte verwendet worden ist, die durch die Einwirkung des Buchbinderkleisters fast völlig verlöschet ist.

Gotke Warendorp, den Crull¹ in seiner Liste der Wismarer Goldschmiede nicht aufführt, ist etwa 1440, wahrscheinlich in Wismar geboren, denn auch sein Vater Hinrich Warendorp und seine Mutter lebten in Wismar. Das Geschlecht der Warendorps, wohl aus Westfalen stammend, war an der ganzen Ostseeküste verbreitet. Er heiratete um 1468 seine erste Frau Margarete und nach deren Tod im Jahre 1483 seine zweite Frau Geske. 14 Kinder, von denen aber die meisten jung starben, gingen aus den beiden Ehen hervor. Wahrscheinlich im Jahre 1484 baute er sich ein neues Haus, dessen Baukosten er genau verzeichnet.

Außer Aufzeichnungen über seine Familie, seine Gesellen und Lehrlinge bringt das Rechnungsbuch Aufträge und unbezahlte Lieferungen aus seinem Goldschmiedegewerbe, die nach ihrer Erledigung durchgestrichen wurden. Diese Eintragungen sind sehr verschiedener Art. Oft wird nur die geschuldete Summe hingeschrieben ohne nähere Angaben, meist wird aber der Gegenstand genannt, für den die Schuld entstand mit Angabe des Machlohns und des verwendeten Metallgewichtes. Die Auftraggeber sind meist Wismarer Bürger und der Adel der Umgegend, doch sind auch Kirchen, Klöster und Fürstlichkeiten vertreten. Die am häufigsten vorkommenden Arbeiten sind Knöpfe, Spangen, Nadeln, Ringe und Löffel in den verschiedensten Formen, die er wohl auch zum Verkauf in seiner Werkstatt vorrätig hatte. Andere goldene und silberne Gegenstände, die meistens auch für den Kleiderschmuck dienten, wurden auf Bestellung angefertigt, wobei das Gewicht des verwendeten Metalls und der Machlohn gesondert berechnet wurden. Oft wurden zerbrochene Gegenstände oder eingeschmolzenes Edelmetall für die angefer-

¹ Friedrich Crull, Das Amt der Goldschmiede zu Wismar, Wismar 1887, S. 51 bis 53. Er führt nur beim Jahr 1518 einen Warendorp auf, vielleicht einen Sohn?

tigte Arbeit hingegeben. Die Bezahlung erfolgte meist in bar, manchmal aber auch in Naturalien wie Bier, Dünnbier (Kavent) sowie in Getreide für sein Vieh, das er auf seinem Acker „up der luttken Bloten unde in dem Hoppenhoff darfulves“ hielt.

Die Veröffentlichung des Rechnungsbuches wird vielleicht an anderer Stelle erfolgen¹. Wenn ich hier nur ein Verzeichnis der Goldschmiedearbeiten und der gewerblichen Fachausdrücke sowie der beim Hausbau verwendeten Ausdrücke bringe, hoffe ich damit einen kleinen Beitrag zum Mecklenburgischen Wörterbuch und zur Brauchtumsforschung zu geben.

1. Goldschmiedearbeiten und Gegenstände, für die sie gemacht wurden.

Agnus dei n. 'Kirchengerät': en gulden Agnus dei	tho der Bresten [am Kelch] 1 lot fulvers
Almucium n. 'Kirchengerät'? en Span vor sin Almucium	Briek f. 'Scheibe, um etwas darauf zu setzen': 8 β vor Brikken vorguldet
Annenbild n. 'Bildnis der heiligen Anna': 1 rinschen Gulden to eneme Annenbilde	Budelsmyde n. 'Beutelgeschmeide'
Appolle f. 'Kanne (Ampulla)': de Voff op de Appollen	Bukstave m. 'Buchstabe': Bukstave de ick upp den Remen makede
Beker m. 'Becher'	Corpus n. 'Bild Christi am Kreuz': de Evangelisten schal ick gulden unde dat Corpus
Benedictie f. 'Kirchengerät': en Span vor sin Almucium, dat wecht mit der Benedictie 3 lot	Dagghe m. 'kurzer Degen': Sulver to der Hüben upp sinen Dagghen
Beslach m. 'Metallaufilage': wit Beslach, vorgulden Beslach	Eckeren 'Schmuck in Eichelform'? 8 β van de Eckeren
Bild n. 'Marienbild? Bild für Geldgaben in der Kirche?' en vorguldet Bilde	Garnat m. 'Granat, Halbedelstein': enen golden Rink mit ener Lillien van Garnaten
Bindeken n. 'kleine Binde als Mädchenschmuck': of dede ick er 4 Bindeken rund	Gordel n. 'Gürtel': dat Gordel to güldende
Biborp (= Bivorp) m. 'Ring am Griff des Dolchmessers': 3 β vor 2 Bivorp to makende	Gordelspange f. 'Gürtelspange'
Blat n. 'beim Löffel der flache Teil des Griffes?' Lepel mit enen vergulden Remeken in deme Blade	Hake m. 'Haken'
Bord m. 'Band, Brustband, Gürtel': Sulver up den Bord. Rode Borde	Haverkaf n. 'Schmuck in Form von Haferspreu'? of sande ick er 1 lot unde 1 verendel Haverkaves dat lot vor 2 Mf
Breste, Breke, Bresten f. 'Brosche, Fibel, Griff'? of quam	Hefte n. 'Heftnadel': 4 par Hefte up enen Rok, Hefte to Mouwen, 3 par Hefte upp einen Hoyken
	Herteken n. 'Herzchen': Turkiusherteken, Herteken mit

¹ Es ist wohl das einzige Goldschmiede-Rechnungsbuch in niederdeutscher Sprache, welches uns erhalten ist. Das von Crull in den Mecklenb. Jahrbüchern 63, S. 138—176 im Auszug mitgeteilte Rechnungsbuch des Güstrower Goldschmiedes Max Unger von 1574—1591 ist hochdeutsch.

- S o i k e m.** 'Mantel': 1 Stuck upp enen Hoyken
S o i k e n k n o p m. 'Mantelknopf': 19 β van den Hoykenopen
S o i k e n k r a g h e n m. 'Mantelkragen'
S o i k e n s m y d e n. 'Mantelgeschmeide'
H ü l s b l a d e r e n (Hüls=Fley) 'Schmuck in Form von Fley-Blättern': 4 grote Ringe mit Hülsblädern
S u b e f. 'Haube (Korb?) des Degens': Sülber to der Hüben up sinen Dagghen
K a s t k e n n. 'Einfassung eines Edelsteins': 3 Kastken in ene Borlegge
K e d e f. 'Kette': de Kede wecht 3 lot
K e l k m. 'Kelch': den Kelf to güldende
C l a u w e f. 'Klaue': Clauwe to eren gholden Rink
K l o c k e f. 'Schelle': Klocke to der Mowwen
C l u w e n m. 'Knäuel': en Stück Smydes mit enen upgerichteden Cluwen
E n o p m. 'Knopf': krusse Enope, vorguldede Enope, witte Enope
E r a l l e f. 'Koralle': 3 lot Crallen vor 23 β
E r a l l e n s n o r f. 'Korallenschnur'
E r a n s m. 'Kranz': enen Crans, de wecht 6 lot
E r ü c e n. 'Kreuz': wecht dat Crüce, dat tho dem Sterneberghe quam, 14 lot
L a n n e f. 'Stange, Blatt, Kette aus einzelnen Gliedern': 1 β vor ere Lanne, dar ic eyn Lit in henghede
L a n s u l v e r n. 'Lannensilber, dünne Silberplättchen': 10 ort dubbelt Lansulvers
L e p e l m. 'Löffel': enen Lepel mit enes Marien Magdalenenbilde. Eynen Lepel mit enen vorgulden Remeken in deme Blade
L i n e k e n n. 'kleine Schnur': 1 Mt vor en slaghen Lineken umme eren Hud
L o f f f. 'Schuppe in Form von Laub': de Loff op Apollen
L o v e r e 'Laubwerk, kleine Blätter von Metall': Lovere to der Borleggen, de Lovere in dat Smyde dubbelt gold. Loverdubbelt
M a l l i e f. 'kleine Spange oder Ring': Mallien to Craghen, to Mowwen, in eren Hoyßkragen
M e ß n. 'Messer': Sülber umme de Messe to maken
M o n s t r a n c i e f. 'kirchliches Gerät': de Kerckswaren van deme Etslenberghe 12 Mt liib. van erer Monstrancien
M o u w e f. 'Ärmel'
M u l e n s t o t e r m. 'kirchliches Gerät (Reliquienkasten?)': 1 β van deme Mulenstoter
M u s k e l e f. 'Muschel': Schmuck in Form einer Muschel
N a g h e l m. 'Nagel': Naghele in dat Wichvat
N a l d e n e Umsezung für Natele 'Nadeln'
N a t e l f. 'Nadel': Gulden Natelen. Natele up Snor geflagen
D e r k e n n. 'kleines Ohr': Derken up enen Borden
O l t e r l i s t e f. 'Altarborte': Smyde to ener Oltterlisten
D r l e p e l m. 'Ohrlöffel': enen Drlepel vor 5 β
D r t m. 'Ecke, Winkel, Zipfel': 2 Drde up enen swarten Borden
D r t b a n d n. 'metallene Einfassung eines Messers': Ortbande up en par Meß
D i e (Dze) f. 'Öse': 4 β vor Dze in to makende
P a r l e f. 'Perle': Parlen, de stan in goldenen Stiften
P a r l d e c n o p m. 'Perlenknopf': 8 stücken up Parldecnope
P a r d e l s t e n m. 'Perle'

Paternostersten m. 'die Kügelchen des Paternosters': 1 lot Paternostersteine

Penninckbret n. 'Zahlbrett'

Remen m. 'Riemen': Ringe to fineme Remen

Rink m. 'Ring': Ringhe mit Lilien van Garnaten. Ringhe mit 5 Stücken. Gulden Rink, dar ic de Clawen vast upp makede. 2 gulden Rink to colorizierende

Robbin m. 'Rubin'

Roksmide n. 'Rockgeschmeide': dat Roksmide wecht 10 lot

Sacrament m. 'kirchliches Gerät': 1 M^t vor dat Sacramente verdich to makende

Sapir m. 'Saphir': en nigge Sapir

Schale f. 'Trinkgefäß': ene Schale de wecht 13 lot, hir schall ik em aff maken enen Beker

Schilt n. 'Schild': Peter de Trumper en Schilt in sine Lutten

Schoring m. 'Schuhring': sulverne Schoringe

Segel n. 'Siegel, Petchaft': 2 β vor 1 blligen Seghel to makende

Sifelit m. 'Sifelith, Halbedelstein': en Sifelit, de wecht 3 lot

Smide n. 'Geschmeide': en Stück Smides mit enen upgerichteden Clawen

Span n., Spanne f. 'Spange': gulden Span. en Span vor sin Almu-
cium; s. unt. Tunge

Spangeken n. 'kleine Spange': en Spangeken up ener Windelsnor

Sten m. 'Stein, Edelstein': Steine up dat Holtken

Sternsmide n. 'Geschmeide in Sternform': 1 Sternsmide, dat wecht 4 lot

Stickenatele f. 'Stecknadel': 4 β vor der Brut Stickenatelen verdich to makende

Stift m. 'Stift': 4 Parleken, de stan in goldenen Stiften

Tunge f. 'Zunge': 1 gulden Tungeken van einer gulden Spanne

Turkisz m. 'Türkis, Halbedelstein': 1 Türkiszerthe vor 12 β

Vestich n. 'Rosenkranz aus 50 Kugeln': dat Vestich wecht 4 lot

Wasske f. 'Flasche, Glas': 4 β van der Wasske [am Kelch]

Wederblomenmallie f. 'Spange in Form von Flieder- (Holunder-)blüten'

Witter m. 'Metallblättchen': 1 lot wit Witteren vor 18 β

Worke f. 'Gabel'

Worlegge f. 'Brustflaz': Lover to der Worleggen. 3 Castken in ere Worlegge

Worspan n. 'Brustspange'

Wamboyßkragen m. 'Wamskragen'

Wichvat n. 'Weihwassergefäß': vor de Negele in dat Wichvat

Windelsnor f. 'Haarband': Spangheken up ener Windelsnor

2. Goldschmiedefachausdrücke.

a) Substantiva.

Alum n. 'Alaun', geschrieben: allu

Berchgrun n. 'Kupfergrün'

Coloricie f. 'Farbverzierung am Metall': droghe Colorizie, witte Colorizie, grunen Coloricien

Deghel m. 'Ziegel'

Got m. 'Guß'

Iserviling m. 'Eisenfeilschan'

Konynk m. 'Metallkönig beim Schmelzprozeß': alle Gote vorware den Konynk

Reyse f. 'Mal': to der anderen Reyse. Ghet dar 2 Reyse

Salmacium n. 'Salmiak'

Schenerdof ? 1 lot wit Schenerdof

Spanischgrunn. 'Grünspan'
Spisglas, Spisglas n.
'Speise beim Metallguß': sla dat
Spisglas boven aff

Test f. 'Tiegel zum Metallschmelzen': Sett up ene Test
Utglogel n. 'die ausgeglühte
Masse'

b) Verba.

affbrennen 'ausschmelzen'
gulden 'vergolden'
lappen 'durch Aufsetzen von Flit-
ken (kleinen Stücken Metalls) aus-
bessern'

loden 'löten'
loffen 'ablösen'
netten 'nässen'
pijsen 'mit dünnem Strahl nässen'
upjeden 'aufwallen'
upten 'auf Band ziehen'

3. Hausbau.

Anker n. 'ankerartige Mauerklam-
mer'
Ballast 'Baugrund': 2 Boder Bal-
last van deme Stenhave
beslan (Kalk) 'durch Schlagen be-
arbeiten'
Bone m. 'Boden'
Brugghesten m. 'Feldstein'
Daksten m. 'Dachstein'
Dele f. 'Brett': ekene Delen
Dornsenlicht f. 'Fenster der
Dornse, des heizbaren Zimmers'
Gevel m. 'Giebel'
Grus m.? 'feiner Sand' 4 Boder
Gruses
Hakenhenghe n. 'Hakenhänge'
Henghe n. 'Hänge'
Holt n. 'Holz': 2 Holt an den Gevel,
clobet Holt
in hengen 'einhängen': den Sot
intohengende
Remmenadendor f. 'Zimmer-
tür'
Rlinkenhaken m. 'Türhaken'
Krampe f. 'Krampe, Haken'
Krühhenghe n. 'krumme Hänge':
noch halde ick sulven 4 par clene
Krühhenghe

Lankwaghen m. 'Langholz-
wagen': noch gaf ick vor 1 grot Holt
22 β mit deme Lankwaghene
Latte f. 'Latte'
Lem m. 'Lehm'
Mursten m. 'Mauerstein, Back-
stein'
Ortband am Fenster? (sonst nur
am Degen): of halte de Junghe to
miner nigen Dornsen licht 2 Ort-
bande
Plegeslude 'Handlanger'
Raster 'Latte'? für den Brunnen:
1 Zwelffte Rastere
Schür n. 'Schuzdach an Häusern'
Sotholt n. 'Holz für den Brun-
nen'
Sparre f. 'Dachsparre'
Speriseren pl. 'Eisen zum Fest-
halten der Dachsparren': 3 Sper-
iseren unde 3 Haken
Span m. 'Span'
Zimmerholt n. 'Zimmerholz'
Verkant 'Wierkant, beim Bau':
makede eyn Verkant niget
Winstershaken m. 'Fensterhaken'
Wintiseren pl. 'Sturmhaken an
den Fenstern'

4. Kleidung, Hausgeräte usw.

Arresch 'dünnes wollenes Gewebe'
Borchknoppe? 21 β van den
Borchknopen, de se vorkofte van
mynen Dose

Dwelle f. 'Handtuch'
Gadesgeld n. 'Trinkgeld'
Hovetpol n. 'Kopfkissen'
Kaghele f. 'Kogel, Kapuze'

Lehdesch 'Tuch aus Holland'
Sardok n. 'grobes, halbwollenes
Zeug'
Seltspeck m. 'Seehundsspeck'
Strohut m. 'Strohhut'

Westerlendesch (dok) 'rheini-
sches (?) Tuch'
Winsten m. 'Weinstein, Saß an
den Gefäßwänden'
Witschop f. 'Bezeugung durch
Umtrunk'

5. Gewicht, Münze.

Dreling m. 'fl. Münze'
Gulden m. 'Gulden': danische,
lichte, lübsche, rinsche, ungarische
Gulden. Postulatusgulden
Lade f. 'Ladung (bei Sand)'
Last f. 'Ladung (bei Kalk)'
Lot n. 'Gewicht bei Metall': Silber
1 Lot = 12—14 β
Mark f. 'Gewicht bei Metall =
16 Lot'
Ort m. 'Gewicht bei Metall =
¼ Lot'

Quarter n.? 'Maß für Bau-
steine': 1 Quarter Daksten, 3 Quar-
ter Murstene
Quentin n. 'Gewicht bei Metall
= ¼ Lot'
Scherff m. 'kleine Münze'
Sossling m. 'Münze im Werte
von 6 Scherf'
Zwelfte 'Maß bei Sparren': noch
koffte ich 6 Zwelfte Sparren
Verendeln. '25 Pfund oder bei
Silber ¼ Pfund'
Witte m. 'kleine Münze'

Wiese und Weide

Ein Beitrag zur mecklenburgischen Flurnamentkunde und Flurnamengeographie

Von Walter Neumann.

Die Zusammenstellung eines bestimmten Sachgebietes wird ermöglicht durch die vollständige Sammlung der mecklenburgischen Flurnamen im Flurnamenarchiv des Heimatbundes Mecklenburg. Innerhalb seines Sachgebietes erhält der einzelne Flurname erst seinen vollen Sinn. Dort ist nicht nur der seltene, alte oder irgendwie besondere Name wertvoll, sondern alle Namen des Sachgebietes, auch der unscheinbarste, werden in gleicher Weise wichtig für die Forschung. Es ist nur nötig, den Namen innerhalb seines Sachgebietes dem Raum, der Zeit und dem Kulturzusammenhang zuzuweisen, daraus er erwachsen ist, und auch der einfachste Name wird ein Teil des Ganzen, das ohne ihn nicht vollständig wäre. Gestattet die zeitliche Schichtung des Namengutes dann in der Regel einen Überblick über einen Abschnitt der Kultur- und Wirtschaftsentwicklung, so macht die geographische Verbreitung und die sprachliche Beschaffenheit des in den Namen enthaltenen Wortgutes Aufschlüsse über Kulturzusammenhänge und Siedlungsvorgänge möglich.

Wiese und Weide stehen in enger Beziehung zueinander. Beide dienen dem gleichen Zweig der Landwirtschaft, der Viehzucht. Wirtschaftsumstellungen und Wechsel der Wirtschaftsformen bedingen häufig einen Wechsel zwischen Wiese und Weide. Von beiden gehört die Weide zur Urform der Viehzucht, während die Wiese eine spätere Errungenschaft der Kultur ist: „Ohne Sense keine Wiese“¹.

I. Der Namenbestand.

Mit der Aufführung des Namenbestandes und seiner sprachlichen Deutung soll zugleich eine Einordnung der einzelnen Namen in ihren zeitlichen und kulturgeschichtlichen Raum versucht werden. Das führt dazu, daß die sachlichen Angaben einen breiten Raum einnehmen. Für Zwecke der vergleichenden Flurnamengeographie ist es unbedingt nötig, den Inhalt und die Bedeutung eines Flurnamens, die er in einer geschlossenen Landschaft hat, genau zu umreißen, damit Vergleiche zwischen einzelnen Landschaften in allen Teilen fruchtbar werden können. Die Angabe des ältesten Beleges der Flurnamen hat nur bedingte Geltung, da manche Namen sicher älter

¹ Vgl. Fr. Engel, Deutsche und slawische Einflüsse in der Dobbertiner Kulturlandschaft, Kiel 1934, S. 12.

sind als ihr bisher erfaßter ältester Beleg, wenn nicht kulturgeschichtliche Erwägungen dagegen sprechen. Sie schien mir aber aus mehrfachen Gründen, die unten im einzelnen ersichtlich sind, notwendig. Außer den bekannten Abkürzungen sind folgende zu beachten: MUB = Mecklenburgisches Urkundenbuch; LV = Landesvermessungsakten von 1701—1745; DVK = Direktorialvermessungskarten von 1755—1780; V = Volksmund; angeführte Jahreszahlen geben das Alter anderer Akten und Karten an.

a) W i e s e n.

1. M a r s c h, f., M e r s c h, f.

Die ältesten Flurnamen begegnen: 1309 (MUB 3290) „terra iuxta Albeam, que Mersch dicitur“; 1309 (MUB 3349) „vier fuerder holz aus der Mersche bey der Newenstadt“; 1318 (MUB 3953) „sylva Merce“; 1334 (MUB 5511) „in campo, qui vulgariter Merse nuncupatur“.

Bedeutung und Etymologie: agf. mer(i)sk Sumpf, mnd. marsch, mersch, f., fruchtbare Niederung an den Ufern des Meeres oder der Flüsse. In dieser Bedeutung erscheint es in den ältesten mecklenburgischen Flurnamenbelegen (Land an der Elbe, Wald an der Müritz, Ackerland an der Müritz). Da diese Niederungen sich gut für den Graswuchs eignen, ist dann Marsch in den mecklenburgischen Flurnamen vor allem Bezeichnung für Wiesen- und Weideland, z. B. „uff iz berürter Wisch in die vierzig fuder heu sollen geworben werden können, unnd sey von alters die Merß geheissen“ (Instrumentum inmissiois über den Gorrieshof . . ., wie derselbe Anno 1582 an die Statt [Rostock] vermietet).

Zusammensetzungen: neben einfachem Marsch, Masch Dorfmarisch, Hofmarisch, Wischmasch, Maschbruch, Maschgraben, Maschgrund, Maschenhorn, Maschjör, Maschkaben, Maschkamp, Marschland, Maßmoor, Maschstücken, Maschwisch; neben einfachem Mersch Kirchmese, Mäschkaben, Mäschentannen.

Die häufige Zusammensetzung Maschwisch deutet an, daß die ältere allgemeine Bedeutung noch empfunden wurde. Mehrfach heißt es auch Wischmasch. Mersch begegnet nur in den alten Belegen des MUB, in den Akten des 16. Jahrh. und gelegentlich in den LV, später nur Marisch, Masch. In den DVK stoßen wir auf Namen wie Mäschkaben, Mäschentannen, Meschewisch. Wenn für ihre Deutung auch Meese, Meesche 'Meise' und Entrundung aus Mæsch 'Waldmeister' in Betracht gezogen werden dürfen, so wird doch dem Namen Kirchmese nichts anderes als Mersch zugrunde liegen. Mäschkaben kommt vereinzelt neben häufigerem Maschkaben vor und könnte ein Beispiel für Palatisierung des a durch folgende Dentale sein (s. Gras). Marisch wird in der Regel nur in Karten des 18. und 19. Jahrh. geschrieben, die auch sonst vielfach hochdeutsche Formen bringen. Der Volksmund kennt nur Masch. Masch (mit Verlust des r) ist zuerst 1568 in Flurnamen aus Kirchenvisitationsprotokollen nachzuweisen, dann häufiger in den LV.

2. W i s c h, f.

In den Urkunden des MUB als Flurname bereits häufig, ältester Beleg: 1150 (MUB 52) „in prato, quot vulgo dicitur wisch“. Agf. wisc(e), f., Wiese, mnd. wiske, f., wisch, f., Wiese.

In dem *MWB* wird *Wisch* in der Regel mit *pratium* wiedergegeben, so vor allem in den Vereignungsformeln, z. B. 1364 (*MWB* 9234) „an weyde, an wyschen, an grase, an muren“; neben 1356 (*MWB* 8251) „cum . . . agris cultis et incultis, pratis, pascuis, graminibus, silvis . . .“. Hier ist also *wisch/pratium*, *weide/pascuum* und *gras/gramen* gegenübergestellt. *Pratium* kann aber gelegentlich doch der umfassendere Begriff sein, so 1362 (*MWB* 9077) „pratum nostrum iuxta domos allecium trans Warnowiam inferiorem situm, quod siquidem pratium inchoat apud dictas domos et Warnowiam et ad disgregacionem civium ville Derekowe se extendit, cum omnibus paschuis, viis et inviis, semitis, fossatis ac universis suis fructibus . . .“. Die *Wiese* als Ort der Heugewinnung durch besondere Pflege ist in den Urkunden des *MWB* bereits bekannt: 1379/80 (*MWB* 11 247) „Item P. L. XXmr. pro expeditione feni pratorum, videlicet purgando prata, metendo, cumulando, arescendo et stabulum ducendo . . .“. Das bezeugen auch die im *MWB* mehrfach vorkommenden Flurnamen *Hoywisch* und *Hegewisch*, z. B. 1389 (*MWB* 12 066) „uppe den hoywyschen“, oder 1351 (*MWB* 7458) „pratis tamen specialibus, que dicuntur hegewische“ und 1330 (*MWB* 5126) „pratium feni, quod heynwisch dicitur“. Die einschränkenden Beiwörter zeigen auch hier, daß *Wisch* zu dieser Zeit zunächst noch durchaus den weiteren Begriff 'grasbewachsenes Niederungsland' umfaßt, das sowohl der *Weide* wie der *Gras-* und *Heugewinnung* dienen kann. Die vornehmlich der Heugewinnung dienende *Wiese*, die gar nicht oder nur in besonderen Fällen als *Weide* herangezogen wird, gehört in vollem Umfange erst einer späteren Kulturentwicklung an. Wie diese *Wiesen* zum Teil noch 1834 beschaffen waren, zeigt eine Bemerkung bei A. F. Stühr¹: „Ja, im Felde sind noch einige Brüche . . ., diese sind immer als *Wiesen* benutzt, ich habe ungefähr einige 40 Fuhren Heu gemacht.“ Bruchartige Beschaffenheit, d. h. mit Unterholz und Bäumen bestanden, ist aber vor allem Kennzeichen der *Weide*; denn dafür wurden die Bäume als Feuchtigkeitshalter notwendig erachtet. Wiederum ist bereits 1728 *Wiese* die Bezeichnung für das allein der Heugewinnung vorbehaltene *Grasland*, so führt Engel² aus einem Vermessungsregister des Klosters *Dobbertin* von 1728 an: „*Wiesen* sind wegen benötigter *Weyde* nicht mehr zu machen, weil die *Weyde* nicht überflüssig.“

Wisch ist eines derjenigen Wörter, die in mecklenburgischen Flurnamen am zahlreichsten vorkommen³, und ist gleichmäßig über das ganze Land verbreitet. Hingewiesen werden muß auf folgende drei Namen: *Wesenbruch* (*Retichow* bei *Kostock*), *Wessie* (*Wesseltorf* bei *Kostock*) und *Wesen Sölle* (*Gotthun* bei *Wredenhagen*). Während in dem letzten Namen die Ansetzung des md. *Wese* durchaus möglich erscheint, da das alte Amt *Wredenhagen* außerhalb der Grenze des altfächsischen *Rübbungshauses* gelegen auch in anderer Hinsicht zum Einflußgebiet der *Mark Brandenburg* gehört, muß für die übrigen wohl nach einer anderen Erklärung gesucht werden. Beson-

¹ A. F. Stühr, *Dreifelder-, mecklenburgische Schlag- und Wechselwirtschaft*, *Quedlinburg* 1834, S. 48.

² Fr. Engel a. a. D., S. 96.

³ S. Walter Neumann, *Die Flurnamen des Amtes Grevesmühlen*, *Dissertation* *Kostock* 1932.

derer Besprechung bedarf die folgende Zusammensetzung, da sie für das Sachgebiet Wiese und Weide wichtig ist.

3. Wischhof, m.

Ältester Beleg in den WB; 1786 in einem Vertrag: „die 6 Eichhester, die sich hinter dem Pfarr-Garten am Hause in dem sogenannten Wischhofe befinden.“

Bedeutung: in der Regel das gleiche wie Grashof (s. d.). Niekerken¹ schreibt bei der Deutung von Grashof: „Niedrig liegende Flächen mit wiesenartigem Charakter werden auch als Wischhof bezeichnet.“ Die synonyme Bedeutung von Wischhof und Grashof ergibt sich auch daraus, daß der Wischhof in Zühr bei Wittenburg auch Grashof genannt wird. In vielen Fällen ist der Wischhof heute bereits Acker- oder Gartenland.

4. Made, f., Mede, f.

In den Flurnamen nachzuweisen seit dem 17. Jahrh.

Bedeutung und Etymologie: af. mède, f., Wiese, agf. mæd, f., Wiese, afries. mède, f., Wiese, mnd. mæthe, mède, f., Wiese. Grundbedeutung ist 'Wiese, die gemäht wird'².

Ob Made gegenüber Wisch in Mecklenburg ursprünglich eine Sonderbedeutung gehabt hat, läßt sich mit Sicherheit aus den Flurnamen nicht erschließen. Zusammensetzungen wie Mehdenwisch, Madenwisch könnten vielleicht darauf hindeuten.

Zusammensetzungen: neben einfachem Mede Medenbraut, Meidbruch, Mettenbruch, Mettenort, Meedendiek, Mädchenland, Mädgensschlag, Mätenfoll, Mehdenwisch, Mähwiese, neben einfachem Made Madenbek, Madenbreite, Madenbrok, Mahjenbruch, Maadensaal, Madgensoll, Madenwisch, Maxkamp, Mattfoll, Mattwinkel, Maxwisch.

Måde und mède zeigen doppelte Entwicklung von germ. \acute{e}^2 (< idg. \acute{e}). Mede ist sächsisch ursprünglicher Form³ gegenüber dem sonst auch im Niederdeutschen vorkommenden mède.

Mettenbruch und Mettenort mit kurzem Vokal sind wahrscheinlich über mède-ken-bruch (vgl. Mädgensschlag) zu erklären; gleicherweise entstand Mattfoll aus mède-ken-foll (vgl. Madgensoll). Schwierigkeiten macht der mehrfach vorkommende Name „die Max“. Während Maxkamp und Maxwisch auf den Personennamen Matthias (Kurzform Max, sonst aber nur Thees) zurückgeführt werden könnten, ist das bei „die Max“ kaum möglich.

5. Gret, f.

Die ältesten Belege stammen aus den DBK.

Etymologie: agf. græd, m., Gras, afries. grêd, f., Wiese, Weideland, mnd. grêt, f., Wiese, Weideland.

¹ W. Niekerken, Das Feld und seine Bestellung im Niederdeutschen (Sprache und Volkstum 5), Neumünster.

² Vgl. E. Müller in Teuthonista 7 (1930/31), 162 ff.

³ Sonst auch ingwäonisch genannt, vgl. E. Kooth, Die Sprachform der Merseburger Quellen, Niederdeutsche Studien, Festschrift für Conrad Borchling, Neumünster 1932, S. 24 ff.

Der Lautstand (ē < idg. ē) erweist das Wort als sächsisch (vgl. *mède*). In Ostfriesland und Dithmarschen ist *Gret* als Bezeichnung für Grünland bekannt, das „ausschließlich zu Weide und zum Mähen benutzt und niemals aufgebrochen wird“¹.

In der mecklenburgischen Mundart ist es nicht mehr lebendig. Wo *Gret* als Grundwort in Flurnamen auftritt, ist es Bezeichnung für Wiesen.

6. *Gras*, n., *Gres*, n. und. f.

Der älteste Flurname: 1363 (MWB 9126) „unum spacium graminum dictum *graz* apud *gramen* *Naghels* proxime situm in *Warnemunde*“.

Etymologie: got. *gras* *Gras*, *Kraut*, af. *gras*, n., *Gras*, agf. *græs*, n., *Gras*, mnd. *gras*, n., 1. *Gras*; 2. *Grasland*, *Weide*.

In den Vereignungsformeln des MWB steht *Gras* neben *Wisch* und *Weide*, wie *gramen* neben *pratun* und *pascuum* (vgl. *Wisch*). Wo *Gras* als Grundwort in den Flurnamen auftritt, kann es nur die Bedeutung 'Grasland' haben (wie oben), das als *Weide* und als *Grasschnitt* zu Futterzwecken genutzt wird (vgl. *Grashof* und *Graskoppel*). Die *Grasgewinnung* für das Vieh war für den Bauern von wesentlicher Bedeutung, bis der planmäßige Anbau von *Klee* und anderen Futterpflanzen eine ausreichende Versorgung des Viehstapels sicherstellte. Man gewann das *Gras* an allen nur möglichen Plätzen, so an den Ufern der Flüsse, an den Rändern der Seen und im Wald, vgl. 1299 (MWB 2546) „insuper prelibatis emptoribus vendidimus *graminaturam* in *piscinis* et *iuxta piscinas*, quanto *semocius* *graminator* in *easdem piscinas* *vadere* sive *per pedes intrare poterit*, et *ad pascua* *licebit* *inpellere pecora*, quanto *remocius ore capere poterunt* *gramina prius dicta*“; oder 1377 (MWB 11 069) „Dyt holt scholen se afhomen laten tusschen tmen lootyden neghest thokomende und scolen hebben vryge weghe yn unde ute deme holte unde vrien boemvaal unde of vryge wehde unde gras eren verden“.

Zusammensetzungen: neben einfachem *Gras*, *Grasen* *Brandgras*, *Hein-gras*, *Grasbrook*, *Grashof*, *Graskoppel*, *Graswisch*, neben einfachem *Gres*, *Gräsen* *Brandgres*, *Heidengres*, *Hengres*, *Gräsbrook*, *Gräskroog*.

Gres, *Gräsen*, *Brandgres* usw. haben *e* statt *a*. Die heutige Mundart kennt nur *Gras*. In der Flurnamenüberlieferung weisen Karten und Akten häufig die Schreibung *Gras* auf, wo der Volksmund *Gres* spricht. Waren bei *Mäsch* (s. d.) noch Zweifel möglich, ob das *ä* eine Palatalisierung des *a* darstellte, so haben wir hier klare Beispiele für diese Tatsache. Die Palatalisierung von *a*² gehört in die Reihe derjenigen Lauterscheinungen, die teilweise als *ingwäonisch* bezeichnet, immer klarer als Eigentümlichkeiten der Sprache der alten Sachsen hervortreten³. Auf die bessere und gerechtere Bezeichnung „sächsisch ursprünglicher Form“ statt „ingwäonisch“ machte mich Herr Professor Leuchert brieflich aufmerksam.

¹ J. ten Doornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache, Norden 1879 ff. I, 676 b.

² Vgl. die Beispiele aus anderen Teilen Niederdeutschlands bei E. Nörrenberg, Zwei lautliche Eigentümlichkeiten der Emdener Mundart, Niederdeutsche Studien, Festschrift für Conrad Borchling, Neumünster 1932, S. 287 ff.

³ Vgl. dazu die Aufstellungen bei E. Hrooth a. a. D.

7. Grashof, m., Greshof, m.

Für Grashof älteste Belege in den WB. Greshof ist erst in späteren Karten des 19. Jahrh. belegt, die bessere mundartliche Wiedergabe der Namen bieten.

Bedeutung: „Ein in Gras liegender eingefriedigter Teil des Hofes, aus dem man schnell eine Karre oder ein Laken voll fürs Vieh holen kann“¹.

Seine eigentliche Bedeutung hat der Grashof heute verloren. Vielfach ist er zu Acker gemacht, oder er ist häufiger Gartenland geworden, da er unmittelbar am Hofe lag und meistens mit einzelnen Bäumen, vor allem Obstbäumen, bestanden war (vgl. Wischhof).

8. Graskoppel, f. (f. Koppel).

Älteste Belege aus dem 18. Jahrh., z. B. „Der Junge aber treibt die abgespannten Ochsen nach der Graskoppel, wo sie bis um 4 Uhr bleiben, und alsdann von ihm dem Arbeiter mit seiner Nachmittags- oder Vesperkost wiedergebracht werden“².

Dieser Name gehört eigentlich schon in das Gebiet „Weide“. Er wird hier gebracht, weil er zur Bedeutungserklärung von Gras wesentlich ist.

b) Weiden.

9. Weide, f.

Älteste Flurnamenbelege aus den WB.

Während Weide in den Vereignungsformeln des MWB immer wieder vorkommt, fällt es auf, daß unter den über 1000 Namen des MWB nicht ein Name mit Weide belegt ist. Der Grund ist zum Teil darin zu suchen, daß es im Mittelalter Weiden im besonderen Sinne nicht gab, sondern daß das Vieh auf der Freiheit, in den Brüchen und Wäldern und auf dem ruhenden Acker zur Weide ging. Im Gegensatz dazu steht allerdings das Auftreten des alten Wortes Winne in Flurnamen. Das Fehlen alter Flurnamenbelege für Weide ist eine Erscheinung, die auch an anderen Orten beobachtet wurde. Die deutschen Urkunden des MWB enthalten das Wort Weide jedoch so häufig, daß die Schlußfolgerung, die F. C. Schulz³ für den Kreis Röstlin daraus zieht, daß das Wort ursprünglich dem Niederdeutschen fremd war, für Mecklenburg kaum zutrifft.

„Die gemeinschaftliche Dorfweide bestand zur Zeit der Kolonisation aus etwa vorhandenen Brüchen und vorwiegend aus Busch- und Waldland“⁴. Gemeinsame Weide gehört zur mittelalterlichen Wirtschaft, vgl. 1380 (MWB 11 281) „Bortmer wy her A. C. her G. G. unde T. H. hebben endrachtliken enghedreghen myt vulbort unde myt willen der menen bur, also alze se bynnen der schede wonet des vorbenomenden ghudes to Hermenstorpe, dat se scholen nicht hebben men ene hude unde enen herden altofamende unde aller weyde tosamende to brukende“. Auch A. F. Stuhr⁵ beschreibt 1834

¹ W. Niekerken a. a. D., S. 5.

² W. A. Heinze, Deconomische und statistische Reise durch Mecklenburg, Kopenhagen 1786, S. 9 (deutsche Übersetzung von Fr. von Buchwald).

³ F. C. Schulz, Die Orts- und Flurnamen des Kreises Röstlin, Röstlin 1935, S. 263.

⁴ Fr. Engel a. a. D., S. 72.

⁵ A. F. Stuhr a. a. D., S. 72.

die Weide eines Gutes noch folgendermaßen: „Diese Hütung ist zu vier Morgen auf eine Kuhweide angesprochen, wäre selbige nicht so mit Eichen- und Birken-Strauchholz bewachsen, so würden vielleicht drei hinreichend sein, allein sie ist so besser, als wenn sie ganz räumig wäre, sie bringt mehr Gras hervor, weil der Schatten sie feucht hält, der Sonne aber doch Raum genug läßt, um den Boden zu erwärmen.“

Zusammensetzungen: zahlreich als Rauh-, Gaus-, Schwiene-, Schapweid-, -wei-, -wed-, -we, Gemeine Weide, Dörpweid, Burenweid; als Bestimmungswort nicht immer von Weide *salix* in Namen mit schriftsprachlicher Lautform zu trennen.

10. W ü n n e, f.

Nur in ganz wenigen Belegen läßt sich dieses alte Wort, got. *vinja*, ahd. *wunna* Weideplatz, in mecklenburgischen Flurnamen nachweisen, sie seien hier aufgeführt:

1. Wunn' Krebsförden (B + 1885) Acker + Wiese.
2. Wünnow Röhbel, Ludorf (B + 1765) Wiese, < *wünne* + *owe* (aue).
3. Die große und kleine Wünnow Gneve (DVR) Bucht.
4. Wüneberg Amalienhof (1801).
5. Wunnenbarg Stülow (B + 1701).
6. Wünnidiek Prangendorf (B).
7. Wünnicken-Busch Rörkwitz (DVR).
8. Große und kleine Vinege Everstorf (1818 Gras-Vinege und Wasser-Vinege) Brüche.

Für die beiden letzten Namen macht J. E. Schulz¹ auf die von Jellinghaus, *Nd.* 36. 28 (1902), S. 51, angeführten, in westfälischen Urkunden des 12. bis 14. Jahrh. vorkommenden *Winithe*, *Winitih*, *Wenethen*, *Winethage*, *Winethen* aufmerksam. Dazu gehört dann auch das von H. Holsten *Zeitschr.* f. Ortsnamenforschung 10 (1934), 178, genannte „*dei Wineh*“. *Vinege* ist also aufzulösen *win-ege*, wobei *-ege* für *-ede* (*ithi*), ein bekanntes Flur- und Ortsnamensuffix, eingetreten ist (vgl. *Mahjenbruch* für *Madenbruch*). Daß *Vinege* gerade in dem Gebiet Mecklenburgs vorkommt, in dem Entrundung häufiger ist (vgl. *Miß*, *Müß* < *musjō-*), macht die Erklärung *Vinege* < *wünnithi* noch wahrscheinlicher.

10. P a s c h, m., P e s c h, m.

Älteste Belege für *Pasch* in den VB, für *Pesch* in einer Karte von 1729.

Bedeutung und Etymologie: *Pasch*, *Pesch* ist ein Wort der *Germania Romana*² aus dem lat. *pascuum* Weide kommend. In mecklenburgischen Flurnamen ist *Pasch* (*pascuum*) nicht immer von *Paschen* 'Ostern' (< lat. *päscha*) zu trennen, so weit es sich um Karten- und Urkundenbelege handelt, bei denen die Vokalquantität nicht bezeichnet ist. Ein *Paschaberg* ist sicher ein Berg, auf dem das Osterfeuer abgebrannt wurde³. Gleiche Bedeutung wer-

¹ J. E. Schulz a. a. D., S. 236.

² Th. Frings, *Germania Romana* (Teuthonistabeheft 4), Halle 1932, S. 188.

³ Vgl. dazu H. Jellinghaus, *Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern*, 3. Aufl., Osnabrück 1923, S. 144, und Jahresbericht der Männer vom Morgenstern, Heimatbund an Elb- und Wesermündung, 3 (1898), 35.

den die anderen zahlreichen Pasch(en)berge gehabt haben. Bei Paschbrink würde man in erster Linie an Pasch 'Weide' denken, doch ergab es sich, daß der Name heute Paasch= gesprochen wird. Außerdem wird von dem Paschbrink berichtet, daß auf dieser früheren Weide Gräben waren, in denen die Pascheier (Ostereier) gekocht wurden. Besonderer Erklärung bedürfen:

1. Die Beeschen Sternberg (B+1729).

2. Grot und Lütt Beesch Stieten (B).

3. Beeschen=Barg Holzendorf (B).

Diese drei Namen gehören zusammen, sie bezeichnen zusammenhängende Wald-, Acker- und Wiesenstücke, die in dem Winkel Sternberg-Stieten-Holzendorf liegen.

4. Die Beeschen Sülten bei Briül (B) Wiesen.

5. Bäschenkamp Userin (B, im Vermessungsregister von 1766 steht Paschenkamp).

Beesch (mit e statt a) ist sonst nur bekannt im Rhein- und Moselland¹ und in Siebenbürgen². Nach Siebenbürgen ist Beesch von den Siedlern aus dem Rhein- und Moselgebiet getragen. Zu Mecklenburg sind bisher keine Verbindungen nachgewiesen. Eine Übertragung ist daher unwahrscheinlich. Jedoch Paschenkamp/Bäschenkamp gibt die Erklärung. Es liegt hier die gleiche Palatalisierung von a vor, wie in Gres.

Zusammensetzungen: Pasch(en)berg, Paschbrauk, Pasch(en)kamp, Pasch(en)see, Paschensoll, Paschentannen, Paschenwerder, Paschenwiese, Beeschenberg, Bäschenkamp.

12. H a u d', f.

Ältester Beleg: 1301 (MWB 2756) „dat rume geheten de Hude by der Cluen“ (Boizenburg).

Mnd. hōde, f., Hut, Hütung, zu as. hōdian hüten.

Haud' in Flurnamen ist der Ort, an dem das Vieh gehütet wird.

Zusammensetzungen: neben einfachem Hode, Hude, Haud Haudenbarg, Hödekamp, Hutwisch, Nachthod, Sniederhaut, Sülter Hude.

Statt des einfachen Hode, Haud' älterer Zeit begegnet in anderen Namen häufiger Hoding, Hödung, Häudung, Häuring.

Zusammensetzungen: Bornhütung, Rohhöding, Pfingsthütung, Stierhöding, Hutungsberg, Hödingscavel, Hütungskoppel, Hutungsoll.

Eigenartig sind folgende Namen:

1. Luchhude Neustadt, 1344 (MWB 6468) „dat holt geheten Luchhude“; 1333 (MWB 5464) „per sylvam dictam Luchhut“; heute Dn. Luchhude.

2. Große und kleine Luchot Krienke (bei Schmettau).

3. Große und kleine Luchot Granzin (bei Schmettau) Anhöhen.

4. Luchhaut Hof Malchow (B) Böschung.

5. Luchhode Langhagen (R.) Acker, heute Luchhauw.

¹ Vgl. Elisabeth Westphal, Flurnamen und Kulturkreisforschung, Dissertation Bonn 1934.

² Vgl. D. Lauffer, Die Pferdeknechte im Heliand und der volkstümliche Gebrauch der Nachtweide (S. 299) in: Wörter und Sachen 12 (1929), 289 ff.

6. Tuckhaur Waschow (W) Acker, auf Karten Tuck-Hude, Tück-Hude.
7. Tuckhaut Waren (W) Wadenzug im Weisneck-See.
8. Tuckhauf Bidderich (W) Acker.

Der zweite Bestandteil ist sicher Hode. Was sich hinter Tuck- verbirgt, ist nicht sicher. Ist es Tucht, f., 'Zucht', 'Aufzucht'? Eigenartig ist auch, daß diese Namen nur an der ganzen Südgrenze des Landes entlang vorkommen¹.

13. K o p p e l, f.

Älteste Belege: 1318 (MWB 4026) „dat iunge eckholt achter der wedeme, dat dar heth de coppel, mith holte und grefinge“; 1330 (MWB 5126) „agros ac pratum, quod foppele dicitur“; 1350 (MWB 7111) „quadam genus prati, quod foppele dicitur“; 1361 (MWB 8959) „cum quadam pecia agri coppel dicta“.

Aus lat. *copula*.

Das Mnd. Wörterbuch erklärt Koppel als 'ursprünglich das gemeinschaftliche Eigentum mehrerer'. Bereits in den „Flurnamen des Amtes Grevesmühlen“ wies ich darauf hin, daß dies für Mecklenburg nicht zutrifft, eher das Gegenteil. Das lassen einmal die obigen Belege vermuten, zum anderen auch der Gebrauch von Koppel in Akten des 16. Jahrh. So werden nach Engel² Sonderäcker, die einzelne Hufner oder Kossäten auf der Freiheit aufgebrochen und gegen das Vieh „gezeumet“ haben, auch als Koppel bezeichnet. Kennzeichnend für Koppel ist in Mecklenburg die Umhegung und Umzäunung. Deswegen bezeichnet Koppel ursprünglich keine besondere Nutzungsart. Wo die Wirtschaftsform der Koppelseinteilung herrscht, ist es jedes eingegegte Landstück gleich welcher Nutzung. Da man aber entgegen früherem Brauch dann nicht mehr die Felder, sondern die Weiden „einkoppelt“, wird Koppel in Mecklenburg vor allem in den mittleren und östlichen Teilen Sachname für die Viehweide.

Zusammensetzungen in der Bedeutung Viehweide: vor allem in Verbindung mit den Namen der Weidetiere Rauh-, Dffen-, Pierd-, dann Graskoppel, Nachtkoppel, Weiskoppel.

14. N a c h t k o p p e l, f.

Älteste Belege aus den LW.

Nachtkoppeln sind umzäunte Weiden, in die das Vieh und darunter besonders die Pferde während der Nacht getrieben werden. Im Mittelalter kannte man die freie Nachtweide³. Das Vieh wurde von besonderen Hirten (in Mecklenburg wahrscheinlich stets gemeinschaftlich) gehütet. Die geringe Sorgfalt der Hirten führte dabei häufig zu Unzuträglichkeiten, deswegen wurde z. B. in den wismarschen Bürgersprachen von 1345, 1348, 1351 und 1353 (MWB 6524, 6851, 7471, 7766) geboten: „quod nullus habeat speciales pastores aut de nocte extra civitatem equos custodiat“ und „quod nullus custodiat extra civitatem equos, vaccas, porcos aut oves nocturno

¹ Vgl. Tückhautsbarg bei F. C. Schulz a. a. D. Doch kommt die Erklärung 'Zücden Gut' und auch die von H. Strunk, Zeitschr. f. Ortsnamenf. 8 (1932), 121 für die mecklenburgischen Namen nicht in Frage.

² Fr. Engel a. a. D., S. 83.

³ Vgl. D. Lauffer a. a. D.

tempore". Der Grund, weshalb der Rat von Wismar die Nachthude verbietet, geht aus einer Bürgersprache aus dem Ende des 15. Jahrh. hervor: „Dc̄, leben borgere, is lange thdt heer vele unde vakene claghe vor den rath gekomen, wo dejennen, de dar nachthude laten holden, en teil mid perden, en deel mit andereme queke groten schaden don an der lude korne.“ Die Nachtweide war aber gerade für die langsam fressenden Pferde besonders wichtig. D. Lauffer berichtet deswegen aus anderen Gegenden Niederdeutschlands, daß man um die Wende des 18. und 19. Jahrh. dazu überging, das Vieh des Nachts in umzäunte Hagen zu treiben¹. In Mecklenburg kennt man die umzäunte Nachtweide, die Nachtkoppel, schon um 1700. Das beweisen die zahlreichen Flurnamen Nachtkoppel in den LW. Der Flurname findet sich dann über das ganze Land verbreitet. Und zwar diente die Nachtkoppel ursprünglich der ganzen Dorfschaft gemeinsam. Sie war angelegt auf der sogenannten Freiheit. In Remplin heißt eine Wiese noch heute Dörpnachtkoppel oder Freiheit. Bei der Verkoppelung oder Regulierung, die in Mecklenburg um die Wende des 18. und 19. Jahrh. beginnt, werden auch die Nachtkoppeln aufgeteilt².

15. U p s t a l l , m.

Älteste Belege in den LW.

Der Upstall ist eine umzäunte, meist mit einem Schutzstall für das Vieh versehene Weide. Als Flurname kommt Upstall nur im Kreise Stargard und längs der Südgrenze des Mecklenburger Landes vor. Häufig liegen auf einer Flur mehrere Upställe nebeneinander, so in Leppin vier Stück.

16. K a b e n , m.

Ältester Beleg aus einem Kirchenregister von 1459.

Mnd. kove, kave, m., Hütte, Verschlag für das Vieh.

Kaben in mecklenburgischen Flurnamen meint ausschließlich einen Verschlag, eine Einhegung oder eine Schutzhütte für die Schweine auf der Weide, deshalb häufig Swinskaben. Ebenso häufig treffen wir den Namen Mastkaben an, vor allem in älteren Belegen. In der Wirtschaft des Mittelalters spielt die Mastnutzung der Laub-, besonders Eichenwälder und auch der auf den Freiheiten befindlichen Mastbäume (*ligna fructifera*) durch die Schweine eine große Rolle. Die Mastgerechtigkeit wird in den Urkunden genau abgegrenzt oder als besonderes Recht verliehen, verkauft oder erkauft, z. B. 1319 (MWB 4040) „In silva possumus secare arbores, quando volumus, sed cives non secabunt aliquam nisi de nostra licentia speciali; et cum pastus porcorum fuerit, quando nos assignamus XII porcos, tunc quilibet mansus II porcos assignabit, et quando nos XVI porcos assignamus, tunc quilibet mansus assignabit III, quando vero nos assignamus XX, tunc quilibet assignabit III^{or}“. Bei der Stiftung des Antonius-Hospitals in Tempzin wird ausgemacht, daß es Weide für 300 Schweine haben soll (MWB 282). In einer anderen Urkunde aus dem Jahre 1275 (MWB 1358): „habebit commune mast in silvis“. Kaben hat in Mecklenburg nur beschränkte Ver-

¹ Lauffer, S. 293.

² Vgl. Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Rakeburg (Schönberg) 11 (1929), 55; 15 (1933), 24.

breitung. Vor allem gibt es den Flurnamen fast gar nicht im Südwesten und beschränkt im östlichen Teil des Kreises Stargard. An die Stelle der Flurnamen Raben, Swinskaben tritt im Südwesten Swinsweid, im Kreise Stargard Swinbucht.

II. Sprachliche und geographische Auswertung.

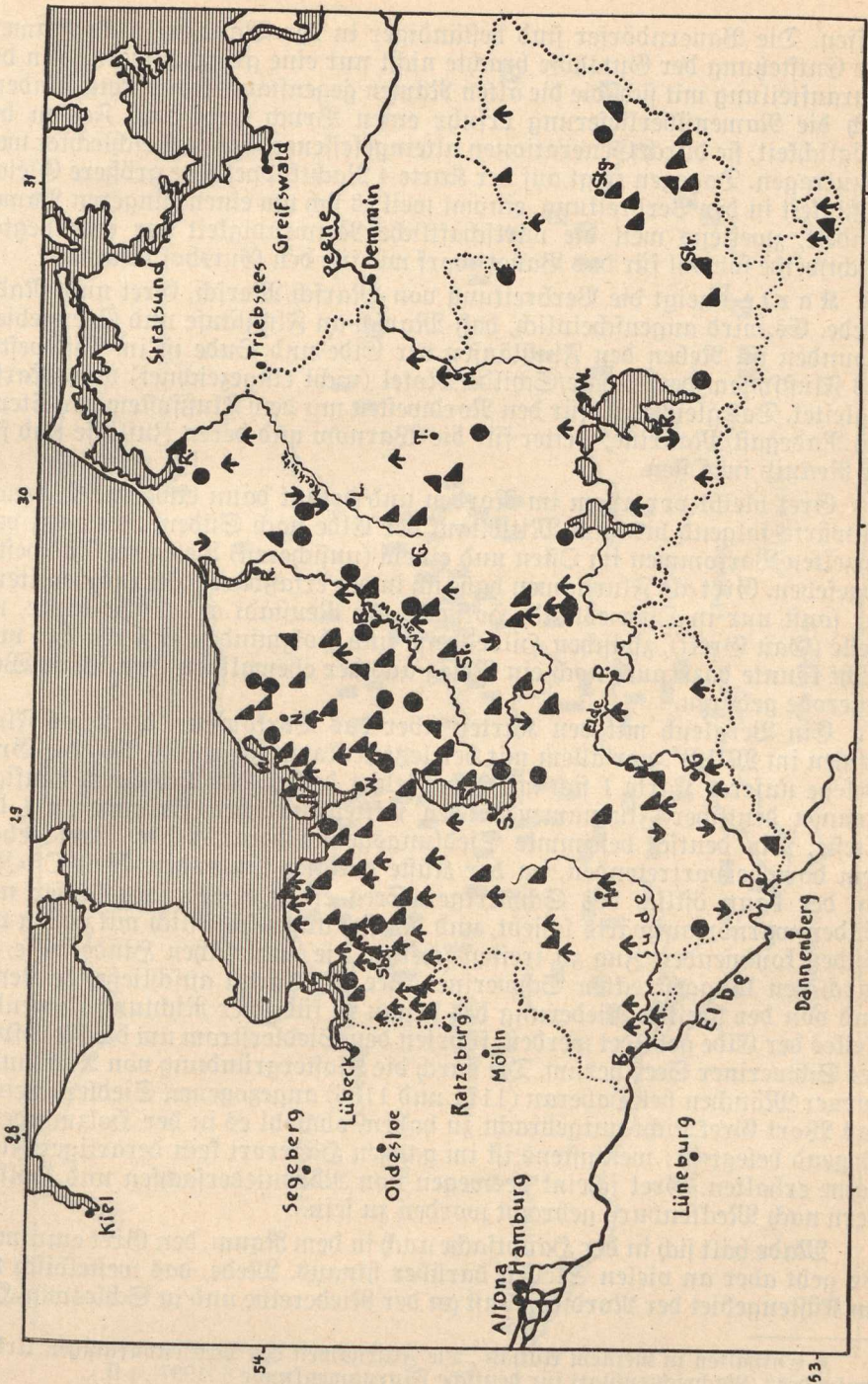
überblicken wir am Ende noch einmal den Namenbestand des Sachgebietes, so ist der Eindruck weitgehender Altertümlichkeit nicht von der Hand zu weisen. Nicht nur, daß sich manche Namen schon sehr lange nachweisen lassen, sondern auch heute noch durchaus gebräuchliche Namen bewahren Wortgut, das aus dem Wortschatz des heutigen Mundartsprechers bereits geschwunden ist (Gret, Made, Rasch, Wünne). Der Lautstand der Flurnamenwörter zeigt Eigentümlichkeiten, deren Voraussetzungen weit zurückreichen. Sowohl bei *ä* wie bei *a* boten die Namen Beispiele für die als sächsisch erkannte Eigenart des Überganges in hellere Vokale (*ä*, *ê* statt *â*; *ä*, *e* statt *a*). Ein Blick auf die beigegebenen Karten zeigt, daß die Belege über das ganze Land verbreitet sind, wenn sie auch im Norden und Westen häufiger scheinen als im Osten und Süden. Die Tatsache, daß der Volksmund in einem Flurnamen häufig hellen Vokal spricht, wo ältere Karten und Urkunden *a*-Formen schreiben, ist beispielhaft dafür, in wie geringem Maße oft schriftliche Aufzeichnungen mundartliche Eigenarten wiedergeben. Und doch ist die schriftliche Namenüberlieferung der wirklichen Volkssprache noch näher als literarische Denkmäler älterer Zeit, wie G. Kooth in seiner Untersuchung der Merseburger Quellen gezeigt hat¹. Sprachliche Eigentümlichkeiten, die so weit fortwirken und bis in die letzten Ausstrahlungen sächsischen Volkstums reichen, können nicht vereinzelte Sonderentwicklungen oder hereingetragene, zeitlich und örtlich beschränkte Einzelercheinungen sein, sondern nur Kennzeichen wirklicher Volkssprache. Die Auswertung des Vorkommens sächsischer Sprachformen für die Siedlungsgeschichte ist gegeben². Sie können nach Mecklenburg nur von den Siedlern des Mittelalters gebracht sein. Sie sind als Beweise für die Herkunft der mittelalterlichen Siedler zuverlässiger als z. B. Kirchenbauformen; denn hier sind m. G. häufig zeitliche Strömungen in der Bevorzugung bestimmter Stilformen und besondere Vorliebe und Vorschriften der kirchlichen Organisationen ausschlaggebend. Die Sprache ist aber nicht von den Siedlern zu trennen. Ihre Sprache gab die Grundlage der mecklenburgischen Mundart ab. Sprachliche Besonderheiten ältester Art führen uns deswegen auch am sichersten in die Heimat der im Mittelalter eingewanderten Bauern. Doch vor der Festlegung weiterer Schlüsse lassen wir die Karten sprechen.

Zunächst eine allgemeine Feststellung: Auf allen Karten, außer bei dem Flurnamen Nachtkoppel in Karte 4, werden die Belege nach Osten zu spärlicher. Sehen wir dabei von dem Kreis Stargard, für den besondere Bedingungen gelten, ab, so decken sich die belegarmen Teile der Karten mit den Gegenden Mecklenburgs, wo die Gutshöfe die Bauerndörfer an Zahl über-

¹ S. ob. S. 61, Fußn. 3.

² Vgl. H. Teuchert, Die mecklenburgische Sprachlandschaft in: Mecklenburg. Ein deutsches Land im Wandel der Zeit, Rostock 1938, S. 160 ff.

Starte I.



↑ = Marsch, Masch ▲ = Mado ● = Gröt

treffen. Die Bauerndörfer sind beständiger in der Wahrung alter Namen. Die Entstehung der Gutshöfe brachte nicht nur eine große Änderung in der Fluraufteilung mit sich, die die alten Namen gegenstandslos machte, sondern auch die Namenüberlieferung erfuhr einen Bruch durch das Fehlen der Möglichkeit, sie durch Generationen alteingewohnter Bauerngeschlechter weiterzutragen. Dagegen zeigt auf der Karte 4 Nachtkoppel eine größere Gleichmäßigkeit in der Verbreitung, einmal weil es sich um einen jüngeren Namen handelt, zweitens weil die wirtschaftliche Notwendigkeit der eingehegten Nachtweide sowohl für das Bauerndorf wie für den Gutshof bestand.

Karte 1 zeigt die Verbreitung von Marsch/Mersch, Gret und Made/Meде. Es wird augenscheinlich, daß Marsch an Flußläufe und Seengebiete gebunden ist. Neben den Flußläufen der Elde und Sude ist im Südwesten das Flußsystem der Schale/Schilde/Motel (nicht eingezeichnet) von Marsch begleitet. Das gleiche gilt für den Nordwesten mit dem Flußsystem der Stepenitz/Kadegaß/Maurine, weiter für die Warnow und deren Zuflüsse und für die Recknitz im Osten.

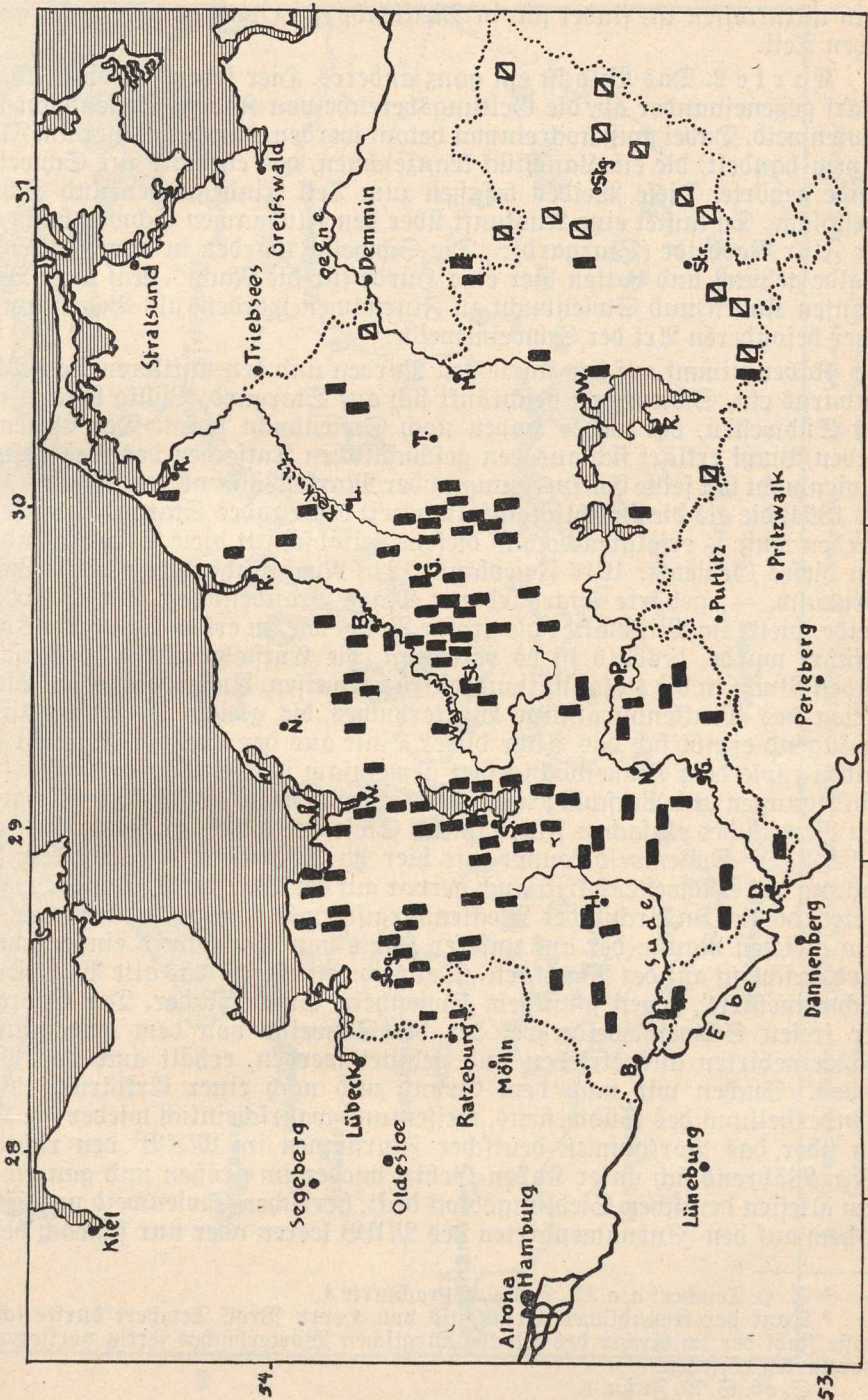
Gret bleibt vor allem im Norden und dringt dann etwa der Warnow aufwärts folgend bis zum Mittellauf der Elde nach Süden, von ganz vereinzelten Vorkommen im Osten und einem (unsicheren) Beleg im Südwesten abgesehen. Gret als Flurnamen habe ich in der ersfaßbaren Flurnamenliteratur sonst nur in Ostfriesland, Holstein, um Neustadt am Rügenberge, um Celle (Gau Greti), zwischen Hildesheim und Holzminden angetroffen, vielleicht könnte dazu auch noch ein Beleg aus der ehemaligen Grafschaft Wer-nigerode gehören.

Ein Vergleich mit den Karten über das Vorkommen deutscher Flurnamen im MW¹, vor allem mit der letzten Karte, zeigt uns, daß die Gret-Belege unserer Karte 1 sich mit dem Gebiet decken, daß sich durch häufiges Nennen deutscher Flurnamen in den mittelalterlichen Urkunden als das älteste, rein deutsch bestimmte Siedlungsgebiet herausstellte. Gret gehört dem dort hervortretenden, an der Küste entlang führenden West-Ost-Zug an, der dann östlich des Schweriner Sees einen starken Ausläufer nach Süden warnowaufwärts schiebt, und der sich augenscheinlich mit einem von Süden kommenden Zug zu treffen scheint. Die natürlichen Hindernisse, die durch den langgestreckten Schweriner See, die daran anschließende Lewitz und von der breiten Niederung des genau in südlicher Richtung fließenden Teiles der Elde gebildet werden, führten den Siedlerstrom um die Nordspitze des Schweriner Sees herum. Die durch die Klostergründung von Amelungsborner Mönchen bei Doberan (1171 und 1186) angezogenen Siedler scheinen das Wort Gret nicht mitgebracht zu haben, obwohl es in der Holzmindener Gegend belegt ist; wenigstens ist im ganzen Hagerort kein derartiger Flurname erhalten. Gret scheint deswegen von Nordniedersachsen und Holsteinern nach Mecklenburg gebracht worden zu sein.

Made hält sich in der Hauptsache auch in dem Raum, den Gret einnimmt. Es geht aber an vielen Stellen darüber hinaus. Meде, das westelbisch nur im Küstengebiet der Nordsee, sonst an der Niederelbe und in Schleswig-Hol-

¹ Enthalten in meinem Aufsatz „Die Flurnamen des Mecklenburgischen Urkundenbuches“ (Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde 6 [1937], 1 ff.).

Karte 2.



stein anzutreffen ist, findet sich in Mecklenburg besonders häufig im nördlichen Teil.

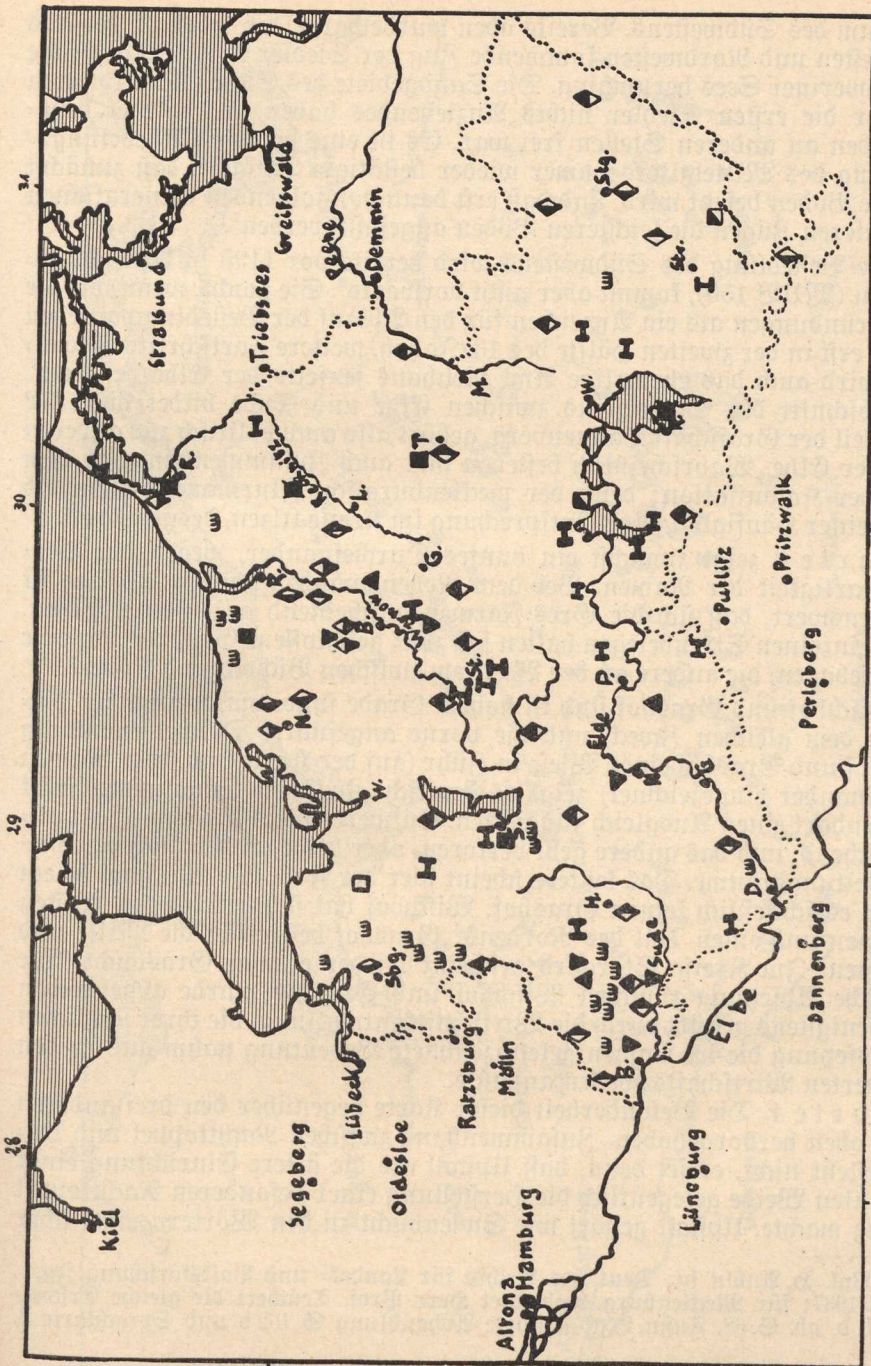
Karte 2. Das Bild ist ein ganz anderes. Hier setzen sich drei Flächen scharf gegeneinander ab, die Geltungsbereiche von Raben, Swienbucht und Swienweid. Dabei muß noch einmal betont werden, daß es sich hier um Flurnamen handelt, die ein Landstück kennzeichnen, das ehemals zur Schweineweide gehörte. Diese Weiden besaßen zum Teil Einhegungen und Schutzverschläge. So lautet eine Auskunft über den Flurnamen Schwienbucht auf der Flur Vorheide (Stargard): „Die Schweine wurden in alten Zeiten im Walde gehütet und hatten hier eine Hürde für die Nacht“. Auf diese Weise konnten Raben und Swienbucht zu Flurnamen werden, als Benennungen einer besonderen Art der Schweineweide.

Raben nimmt auf der Karte den Norden und den mittleren Teil Mecklenburgs ein, Swienbucht beschränkt sich auf Stargard. Völlig heraus fällt der Südwesten, der weder Raben noch Swienbucht kennt. Der Gegensatz Raben/Bucht erklärt sich aus den geschichtlichen Tatsachen der Besiedelung. Swienbucht hat seine Entsprechung in der Mark. Während der Zeit von 1236 bis 1304, die als die Hauptkolonisationszeit des Landes Stargard angesehen werden muß — erfolgten doch in diesem Zeitabschnitt viele Städtegründungen dieses Gebietes: 1244 Friedland, 1248 Neubrandenburg, 1250 Wesenberg usw. —, gehörte Stargard zur Mark Brandenburg. Die Schweineweide spielte im Mittelalter die größte Rolle, wie im ersten Teil bereits ausgeführt wurde, deshalb ist es berechtigt, die Entstehung des Gegensatzes Raben/Bucht in die Kolonisationszeit zu verweisen. Außerdem zeigen Wortkarten des Mecklenburgischen Wörterbuches die gleiche Trennungslinie¹. Zwingend ergibt sich das Alter dieser Linie aus der Karte 4. Sowohl dem Raben-, wie dem Swienbuchtgebiet gemeinsam ist das Vorhandensein von Einhegungen und Verschlägen auf der Schweineweide. So stehen beide gegen den Bereich des einfachen Flurnamens Swienweid auf der Karte. Der einfache Name Swienweid kommt nur hier im Südwesten vor. Die Sonderstellung des Südwestens tritt auch hervor auf der Wortkarte „Der Schweinehirte“, die sich im Archiv des Mecklenburgischen Wörterbuches befindet². In dem gleichen Raum, der auf unserer Karte von Swienweid eingenommen wird, erscheint auf der Wortkarte „Der Schweinehirte“ das alte Wort Swen 'Schweinehirte', gegen sonstigem Swienheir, Swienhäuder. Der Gebrauch der freien Schweineweide, bei der die Schweine von dem gemeinsamen Schweinehirten ausgetrieben und gehütet werden, erhält auch das Wort Swen. Suchen wir nach dem Grund und nach einer Erklärung dieser Sonderstellung des Südwestens, weisen uns wahrscheinlich wieder die Karten über das Vorkommen deutscher Flurnamen im MUB³ den richtigen Weg. Während sich unser Raben-Gebiet wieder im großen und ganzen mit dem ältesten deutschen Siedlungsblock deckt, herrschen Swienweid und Swen in dem auf den Flurnamenkarten des MUB leeren oder nur schwach besetz-

¹ S. H. Teuchert a. a. D., S. 166, Sprachkarte 4.

² Dank der freundlichen Erlaubnis von Herru Prof. Teuchert durfte ich die große Zahl der im Archiv des Mecklenburgischen Wörterbuches fertig vorliegenden Wortkarten einsehen.

³ S. ob. S. 70, Fußn. 1.



- ▲ = Gras als Grdw.
- ▼ = Gras als Grdw.
- ◆ = Grasbrok, -krog, -wisch
- ◆ = Gresbrok, -krog, -wisch
- ◆ = Grashof
- ◆ = Grashof
- = Wanne
- = Wanne
- ◻ = Wanne
- ◻ = Wanne
- H = Patsch
- I = Patsch

ten Raum des Südwestens. Bereits oben wurde dargelegt, weshalb der aus dem Westen und Nordwesten kommende Zug der Siedler um die Nordspitze des Schweriner Sees herumging. Die Sandgebiete des Südwestens konnten auch für die ersten Siedler nichts Anziehendes haben, wo so viel besserer Boden an anderen Stellen frei war. Es ist eine bei der Ostsiedlungsbewegung des Mittelalters immer wieder bestätigte Tatsache, daß zunächst der gute Boden besetzt wird, und daß erst dann von folgenden Generationen und späteren Zügen die leichteren Böden angefaßt werden¹.

Die Besiedlung des Südwestens wird bereits vor 1195 in Aussicht genommen (MWB 150), kommt aber nicht vorwärts². Sie macht, wenn wir die Pfarrgründungen als ein Anzeichen für den Ablauf der Besiedlung ansehen dürfen, erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. weitere Fortschritte. Gleichzeitig wird auch das ehemalige Amt Neuhaus jenseits der Elbe besiedelt³. Ein Abschnitt des Südwestens zwischen Elbe und Eude bildet bis 1372 einen Teil der Grafschaft Dammenberg, gehört also auch politisch zur anderen Seite der Elbe. Wahrscheinlich bestehen hier auch Zusammenhänge in dem Gang der Kolonisation; denn der mecklenburgische Flurname Swienweid hat in seiner Häufigkeit seine Entsprechung im Kreise Ulzen, desgl. Swen.

Karte 3 zeigt zunächst ein buntes Durcheinander, wegen der Verschiedenartigkeit der Namen. Bei dem Nebeneinander von Gras/Gres ist bemerkenswert, daß sich die Gres-Formen anscheinend gegenseitig stützen. Neben einzelnen Streubelegen halten sich zwei geschlossene Gruppen, die eine im Endebogen, die andere an der Warnow zwischen Bützow und Rostock.

Wischhof und Grashof sind in hohem Grade synonym, wenigstens dienen sie dem gleichen Zweck, und die vorne angeführte Doppelbenennung Wischhof und Grashof einer Wiese in Zühr (auf der Karte sind beide Namen untereinander eingezeichnet) zeigt es deutlich. Zwischen Synonymen sucht die Mundart einen Ausgleich zu schaffen. Entweder wird das eine Wort allbeherrschend, und das andere geht verloren, oder beide erobern sich verschiedene Geltungsräume. Das letztere scheint hier der Fall. Wo Wischhof belegt ist, gibt es schließlich keinen Grashof. Wischhof hat sich bereits den Westen gewonnen und einen Teil des Nordens; Grashof beherrscht die Mitte und den Osten. Im Kreise Stargard erscheint wieder einmal Grashof. Die räumliche Absezung zwischen Wischhof und Grashof wurde abgebrochen oder wenigstens gestört durch die Wirtschaftsentwicklung, die ihrer sachlichen Voraussetzung die im Namen gekennzeichnete Bedeutung nahm und sie den veränderten Wirtschaftszwecken anpaßte.

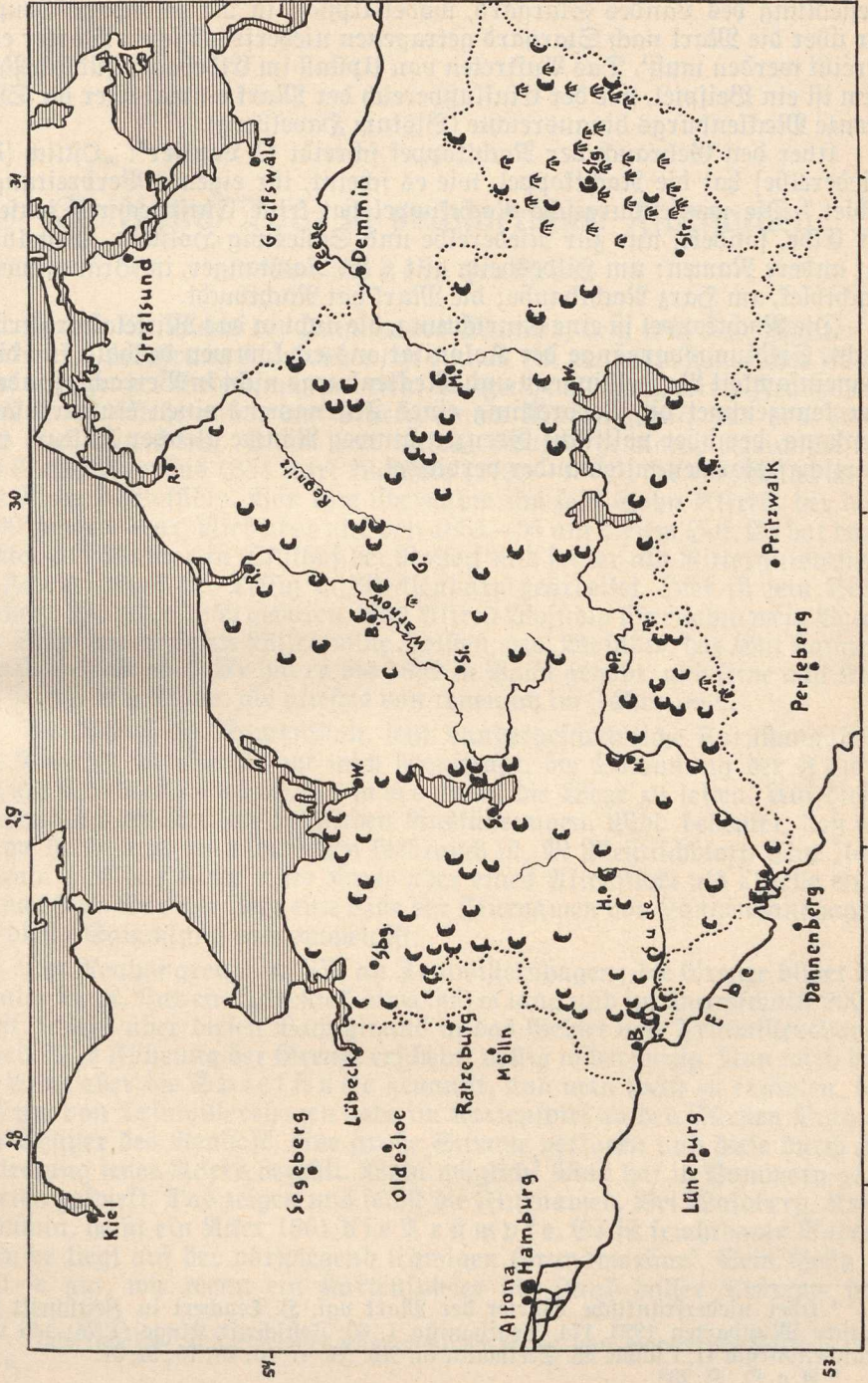
Karte 4. Die Besonderheit dieser Karte gegenüber den drei anderen wurde oben hervorgehoben. Zusammenhang zwischen Nachtkoppel und Upstall besteht nicht, es sei denn, daß Upstall als die ältere Einrichtung einer umzäunten Weide gelegentlich die Herstellung einer besonderen Nachtkoppel unnötig machte. Upstall gehört wie Swienbucht zu den Wörtern märkischer

¹ Vgl. S. Rubin in: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung Jg. 1, Leipzig 1937; für Mecklenburg beobachtet Herr Prof. Teuchert die gleiche Erscheinung, f. d. ob. S. 68, Fußn. 2, angeführte Abhandlung S. 162 b und Sprachkarte 3, S. 166.

² Vgl. R. Schmalz, Kirchengeschichte Mecklenburgs, 1 (1935), 119.

³ Ebenda S. 138.

Karte 4.



C = Nachtkoppel

M = Urpstall

Befiedlung des Landes Stargard, wobei Upstall in die besondere Gruppe der über die Mark nach Stargard getragenen niederfränkischen Wörter eingereiht werden muß¹. Das Auftreten von Upstall im Eldebogen südlich Parchim ist ein Beispiel, wie der Einflußbereich der Mark einmal über die Südgrenze Mecklenburgs hinausreichte (Bistum Havelberg).

Über den Gebrauch der Nachtkoppel schreibt D. Lauffer²: „Östlich [der Niederelbe] hat die Nachtkoppel, wie es scheint, ihr eigenes Verbreitungsgebiet.“ Die mecklenburgische Nachtkoppel hat keine Entsprechung jenseits der Elbe, sondern nur zur Niederelbe und Schleswig-Holstein. Westelbien hat andere Namen: um Hildesheim gilt z. B. Nachtanger, in Braunschweig Nachtblaf, am Harz Nachthaube; die Mark hat Nachtbucht.

Die Nachtkoppel ist eine Einrichtung, die nicht in das Mittelalter zurückreicht. Siedlungsvorgänge der Kolonisationszeit kommen deshalb für diese Gemeinsamkeit Nordelbingens und Mecklenburgs nicht in Betracht, sondern hier kennzeichnet die Verbreitung eines Flurnamens einen Kulturzusammenhang, der über politische Grenzen hinweg Räume gleicher Kultur- und Wirtschaftsformen miteinander verbindet.

¹ über niederfränkische Wörter der Mark vgl. S. Teuchert in Zeitschrift für deutsche Mundarten 1923, 174, Teuthonista 1, 60, Festschrift Kluge (1926) 145 und Brandenburgia 41, 1 sowie W. Seelmann im Ab. Jb. 47, 40; 48; 75; 52, 31.

² A. a. O., S. 298.

Spiel und Tanz in pommerschen Flurnamen

Von Robert Holsten.

In der Geschichte der Familie des Mannes, dem wir diese Blätter in dankbarer Verehrung überreichen, ist einmal ein neuvorpommersches Gutsdorf von großer Bedeutung gewesen, Langenhanshagen, Kreis Franzburg. Das Dorf besteht außer der Pfarre, einem Mühlengehöft und dem Krug aus fünf Gutshöfen. Einen von diesen, NeuhoF genannt, bewirtschaftete als Gutspächter bis 1854 Karl Wossidlo (1783—1873), der Großvater unseres Richard Wossidlo. Von ihm übernahm ihn sein Sohn Alfred, der dort 1830 geboren war, blieb aber nur von 1854—55 auf diesem Hof. Er hat dann weiter als Pächter in Stuthof bei Rostock und später als Rittergutbesitzer in Friedrichshof bei Tessin in Mecklenburg gearbeitet. Hier ist sein Sohn Richard Wossidlo 1859 geboren. Von Alfred Wossidlo übernahm mein Vater, der Sohn seiner Tante Wilhelmine Holsten, geb. Wossidlo, das Gut Langenhanshagen-NeuhoF. Er hat es bis 1892 in Pacht gehabt, und seine acht Kinder sind dort geboren, als ältestes von ihnen ich im Jahre 1862.

Die Historische Kommission, jetzt Landesgeschichtliche Forschungsstelle der Provinz Pommern, hat mich beauftragt, die Sammlung der *Flurnamen der Provinz Pommern* in die Wege zu leiten. Auf dieser Sammlung beruhen die folgenden Ausführungen. *Mdl.* bedeutet, daß ein Name heute noch im mündlichen Gebrauch ist, *M Meßtischblatt*. Eine Jahreszahl gibt das Alter einer Karte oder eines Altentstücks als Quelle eines Namens an. Vor mir liegt eine Liste der Flurnamen von Langenhanshagen, die dieser Sammlung entnommen ist.

Der NeuhoF grenzt im SW an Trinwillershagen; die Grenze bildet der Saaler Bach. Nur ein Ackerstück, etwa 500 m lang und im Durchschnitt 200 m breit, schießt über diesen Bach hinaus in das Gebiet von Trinwillershagen hinein. Die Führung der Grenze erscheint völlig widersinnig. Nun wird dieser Acker aber die *Spielstücke* genannt, und man weiß zu erzählen, der Besitzer von Trinwillershagen habe im Kartenspiel an den Fürsten Putbus, den Besitzer des NeuhoFs, eine große Summe verloren und diese durch die Abtretung jenes Ackers bezahlt. Wohl möglich! Man hat in Pommern gern Karten gespielt. Das zeigen uns selbst die Flurnamen. Bei Waldberg, Kreis Demmin, heißt ein Acker 1861 *die Trümpfe*. Es ist fruchtbarer Boden; denn er liegt auf der vorwiegend lehmigen Grundmoräne¹. Sein Besitz ist also so gut, wie wenn ein Kartenspieler die Hand voller Trümpfe hat.

¹ Wirtschafts- und Verkehrsgeographischer Atlas von Pommern, Stettin 1934, Bl. 6.

Schlechte Karten nennt der Spieler Fosen, von frz. faux, fausse. Von demselben Wort sind die Namen mooriger, also schlechter Böden abgeleitet, bei Barchmin, Kreis Rößlin, F o h s e n m o o r, bei Birkow, Kreis Stolp, F o s e n m o o r. — Wir fragen, was für ein Kartenspiel wohl zu dem Verlust des Trinwillershäger Ackers an den Besitzer von Langenhanshagen geführt haben mag. Wir wissen es nicht, wir wissen nur durch Karl Kaiser¹, daß in Neuborpommern bis an die sprach- und kulturgeschichtlich so wichtige Zarow-Linie heran, die die Grenze zwischen den Kreisen Anklam und Uckermünde bildet, die Männer am liebsten Boston spielten. So war es bei den Pächtern in Langenhanshagen noch in meiner Kindheit. Als dann Anfang der 70er Jahre Hauslehrer ins Dorf kamen, brachten sie von der Universität das Skatenspiel mit, welches nun immer beliebter wurde. Als Student habe ich Anfang der 80er Jahre in Greifswald Skat spielen gelernt; in den Ferien aber spielten wir Studenten zu Hause noch Boston miteinander. Aber um 1890 hatten die Gutspächter in Langenhanshagen schon einen Skatklub. Danach ist es nicht wunderbar, wenn in Groß-Zicker auf Mönchgut, Kreis Rügen, ein B o s t o n s t i e g durchs Dorf führt; ein Bauer benutzte ihn, wenn er zum Spiel ging. Über die Art des Spieles lernen wir also aus diesem Namen nichts Neues; wichtig aber ist, daß wir erfahren, auch die Bauern spielten Boston, nicht nur die Gutsbesitzer und -pächter. Auch die Tagelöhner und Arbeiter? — Auch die Bürger in der Stadt?² — Karl Kaiser hat uns über örtliche Unterschiede in der Verbreitung der Kartenspiele in Pommern aufgeklärt. Es müßte aber auch noch die Frage erörtert werden, ob auch die sozialen Schichten sich im Gebrauch der Spiele unterscheiden.

Durch Karl Kaiser³ wissen wir, daß man in ganz Ostpommern Schafskopf oder „Olschenbaster“ spielt. „Olsch“ ist die Bezeichnung für den höchsten Trumpf, die Kreuzdame; „Baster“ oder „Basta“ ist der zweitbeste Trumpf, die Pikdame. Dazu stimmt es, wenn bei Alt-Rehlin, Kreis Schlawa, ein Acker A l t e n b a s t e r t i s c h heißt. Aber warum Tisch? — Zum Hausrat gehörte in unsern Gutshäusern früher ein Spieltisch. Dieser hatte eine Platte, die um den Mittelpunkt der einen Seite drehbar war und aus zwei gleich großen Stücken bestand. Jedes bildete ein schmales Rechteck; nach der Drehung aber wurde das eine Rechteck aufgeklappt, und so entstand ein Quadrat, wie es zum Kartenspielen geeignet ist. Dieses wurde durch die Trennungslinie der beiden Stücke in zwei Hälften geteilt. Der Acker bei Alt-Rehlin ist auch ein Quadrat; ein Weg teilt ihn in zwei gleich große Rechtecke. Er gleicht also einem solchen Spieltisch. Diese Tische waren demnach nicht nur in meiner neuborpommerschen Heimat, sondern auch im Osten Pommerns bekannt. Soweit ich erfahren konnte, werden sie heute nicht mehr angefertigt.

Ein Kartenspiel für Kinder ist der S c h w a r z e P e t e r. So heißt eine Bucht des Schaproder Boddens bei Blogshagen auf Hiddensee, Kreis Rügen, auf dem Meßtischblatt 257 (1885, berichtigt 1925), ebenso auf einer

¹ Karl Kaiser, Atlas der Pommerschen Volkskunde, Textband, Greifswald 1936, S. 176 ff.

² Die Stettiner Hafenarbeiter spielten 1895 Skat. Auf einer Lauffeier haben sie mir in diesem Spiel das Geld abgenommen.

³ U. a. D., S. 176.

Karte des Katasteramts in Bergen und der um 1850 entstandenen Meymannschen Karte. Sie schneidet tief ins Land ein, 1829 wird sie einfach *Peter* genannt. Bei Ratzow, Kreis Greifswald, liegt am Walde ein Hof, welcher *Der Schwarze Peter* heißt; er soll von einem Peter Schwarz aufgebaut sein¹. So mag auch der Name auf Hiddensee auf einen Personennamen zurückgehen. Aber beide Flurnamen wären nicht gebildet worden, wenn das Kartenspiel nicht bekannt gewesen wäre.

Mit was für Karten wurde gespielt, mit französischen oder deutschen? In Pommern sind ursprünglich offenbar die französischen Karten allgemein in Gebrauch gewesen; sie waren es in Neuvorpommern noch in meiner Jugend. Aber in Ostpommern scheinen zuerst die deutschen Karten Eingang gefunden zu haben. Der Name einer Wiese bei Wandhagen, Kreis Schlawa, *Schelledus* stammt freilich aus mündlicher Überlieferung, kann also jung sein. Aber das Gut *Eckerndaß*, Kreis Rößlin, scheint seinen Namen schon 1772 getragen zu haben und trägt ihn sicher seit 1855². Ich möchte behaupten, daß man zu dieser Zeit in Neuvorpommern ein *Eckerndaß* noch nicht kannte³.

Kartenspiele dienen sowohl Alten wie auch Jungen zur Ergözung. Es gibt noch andere Spiele, die alt und jung spielen oder wenigstens gespielt haben. Das Eierrollen oder -trudeln hat freilich nur die Jugend geübt. Ich habe im Jahre 1935 aus der Flurnamensammlung zusammengestellt, was sie an Belegen für dieses Spiel bot⁴. Danach hat Karl Kaiser darüber gehandelt⁵. Ich will den Flurnamenstoff, der inzwischen reicher geworden ist, noch einmal zusammenstellen. Als Schauplatz dieses Spiels wird der *Eierberg* bei Plönzig, Kreis Pyritz, und bei Biereck, Kreis Uckermünde, genannt. Auch von dem Eierberg bei Moitzow, Kreis Greifenberg (1799, mdl.), in einer Wiese gelegen, neben dem Eierbruch in Zirkwitz (1845), „sollen“ die Leute „in früherer Zeit“ zu Ostern Eier haben herunterrollen lassen⁶. Eierberge gibt es sonst noch bei Gröslin, Kreis Greifswald (mdl.); Pasewalk, Kreis Uckermünde (Flurb. zur Urkarte von 1825/62 im Katasteramt), das heutige Kasino-Grundstück; Staatsforst Rothemühl, Kreis Uckermünde (mdl., M 1053), bewaldete Anhöhe Jag. 1/2, 1,5 km vom Dorf; Hohensfelchow, Kreis Randow (mdl.), 1 km vom Dorf am Wald; Ball, Kreis Saazig (Flurb.), 1,5 km vom Dorf am Feldweg. Zu diesen Eierbergen stelle ich die *Eierbahn* Boffin, Kreis Anklam (mdl.), eine erhöhte Stelle in einer Wiese, und die *Eierkühle* Groß-Küdde, Kreis Neustettin (mdl.). Bei Groß-Lagkow, Kreis Pyritz, heißt der Schauplatz des Eierrollens *Ostereberg*. Einen *Osterebach* (mdl.) gibt es auch bei Jägerhof, Kreis Greifswald. Gleicher Bedeutung ist *Paschenberg* Blüggentin, Kreis Rügen

¹ Dietrich Rahn, Die Orts- und Flurnamen des Stadt- und Landkreises Greifswald, Greifswald 1923, S. 85.

² Franz Erdmann Schulz, Die Orts- und Flurnamen des Kreises Rößlin, Rößlin 1935, S. 28.

³ Karl Kaiser a. a. D., S. 175. Die Karte bei Wilhelm Beßler, Handb. d. deutsch. Volksk. 2, 264, trifft für das heutige Pommern nicht zu.

⁴ Monatsblatt d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Altertumsk. 49 (1935), 73 f.

⁵ Abschließend a. a. D., S. 101.

⁶ Heinrich Vosse, Heimatkunde des Kreises Greifenberg I, 2. Aufl., Treptow a. H. 1932, S. 40.

(1695), Wolgast, Kreis Greifswald (Berghaus Landb. v. Pomm. IV, 2. Anklam 1868. S. 643), Flacksee, Kreis Neustettin, = b e r g e (mdl.), Misdow, Kreis Rummelsburg (1781). Zur Eierfuhle gehört die D s t e r k u h l e Kummerow, Kreis Regenwalde (mdl., ganz junger Name). Freilich ist durchaus nicht gesagt, daß das Bestimmungswort Oster- oder Paschen- immer auf das Eierrollen hinweist; Oster- kann auch die östliche Lage bezeichnen, oder es können dort früher Osterfeuer gebrannt haben. Ich habe daraus, daß die Namen Eierberg bzw. Osterberg bei Plönzig und Groß-Latzow zwar heute gebraucht werden, aber auf älteren Karten von 1766 bzw. 1818 nicht verzeichnet sind, den Schluß gezogen, daß dieser Brauch in Pommern jung ist. Karl Kaiser hat das bestätigen können. Eine Bestätigung liegt auch darin, daß er diesen Brauch nur an der Südküste von Pommern, wo unsere Provinz den Einflüssen aus der Mark offen steht, finden kann. Auch dies bestätigen die Flurnamen, wenn wir den E i e r b e r g bei Moikow, Kreis Greifenberg, (1799) und den P a s c h e n b e r g bei Blüggentin, Kreis Rügen, (1695) absondern und für sie eine andere Erklärung annehmen wollen, die sich wohl finden läßt. In den Landen Jerichow nennt man dies Eierrollen „trommeln“¹. Sollte sich diese Bezeichnung auch in Pommern finden? Bei Barth, Kreis Franzburg, liegt ein T r o m m e l b e r g (mdl. in einer Wiese, allerdings 3 km von der Stadt entfernt), ein T r o m m e l p l a z in Wiek, Kreis Franzburg (mdl. im Dorf), ein T r u m b a r g bei Verdeswalde, Kreis Grimmen (1696, ?), ein T r u m m e l s p a o l bei Balsanz, Kreis Neustettin (mdl., Wiese dicht beim Dorf). Man möchte auch die Namen T r u n d e l b e r g Stennitz, Kreis Schlawe (mdl.), T r ü n e l b e r g Polchlep, Kreis Schivelbein (mdl.), T r e n d e l b e r g Dünow, Kreis Ramin (1818, mdl.), K u l l e r b e r g Schmollin, Kreis Stolp (M 170) in diesen Zusammenhang bringen. Doch ist es von keinem von ihnen überliefert; auch würden wir mit ihnen die Südgrenze Pommerns beträchtlich verlassen. Vielleicht haben sie dem Spiel des Trümmelschlagens gedient². Auch mag ihre Gestalt an eine runde Scheibe erinnern; in Stennitz ist dies allerdings sicher nicht der Fall.

Bei Bentz, Kreis Demmin, liegt der B l i n n h i n g s t b a r g (mdl.); dort spielen, so berichtet man, die Jugendlichen mit einem sich drehenden Holzgestell. Ich setze ihm gleich den B l i n n W a l l a c h s b e r g Schmenzin, Kreis Belgard, und Gust, Kreis Bublitz (mdl.), auch den W a l l a c h s b e r g Carzbaum, Kreis Schivelbein (mdl.), und Storkow, Kreis Neustettin (Flurf.). Ein starker Pfahl wird in die Erde getrieben; auf ihm wird eine lange Stange waagrecht drehbar befestigt. Auf jedem Ende dieser Stange oder auf einem an ihr befestigten Brett sitzt ein Kind. Andere Kinder bringen den Balken durch Schieben in schnelle Drehung. Dies Spiel kann auch auf dem Eise gespielt werden. Dann wird an dem einen, längeren Ende der Querstange ein Schlitten befestigt und durch einen Strick seitlich festgehalten; die Stange wird am kürzeren Ende gedreht. In Neuvorpommern nennen wir diese Vorrichtung „Schwungschlädern“³.

¹ Max Bathe, Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow, Halle (Saale) 1932, S. 68.

² Alfred Lucht, Aus dem Spielschatz des pommerschen Kindes, Greifswald 1937, S. 116 f.

³ Blatt f. pomm. Volksk. 6 (1897), 30 (für Körlin); Unsere Heimat (Köslin) 1933, Nr. 15; Heimatbeilage des Pritzker Kreisbl. 1936, S. 16 (für den pomm. Landrücken);

Ein etwas gefährliches Spiel wurde früher mit dem „Bock“ getrieben. Aus einem Busch wurde ein Ast, der sich in drei Zweige gabelte, unterhalb der Gabelung abgeschnitten; die drei Zweige wurden etwa 0,75 m lang gemacht. Das war der Bock. Er wurde so aufgestellt, daß er auf den drei Zweigen stand. Die Spieler warfen dann mit einem dicken Knüttel nach ihm, um ihn umzustürzen. Dabei konnte natürlich leicht einer der umherstehenden Mitspieler getroffen werden. Ich habe dies Spiel als Junge in Neuvorpommern kennen gelernt. Aus der Flurnamensammlung kenne ich nun den *B u r b e r g* Hohenselchow, Kreis Randow (1821, M 1323), die *B u c k s b e r g e* Zeinicke, Kreis Saazig (mdl.), den *D r e i b u c k* Lübbow, Kreis Kolberg (mdl.), und den *B o c k b e r g* Neu-Wuhrow, Kreis Neustettin (mdl.). Auf diesen Bergen oder an ihrem Fuße befindet sich eine Gabelung von drei Wegen; diese gleicht also jenem Spielbock, wenn wir ihn von oben sehen. Die Berge haben offenbar ihren Namen erhalten, nicht weil dies Spiel dort geübt wurde, sondern weil sie an den Spielbock erinnerten; das Spiel war also bekannt. Dagegen kann man auf dem *B o c k p l a z* im Dorfe Mallnow, Kreis Kolberg (mdl.), wohl mit diesem Bock gespielt haben. Der *B o c k* aber, eine Antiefe zwischen Hiddensee und dem Zingst (1579, M 313), scheint seinen Namen aus einem anderen Grunde erhalten zu haben; ich möchte sagen, er gleicht in seinem Umriß dem Kopf eines Schafbocks.

Bekannt ist das Spiel „Dreht euch nicht um, der Plumpsack geht um!“ Bei Denzin, Kreis Belgard, heißen zwei Höfe *P l u m p s a c k* (mdl.). Sie liegen an einem Ackerstück zwischen Weg und Eisenbahn; dieses gleicht in seiner Form dem zu einem Knoten zusammengedrehten Taschentuch, mit dem bei dem Spiel abgeschlagen wird. Das Spiel war schon im Altertum bekannt. Sein Name findet sich zuerst 1663. In Westfalen wird es beim brennenden Osterfeuer gespielt¹. Wir spielten es in Neuvorpommern, so lange wir uns im Freien bewegen konnten.

Eine *R e g e l b a h n* gibt's auch in einem Flurnamen in Osterfelde, Kreis Neustettin (mdl.). Auch unsere Bauern lieben und üben das Regelspiel. Wenn wir aber bei Bublitz 1764, örtlich nicht festgelegt, eine *B o h e l B a h n* finden, so weist uns dieser Name wohl auf das heute bei uns in Pommern nicht mehr bekannte, aber in Deutschland sonst noch geübte Regelwerfen (blossen) hin².

Neben dem Spiel dient der Unterhaltung der Erwachsenen der Tanz. Man tanzte gern im Freien, schon weil es im Bauerndorf meist an geeigneten Räumlichkeiten fehlte. Die Tanzsäle der Gastwirtschaften gehören meist einer jüngeren Zeit an. Viele Flurnamen scheinen solche Tanzplätze zu bezeichnen. Am häufigsten sind die *T a n z b e r g e*; ich finde sie bei *Alt-Liepenfier*, Kreis Neustettin (mdl.), *Sydow*, Kreis Schlawa (mdl.), *Bersin*, Kreis Rummelsburg (mdl.), *Borrentin*, Kreis Demmin (*T a n z b a r g w i s c h* 1929), *Cartlow*, Kreis Demmin (*D a n z e l b e r g* mdl.). Daneben stelle ich *T a n s o r t* Rühow, Kreis Schivelbein (1820), *D a n s H e i d e* Zowen, Kreis Regenwalde (1783), *D a n s w e r d e r* Bersanzig, Kreis Neustettin

Alfred Lucht, Aus dem Spielschatz des pommerschen Kindes, Greifswald 1937, S. 63 f.; 185; 195 (für Kreis Greifenberg).

¹ Handwb. d. deutsch. Aberggl. 7, 295.

² Wilhelm Peßler, Handb. d. deutsch. Volksf. 2, 261.

(mdl.), *Danzkämpe* Grünewald, Kreis Neustettin (1841), *Tanzplatz* Lupow, Kreis Stolp (Flurf.). Freilich müssen wir mit diesen Namen vorsichtig umgehen. Bei Daber, Kreis Naugard, wird der *Danzberg* (mdl.) auch *Hexenberg* genannt, und bei Kalow, Kreis Rügen, liegt der *Hexendanzplatz* (mdl.). Die Namen verdanken also ihre Entstehung zum Teil nicht dem fröhlichen Tanz feiernder Menschen. Warum mag wohl ein Garnzug der Fischer bei der Insel Wilm, Kreis Rügen, *Danz* genannt werden¹? — Andererseits wollen wir uns nicht irre machen lassen; an den meisten dieser Tanzplätze ist in der Tat getanzt worden, ebenso wie an vielen der mit Pfingst- oder Mai- benannten Flurstellen. Ich will diese hier nicht alle aufzählen; erwähnen will ich nur den Namen *Maibaum* einer Wiese bei Benz, Kreis Kammin (1798, 1821). Die Volkskunde hat den Pfingstbaum in diesem Teil Pommerns bereits kennen gelernt und ihn mit ähnlichen Bräuchen in andern Teilen Deutschlands in Verbindung gebracht². Allerdings scheint er sonst immer Pfingstbaum genannt zu werden, nicht Maibaum; auch wird sonst nicht erwähnt, daß er auf einer Wiese errichtet sei. Da aber dieser Maibaum im Gebiete des Pfingstbaums zu finden ist, trage ich kein Bedenken, beide gleich zu setzen. Manche der mit Mai gebildeten Namen können auch dadurch entstanden sein, daß man dort zum Pfingstschmuck die Maiblüthe von jungen Birken holte oder das Vieh beim ersten Austrieb im Mai dorthin brachte. Auch die Feste der dörflichen Gilden fanden im Frühling statt und haben ihren Niederschlag in Flurnamen gefunden³. Die Kirche hat die Feiern der Gilden und die volkstümlichen Feste zu Pfingsten, unterstützt durch die Obrigkeit, seit Einführung der Reformation bekämpft und sie in ihrer ursprünglichen Form schließlich beseitigt.

Besondere Erwähnung verdient noch der Flurname *Scheperdanz* bei Gummlin, Kreis Usedom (mdl.). Es wird berichtet, der Ort sei früher Spiel- und Tanzplatz der Schäfer am Sonnabend gewesen. Daneben ist der *Pfingstberg* bei Albertinenhof, Kreis Saagig (mdl.) zu stellen. Dort soll eine Hütte gestanden haben, und die Schäfer aus den umliegenden Ortschaften sollen in der Zeit gemeinsamer Hütung dort zu ihren Feiern mit Essen und Trinken zusammengekommen sein. In Süd- und Mitteldeutschland waren die Schäfer schon seit dem 15. Jahrhundert zünftig gegliedert; in Norddeutschland freilich galten sie zum Teil bis ins 18. Jahrhundert hinein als unehrlich. Diese süddeutschen Schäferzünfte veranstalteten Feste mit Tanz und Schmaus, mit Umzug und Wettlauf; der Preis war ein Hammel. An manchen Orten sind diese Schäferfeste heute noch im Schwange; man versucht auch wohl, die alten Bräuche wieder lebendig zu machen⁴. Es sind farbenfrohe, lebensprühende Bilder, die da vor unser Auge treten. In Pommern haben wir bisher von dergleichen Feiern nichts gewußt. Vor rund 100 Jahren war auf der Insel Rügen der „Schäfertanz“ zu Hause, der weniger ein Tanz als eine pantomimische Darstellung der Schaffschur war; jetzt ist

¹ Magdalene Hänsel, Die Rügenschcn Fischerflurnamen, Stettin 1938, S. 90.

² Karl Kaiser, Atlas der Pommerschen Volkskunde, Textband, Greifswald 1936, S. 104—108.

³ Balt. Stud. N. F. 37 (Stettin 1935), S. 238 ff.

⁴ Hans Joachim Moser, Tönende Volksaltertümer, Berlin 1935, S. 96; 99; Adolf Spamer, Die deutsche Volkskunde 1, Leipzig 1935, 342; 2, 221; Wilhelm Pöfeler, Handbuch der deutschen Volkskunde 2, 214; 217.

er ausgestorben. Ein anderer Schäferanz soll die Geschichte von dem vornehm gekleideten Schäfersohn und dem darüber erzürnten Edelmann dargestellt haben. Aber nirgends ist überliefert, daß die Tänze Schäferfesten eigentümlich gewesen seien¹. Ein pommersches Volkslied schildert, wie ein Schäfer den Wolf erschlägt, der ein Schaf genommen hat.

Heidel didel deper,
Min Vader wir Scheper.
Heidel didel dap,
Hei hödd de Schap.

Es könnte wohl an einem Schäferfest gesungen sein, um so eher, als der Schäfer hier im Kampf mit dem Wolf als Held erscheint. Aber wir wissen es nicht, und die Melodie des Liedes ist jedenfalls nicht deutsches Volksgut, sondern „Absenker der durch die Tänzerin Lola Montez nach Deutschland verpflanzten spanischen Cachuca“².

Manche Tänze werden in den Flurnamen auch mit Namen genannt. Bei Neu-Reddewitz, Kreis Rügen, haben die Fischer für einen Fangplatz den Namen *P o l k a r e u s e* in Gebrauch; vielleicht wollen sie mit gutem Humor auf die tanzenden Wellen hinweisen, die mit der Reuse ihr Spiel treiben³. *V i e r t u r* heißt bei Mossin, Kreis Neustettin, ein Abbau; zwei Gebäude stehen sich zu beiden Seiten eines Weges gegenüber, wie tanzende Paare⁴. Der *G a l o p p e r* oder *G a l o p p s b e r g* liegt bei Diedrichsdorf, Kreis Raugard (mdl.). Er hat eine ziemlich steile Böschung, so daß es wohl immer wie im Galopp von ihm heruntergeht.

Zum Tanz gehört Musik. Wie hoch im Werte diese bei unserm Volke steht, zeigt sich in der Häufigkeit der Flurnamen, die durch die Musikanten und ihre Instrumente bestimmt sind. Wir finden einen *M u s i k a n t e n w e g* bei Meetschow, Kreis Demmin (mdl.), ein *M u s i k a n t e n l o c h* Staatsf. Rothemühl, Kreis Uckermünde (mdl.), eine *M u s i k a n t e n b r i c k e* bei Maffow, Kreis Raugard (mdl.), einen *M u s i k a n t e n p l a n* bei Greifenberg und Lebbin, Kreis Greifenberg (mdl.), *M u s i k a n t e n w e r d e r* Neustettin (1861), *M u s i k e r f i c h t e n* Rossenthin, Kreis Kolberg. Von der letzten Stelle wird berichtet, daß dort die Kapelle des Inf.-Regts. 54, das in Kolberg in Garnison stand, zu rasten pflegte. Ähnliche Gründe werden zur Bildung der anderen Namen geführt haben.

Nun die Instrumente! Wenn ich von wandernden Musikanten absehe, die manchmal des Weges kamen, habe ich als Kind zu Hause Instrumentalmusik nur auf den Erntefesten gehört, die alljährlich gefeiert wurden. Erntekranz und -krone wurden an einer in der Nähe des Hofes befindlichen Kornmiete befestigt und zu Beginn der „Ohrenkloßsch“ von den Arbeitern in feierlichem Zuge eingeholt. Voran schritten die Musiker und machten „Blechmusik“. Kranz und Krone wurden der Herrschaft überbracht, wobei die Vorarbeiterin ein Gedicht auf sagte; dann begann der Tanz. Jeder Herr mußte

¹ Alfred Haas, Rügensche Volkskunde, Stettin 1920, S. 59; Günther Rittler in Unser Pommernland 19 (Stettin 1934), 221; Handwb. d. deutsch. Ubergl. 7, 985.

² Alfred Haas, Pommersche Volkslieder mit Bildern und Weisen, Leipzig 1927, S. 120; Hans Joachim Moser a. a. D., S. 99, Anm. 1.

³ Magdalene Hänfel a. a. D., S. 86.

⁴ über die „Vierturigen“ vgl. Alfred Haas, Rügensche Volkskunde, Stettin 1920, S. 58; Günther Rittler in Unser Pommernland 19 (Stettin 1934), 220.

einmal mit Kranz und Krone tanzen, d. h. ihm wurde der Kranz über die Schulter gehängt, die Tänzerin, die ihm den Kranz gebracht hatte, hielt die Krone in der Hand. Der Herr bestellte einen Tanz und spendete dafür den Musikanten ein Geldstück; dafür gab es aber auch „Blechmusik“. Dies wiederholte sich, so oft ein neuer Herr zum Tanze kam, und brachte für die Musiker eine hübsche Nebeneinnahme. Sonst wurde Streichmusik zum Tanze gemacht, Violine, Baß, Klarinette und, wenn es vier Musikanten waren, auch Flöte. Baß und Geige aber durften nie fehlen. Diese kommen in Flurnamen auch am häufigsten vor: Baßberg Rantow, Kreis Rantow (mdl.), Basdiek Gramenz, Kreis Neustettin (mdl.), Baß Rummelsburg (1846), Strußow, Kreis Bütow (mdl.), Baßfiedelberg Sonnenberg, Kreis Rantow (mdl.), und vereinigt mit der Violine Fiedel und Baß Schierwens, Kreis Stolp (mdl.), Geige und Baß Bruzen, Kreis Belgard (mdl. Teiche). Der Baßberg ist nach dem Gehöft eines Musikanten benannt; sonst können wir in den meisten Fällen nachweisen, daß der Name wegen der Form des Flurstückes entstanden ist. Daneben die Violine: Fiedelwiese Neustettin (mdl. nach der Form), Vigelinstrat Głowitz, Kreis Rügen (mdl.), Fiedelmichelsbarck Klein-Massowitz, Kreis Rügen (mdl.), Feije Benzin, Kreis Stolp (mdl.), Fiedelboß? Nistelit, Kreis Rügen (mdl.); 1848 Fiedelstossenbusch?, Fiedelbogen Kubitz, Kreis Franzburg (mdl.), Alt-Kenzlin, Kreis Demmin (mdl.), Fiedelbogenbruch Grammentin, Kreis Demmin (1784). Die letzten vier Flurstücke sind „krumm wie ein Fiedelbogen“; sonst ist eine einwandfreie Deutung nicht immer möglich. Der oben angegebenen Zusammensetzung der Kapelle entspricht es, wenn neben Violine und Baß die Flöte am häufigsten als Bestimmungswort von Flurnamen dient, „Fläut“ oder „Piep“. Allerdings müssen wir von diesen Namen eine große Menge abstreichen. Denn vlät, vläte bezeichnet mnd. ein Kinnfal, ein Fliß, und ein pipegröve ist mnd. ein Abzugsgraben, worin pipe eine Röhre bedeutet. Aber immerhin werden manche auch für die Flöte übrig bleiben; ist doch die selbstgefertigte Flöte sogar ein beliebtes Musikinstrument der Kinder. Von den Blechinstrumenten kommen am häufigsten das Horn, die Trompete und die Posaune vor. Das Horn ist im Gebrauch der Postillione, der Jäger und Nachtwächter, auch der Hirten volkstümlich geworden. Aber wieder heißt mnd. horne Eck; auf diese Bedeutung werden die meisten Flurnamen zurückgehen. Die Trompete ist ursprünglich hochadlig; erst vor etwa 100 Jahren kam sie auch in die Volksmusik¹. Wir finden Trompeterberg, Pustow, Kreis Grimmen (mdl.); Clazow (Ans. Pommerl. 12, 1927, S. 181), Grapzow (mdl.), Hasseldorf (1826), Kreis Demmin; Trompetergrund Garz a. D., Kreis Rantow (mdl.); Trompeterstellbahn, Kreis Greifenhagen (mdl.). Für die letzte Stelle wird ausdrücklich angegeben, daß sie nach den Kranichen, die man wegen ihres schmetternden Rufes Trompeter nennt, ihren Namen erhalten hat. Diese Erklärung wird auch für die andern Flurnamen zutreffen. Der Posaunenblock bei Buddenhagen, Kreis Greifswald, Po-

¹ Wilhelm Beßler, Handb. d. deutsch. Volksk. 2, 283; Curt Sachs, Die Musikinstrumente, Breslau 1923, S. 68.

faunenberg bei Reinberg, Kreis Grimmen, B j u n e n m o o r und = b e r g bei Dulzig, Kreis Rummelsburg (alle mdl.), sprechen von einem andern Blasinstrument, welches schon seit dem 15. Jahrhundert der Kirchen- und Festmusik diente und besonders seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Träger höchster Feierlichkeit ist¹. Der Grund der Namengebung ist mir freilich nur bei dem Posaunenblod ersichtlich, wo das Wort aus Fasanen entstellt sein soll. Aber diese Entstellung wäre nicht denkbar, wenn die Posaune nicht bekannt und beliebt wäre. Das verdankt sie hauptsächlich dem Umstande, daß sie in die kirchliche Musik auch auf dem Lande Aufnahme gefunden hat. Aus ihr stammt auch der Name O r g e l b e r g bei Bugenhagen, Kreis Greifswald (1865). Die Hausmusik ist durch den K l a v i e r = b e r g Neurakitt, Kreis Stolp (mdl.), vertreten; freilich weiß ich nicht, warum der Berg seinen Namen erhalten hat. Die Instrumente der Hausmusik der weniger bemittelten Kreise, die Zieh- und Mundharmonika, fehlen in unsern pommerschen Flurnamen ganz, vielleicht, weil sie keine für die Namengebung geeignete Gestalt haben. Beachtenswert ist auch das Zurücktreten der Blechmusik. Auch das kann seinen Grund in der Form der Instrumente haben. Aber wir sahen schon, daß sie in der Praxis hinter der Streichmusik zurückstand. In den Märschen der Kriegervereine fiel ihr dann die Herrschaft zu; aber diese kamen doch erst nach dem Kriege 1870/71 in Blüte. Auch Trommel und Pauke wurden erst durch die Militärmärsche beliebter. über die Trommel und die Möglichkeit, ihren Namen aus dem Eiertrudeln zu erklären, haben wir oben gesprochen. Ein P a u k e n b e r g wird bei Lanzen, Kreis Neustettin, auf M 973 verzeichnet.

Ich komme nun zu Musikinstrumenten, die in unserer volkstümlichen Musik einmal sehr beliebt waren, jetzt aber verschwunden sind. An erster Stelle nenne ich den Dudelsack. Ich habe in meiner Kindheit noch einen wandernden Musikanten mit dem Dudelsack gesehen; aber es wird nicht viele Menschen geben, die ihn noch aus eigener Anschauung kennen. Das Hauptstück ist der lederne Windsack, eine Art Schlauch, an dem mehrere Pfeifen befestigt sind. Ich will im voraus vermerken, daß bei den meisten der hier angeführten Namen die Form dieses Schlauches für die Namengebung bestimmend gewesen ist. Wind. heißt das Instrument sackpipe². Diese Form (S a c k p y p) finden wir noch 1700 Staatsf. Torgelow, Kreis Ückermünde. Ungleich häufiger wird dafür P i e p s a c k gesagt. Im Kreis Ückermünde finden wir diesen bei Friedrichshagen, Heinrichsrub und Staatsf. Müzelsberg (1804), Lassehne und Sorenbohm, Kreis Köslin (mdl.) und Wusterbarth, Kreis Belgard (mdl.). Aber auch D u d e l s a c k fehlt in Pommern nicht: Staatsf. Rieth, Kreis Ückermünde, Jag. 41 (mdl.), und Stadtheide Pyritz (1828). Dazu möchte ich das einfache D u d e l stellen, welches im Kreis Schlawe mehrfach mdl. als Name von Bauten vorkommt, in Beest, Bennewow und Bustamin. Dann gibt es eine Reihe von Flurnamen, in denen das Grundwort durch Dudel- bestimmt ist, D u d e l b r u c h Fernosfelde, Kreis Usedom-Wollin (1865, mdl.), Groß-Pomeiske, Kreis Bütow (mdl.), D u d e l = b e r g e Bahn, Kreis Greifenhagen, D u d e l k e u l e n m ö s s e Teschendorf,

¹ Curt Sachs a. a. D., S. 69.

² Schiller-Lübben, Wind. Wb., 4, 5 a.

Kreis Dramburg. Das *Dudelbruch* bei Fernosfelde wird auch *Didelbruch* genannt; diesen Namen finden wir noch bei Alt-Tellin, Kreis Demmin, dafür *Düdel-Damm* Staatsf. Müßelburg, Jag. 120, Kreis Uckermünde, *Düdelche Damm* Stolzenburg (1843), Kreis Randow, *Düdelberg* Gummin, Kreis Greifenberg (M 602), *Düdelbach* Rowanz, Kreis Kolberg (mdl.), *Düdelwisch* Altjårshagen, Kreis Schlawe (1848, mdl.). Ich meine, diese Namen sind durch das Gesetz zu erklären, nach dem bei dreifacher Zusammensetzung der mittlere Bestandteil wegfällt; ein Dudelbruch ist also aus einem Dudelsackbruch gekürzt. Aus der großen Zahl dieser Namen läßt sich schon erkennen, welche große Bedeutung diese Sackpfeife früher gehabt haben muß. Der Dudelsack war schon dem Altertum bekannt und bis um das 18. Jahrhundert in ganz Europa in Gebrauch. Er war eigentlich Hirten- und Kriegsinstrument, war aber eine Zeitlang auch bei der eleganten Damenwelt Frankreichs in Mode. In Schottland ist er als Bagpipe das Nationalinstrument in der Militärmusik geblieben, sonst aber im 19. Jahrhundert rasch zurückgedrängt¹. Er war recht eigentlich die Schäferpfeife. Er wird auf den oben erwähnten Schäferfesten seine Weisen zum Tanz haben erklingen lassen, und wir dürfen uns ausmalen, wie auf den Schäferbergen, deren es in Pommern viele gibt, der Schäfer stand und in menschenferner Einsamkeit auf der Sackpfeife seine Weisen blies, nur sich und seinem Hund zur Freude, während er von der Höhe des Berges die weidende Herde trefflich beobachten konnte. Wenn wir nur wüßten, was für Weisen er da spielte! Vieles Volksgut ist untergegangen und wird nie wieder ans Licht kommen.

Raum noch dem Namen nach bekannt dürfte die Maultrommel sein. Sie hat die Form eines kleinen Hufeisens mit umgebogenen Ecken, zwischen denen eine freischwingende elastische Zunge steht. Sie wird in den Mund genommen, und unter verschiedener Stellung des Mundes werden nun verschiedene Töne hervorgebracht. Infolgedessen ist sie nur tonarm und nicht ganz leicht zu handhaben². Sie ist auch bei wilden Völkern, z. B. den Papuas, bekannt. In Europa findet sie sich seit Anfang des 17. Jahrhunderts³. Wegen ihrer kleinen Form und ihres billigen Preises wurde sie beim Volke eins der beliebtesten Tonwerkzeuge, die Vorläuferin der Mundharmonika. Man sagte, daß kein Mädchen widerstehen könne, wenn ein Bursch es mit den Klängen der Maultrommel lockte. Daher ist sie in manchen Gegenden behördlich verboten, so im Salzkammergut⁴. Heute ist sie völlig vergessen. Und doch lebt sie noch in pommerschen Flurnamen: *Multrummel* Karbow, Kreis Greifswald (mdl. Wiese); *Maultrommel* soll Ugelshof, Kreis Demmin (mdl.); die *Maultrommel* Boeck, Kreis Randow (1844; *Grot und Klein Multrummel* mdl., zwei kleine runde Wiesen). Hier scheint der Name gegeben zu sein einerseits wegen der runden Form, andererseits wegen der Feuchtigkeit; die Maultrommel wurde ja in den Mund genommen. Im Volke nannte man sie auch *Brummeisen*. So

¹ Curt Sachs, Die Musikinstrumente, Breslau 1923, S. 76; Wilhelm Pfeiler, Handb. d. deutsch. Volksk., 2, 281.

² Wilhelm Pfeiler a. a. D., S. 285.

³ Bei Friedrich Kluge, Etym. Wb. d. deutsch. Sprache¹¹, S. 382, schon 1532 belegt.

⁴ Handwb. d. deutsch. Aberggl. 6, 4.

heißt ein Acker bei Muttrin, Kreis Stolp, in dem ein Weg durch eine Senke führt; man scheint bei dem Weg an die Zunge gedacht zu haben. Ob auch der Name eines Ausbaus bei Ewenthin, Kreis Schlawe, Brummholzberg hierher gehört, weiß ich nicht zu sagen. Es mag auch der Brummtopf oder Rummelpott gemeint sein.

In pommerischen Flurnamen finde ich 31 Dreiangel, 4 Driangel, 5 Triangel, zusammen 40. Dreiangel ist eine Bezeichnung des Dreiecks¹. Bei 13 der pommerischen Flurstücke ist der Grund der Namengebung unklar; entweder ist die Überlieferung mangelhaft, oder die Karte läßt ihn nicht erkennen. Zweimal bezeichnet der Name ein Gerüst aus drei Balken (Reichenbach, Kreis Pyritz; Dorffstedt, Kreis Bublitz). In den andern 25 Fällen haftet er nachweislich an einem dreieckigen Flurstück. Nun aber gibt es auch ein Musikinstrument Dreiangel. Ein Metallstäbchen ist zu einem gleichseitigen Dreieck zusammengebogen und wird mit einem andern Stäbchen geschlagen; so entsteht ein hell klingender Ton. Auffallend ist, daß von den 25 dreieckigen Flurstücken dieses Namens 19 ein gleichseitiges Dreieck bilden. Es wäre wohl möglich, daß der Name angesichts dieses Musikinstruments entstanden ist. Seit der Eroberung Spaniens durch die Araber ist es nach Europa gekommen. Hier war es bis 1600 reines Volksinstrument². Das könnte recht gut auch in Pommern der Fall gewesen sein, auch wenn es außerhalb der Welt der Flurnamen völlig unbekannt geworden wäre. Seit Ende des 18. Jahrhunderts finden wir es im Orchester.

Tanz und Spiel in pommerischen Flurnamen! — Die Flurnamenforschung kann der Volkskunde treffliche Dienste leisten. Sie kann ihr Stoff liefern und ihn räumlich und zeitlich festlegen. Sie kann in dunkle Ecken hineinleuchten, in die bisher noch kein Lichtstrahl gedrungen ist. Sie allein ist aber nur selten imstande, eine volkstümliche Erscheinung in das rechte Licht wissenschaftlicher Erkenntnis zu setzen; sie bedarf der Unterstützung durch andere Arbeiten der Volkskunde. Sie muß sich dieser helfenden Stellung immer bewußt bleiben und darf nie vergessen, daß, was sie sammelt, meistens nur dann Wert hat, wenn es nach Raum und Zeit festgelegt ist. Die zeitliche Festlegung wird immer besonders schwierig, aber auch besonders wertvoll sein. So können Volkskunde und Flurnamenforschung in ihrer Arbeit aufs schönste zusammenklingen; ist doch diese nur ein Zweig an jenem stolzen Baum.

¹ Grimm, Dt. Wb., 2, 1373.

² Curt Sachs, Die Musikinstrumente, S. 28; Wilhelm Besler a. a. D. 2, 286; 281 (Abbildung).

Zur Geschichte der älteren niederdeutschen Wörterbücher

Von Otto Menjing.

Ein paar Beiträge zur Geschichte unserer älteren niederdeutschen Wörterbücher mögen nicht unangebracht sein in einer Schrift zu Ehren des Mannes, dessen unermüdllicher Sammelarbeit es nicht zum wenigsten zu verdanken ist, wenn heute ein großangelegtes neuzeitliches Wörterbuch einer niederdeutschen Mundart erscheinen kann.

Unsere ältesten niederdeutschen *Idiotika*¹ verdanken praktischen Gründern ihre Entstehung. Sie wollen eigentümlich niederdeutsche Ausdrücke durch hochdeutsche wiedergeben und dadurch sprachlicher Verständigung dienen, oder sie setzen sich das höhere Ziel, die „Gemeinsprache“ zu bereichern und auszubilden. Schon ein Mann wie *Kilianus Dufflaeus* nahm in seinen brabantischen Wortschatz (1599) niederländische Wörter auf; seine Arbeit sollte non solum Brabantiae, sed et aliis Germaniae, praecipue inferioris, regionibus zugute kommen. *Schottel* in seiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haupt-Sprache“ (1663) stellte als Erster nachdrücklich die Forderung auf, daß in einem „völligen Lexicon der teutschen Sprache“, das er als dringendes Bedürfnis empfand, auch das Niederländische vertreten sein müsse. Er machte mit dieser Forderung Ernst, indem er Ausdrücke aufnahm wie „blie 'hilaris'“, „broek 'palus'“, „haet 'commodum'“, „treffen 'trahere'“ usw. Unter Schottels Einfluß stand kein Geringerer als *Leibniz*, wenn er in den „Unvorgreiflichen Gedanken“ (um 1697, veröffentlicht erst 1717) verlangte, „daß bei der nötigen Musterung der teutschen Wörter auch das Platt-Teutsche berücksichtigt werde“. Er selbst, obwohl kein geborener Niederdeutscher, aber in niederdeutscher Umwelt lebend, hat schon früh zur Sammlung des niederdeutschen Sprachschazes angeregt; dem Abt von Loccum gab er einmal den verständigen Rat, er solle jeden der ihm unterstellten Landgeistlichen zwingen (cogere!), ihm eine bestimmte Anzahl niederdeutscher *Idiotismen* seines Sprengels zu schicken (certum numerum vocabulorum inferioris nostrae Saxoniae mittere, quae alibi non facile intellegerentur)².

Die Anregungen von Leibniz wirkten auf den Kreis von Männern, der sich kurz vor Erscheinen der Unvorgreiflichen Gedanken in Hamburg zur „teutschübenden Gesellschaft“ zusammengeschlossen hatte. In ihrem Schoße verdichteten sich Leibnizens Gedanken zu dem Plan eines alle deutschen

¹ Mit der Schrift von *A. Scholz*, Deutsche Mundarten-Wörterbücher, Leipzig 1933 (Form und Geist Nr. 30), berühren sich die folgenden Ausführungen nur flüchtig.

² Dem Theologen *Gerhard Meier* hat er angeraten, ein *Glossarium Saxonium* zu verfertigen, in quo voces plebeiae raro occurrentes et obsoletae Saxoniae inferioris exponerentur.

Mundarten umfassenden Wörterbuches. Da in diesem Kreise Männer aus verschiedensten Mundartgebieten (Schwaben, Lausitz, Sachsen, Niedersachsen) vereinigt waren, schien eine gewisse Gewähr für das Gelingen gegeben zu sein. Aber die Gesellschaft ging schon 1722 in eine „moralische“, die Patriotische Gesellschaft über und wechselte mit dem Namen auch ihr Arbeitsgebiet; der Plan kam nicht zur Ausführung. Dennoch ist er nicht ohne Frucht geblieben. Aus dem Kreis dieser Gesellschaft ging der Mann hervor, dem es als erstem beschieden war, ein niederdeutsches Idiotikon zum Druck zu bringen: Michael Richey, der die dort empfangenen Anregungen 25 Jahre später in seinem *Idioticon Hamburgense* (1743) in die Tat umzusetzen suchte und der damit der Vater der Idiotikonbewegung des 18. Jahrhunderts wurde. Richey schickte seinem Werk eine lateinische Zuschrift voraus, in der er seine Meinung von dem Nutzen und der Notwendigkeit solcher Sammlungen aussprach. Das Buch fand freundliche Aufnahme und erschien 1755 in „vielfältig vermehrter“ Ausgabe. Ihr schickte Richey eine deutsche Vorrede voraus, die noch heute lesenswert ist. Er hatte die richtige Einsicht, daß das von vielen Seiten erstrebte allgemeine deutsche Wörterbuch nicht zu Stande kommen könne, ehe nicht alle einzelnen Mundarten aufgearbeitet seien und daß es dabei besonders auch auf die „gegenwärtige“ Mundart ankomme; denn schon Richey klagt über den Rückgang des Plattdeutschen, selbst auf dem Lande¹. Er beschränkte sich deshalb auf die Wörter und Redensarten, „die seiner Vaterstadt und ihrer Nachbarschaft eigen waren“. Er suchte auch andere zu ähnlichen Unternehmungen anzuregen; hatte doch die erste Ausgabe seines Buches bereits den Erfolg gehabt, daß zwei „gebildete Männer“ in Wolfenbüttel Stoff zu einem Wörterbuch größeren Umfangs sammelten. Einen Prenzlauer Gelehrten, der ebenfalls gesammelt hatte, sucht Richey zu bewegen, „an stat mit ganz Nieder-Sachsen sich zu befassen, ein vollständiges Märkisches Idioticon hervorzubringen“. Ebenso rät er seinem Rezensenten S., ein vollkommenes Westphälisches Idiotikon zu liefern; dieser Anregung verdankt das Idioticon Osnabrugense von Strodtmann (s. u.) seine Entstehung. Zur Schaffung eines Holsteinischen Idiotikons forderte er den Professor Kohl auf, der zur ersten Ausgabe Zusätze aus Holstein gemacht hatte. Einen schönen Erfolg auf diesem Gebiet konnte Richey schon jetzt buchen; zur 2. Auflage hat der Pastor Heinr. Fr. Ziegler in Heide das *Idioticon Ditmarsicum* beigezeichnet, in dem er manches eigentümliche Wort verzeichnete, das uns sonst nicht überliefert wäre.

Richey selbst hatte in den 12 Jahren seit der ersten Ausgabe in seinen „Nebenstunden“ eifrig gesammelt, so daß durch seine eigene Tätigkeit das Buch „mehr als zweymahl so stark geworden“ war. Er hatte aber auch Hilfe gefunden. Sein alter Freund Mattheson hatte ihm eine Menge Wörter und

¹ Vorwort S. XLIII: „Es dürfte überhaupt hohe Zeit sein, dergleichen zu bewerkstelligen, wofern man noch der Nachwelt von der iblebenden Niedersächsischen Sprache einen Begriff zu machen gedenkt. Unsere Mundart gerät ja von Tage zu Tage mehr in Abnahme, indem das Hochdeutsche schon längst nicht allein in öffentlichen Handlungen und Schriften, sondern auch im gemeinen Umgang dergestalt Besitz genommen, daß auch der Bauer selbst mit einem halb hochdeutschen Worte sich schon vornehmer dünkt, folglich zu vermuten ist, daß die wahre und eigentliche Landessprache, in welcher niemand mehr öffentlich redet und schreibt, mit der Zeit sich nicht allein vermischen und verstellen, sondern allmählich gar verlieren werde.“

Redensarten (besonders Sprichwörter) geschieht, die Richey unter gewissenhafter Angabe ihrer Herkunft aufnahm. Nicht ohne grundsätzliche Bedeutung ist es, daß der Kopenhagener Gelehrte Gramm bei seiner Durchsicht der ersten Ausgabe zahlreiche Zusätze „vermitteltst Gegenhaltung der Dänischen Sprache“ gemacht hatte; ein erster, wenn auch bescheidener Versuch, verwandte Sprachen zum Vergleich heranzuziehen¹.

Treten wir von unserem heutigen Standpunkt an Richeys Werk heran, so werden wir natürlich manches vermissen; das hängt mit dem Zweck des Ganzen zusammen; dieser ist noch durchaus ein praktischer: Verständigung mit den Vertretern der anderen Mundarten, besonders den „Oberdeutschen“, „Verbesserung der ganzen Schreibart“, Vorbereitung eines „allgemeinen deutschen Wörterbuchs“. Richey selbst sagt, er wollte nicht „aus dem verbalen in das große Feld eines realen Wörterbuchs gehen“. Sachliche Erklärungen oder Beschreibungen bietet er daher nur vereinzelt; ein Hauptgebiet der Volkskunde scheidet damit aus. Ebensowenig hat Richey außer Sprichwörtern zusammenhängende Äußerungen des Volksmundes aufgenommen wie Reime, Lieder usw. Dies blieb einer späteren Zeit vorbehalten.

Noch in einer anderen Beziehung legte Richey sich selbst Beschränkung auf. Er verzeichnet nur den Sprachgebrauch seiner Zeit; „in die alte längst verlebte Sprache“ wollte er nicht gehen, obwohl er durchaus erkannte, wie nützlich und notwendig ein solches Zurückgehen für die gelehrte Arbeit der Staatsmänner und Juristen usw. sei. Aber dem Hauptzweck lief dies zuwider².

Und noch ein dritter Punkt. Richey erklärt, er wolle auf eine Untersuchung der Herkunft der Wörter verzichten; er wolle nicht „aus dem Glossario ein Etymologicum machen“. Das ist freilich nicht ganz wörtlich zu verstehen. Richey empfindet doch wie viele seiner Zeitgenossen trotz der unzulänglichen Hilfsmittel ein gewisses Behagen am Etymologisieren³, und besonders kann er es sich nicht versagen, Erklärungen anderer Gelehrter kräftig, oft mit gesundem Urteil und manchmal nicht ohne Humor, zu bekämpfen, häufig unter Heranziehung des ihm geläufigen Holländisch. Daß er nicht immer Besseres an die Stelle setzen konnte, ist nicht verwunderlich; vor Bopp und Grimm tappt man ja allgemein im Dunkeln.

In Richeys Vorrede finden sich auch Angaben über die Sammeltätigkeit und Wörterbucharbeit im übrigen Deutschland; wir hören, daß in Niederdeutschland noch nichts von Belang ans Tageslicht getreten ist. Der 1750 verstorbene Prediger Joh. Christ. M a n k e l aus Güstrow hat ein mecklenburgisches *Idioticon* „zum Druck ganz fertig hinterlassen“, zu dessen Herausgabe Richey kräftig aufforderte.

Richey ist der große Anreger auf dem Gebiet des Wörterbuchs. Unmittelbar an ihn knüpft die zeitlich nächste Leistung an: das *Idioticon D s n a b r u g e n s e* oder Wörterbuch zur Erklärung der eigenen in und

¹ Richey, S. 301: „man erkennet leicht, wie unmöglich ein Teutscher mit der Wortforschung in seiner Sprache fortkommen könne, wenn er der Nordischen Mundarten unfundig ist.“

² Daß aber Richey gelegentlich auch auf frühere Schriften zurückgriff, zeigen Stellen wie S. 5; 37; 49; 70; 227; 237.

³ Vgl. z. B. den Artikel „Zibürken“ S. 349 ff.

um Osnabrück gebräuchlichen Westphälischen Mundart, das Joh. Christoph Strodtmann im Jahre 1756 veröffentlichte.

Wenn er wirklich, wie er im Vorwort sagt, erst auf Richeys Aufforderung (1755) zu sammeln begonnen hat, so ist es erstaunlich, wieviel Stoff er mit seinen wenigen Helfern in der kurzen Zeit zusammengebracht hat. Dabei erstreckt sich seine Sammlung auch auf das Landgebiet. Er verfährt in ganzen nach denselben Grundsätzen wie Richey und mit stetem Vergleich von dessen Werk (wobei er feststellt, daß beinahe $\frac{2}{3}$ der dort verzeichneten Wörter auch in Osnabrück gebräuchlich sind). In einer Beziehung aber ist er über Richey hinausgekommen: er bringt zahlreiche veraltete Wörter der Rechtsprache aus Urkunden und Akten in der Absicht, „den Obersächsischen Rechtsgelehrten“ zu dienen, „wenn ihnen Akten aus Westphalen zugeschickt werden mit Ausdrücken, die ihnen Schlechterdings unbekannt sind“. Auch sonst bemerkt man einen gewissen Fortschritt gegen Richey im Sinne unserer neuzeitlichen Wörterbücher. Mehrfach bringt er unter einem Wort auch seine Synonyma (vgl. „elendig“ S. 47, „Botthast“ S. 167, „Zmbtstyd“ S. 95) oder verzeichnet verwandte Bildungen (z. B. bei „quanswys“ S. 174) oder erwähnt wenigstens flüchtig einen Aberglauben (s. „Süntelsteen“ S. 236); einmal wird sogar ein Volksreim angeführt (s. S. 255). Sprichwörter hat er reichlich, „weil sie für ein Hauptstück eines Idiotici angesehen werden“.

Nur als dürftiges Bruchstück ist das *Idioticon Reinbeckense* (Reinbek in Holstein) auf uns gekommen; das auf der Altonaer Stadtbibliothek gefundene Manuskript umfaßt nur den Buchstaben A und einen kleinen Teil von B; es ist von B. Piper in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung Bd. 8 veröffentlicht. Der Herausgeber glaubte, es nach Papier und Schrift um 1700 setzen zu sollen. Das kann nicht zutreffen; denn im Text wird Schmidts Buch über Fastnachtsgebräuche erwähnt, das erst 1742 erschienen ist. Das *Idiotikon* fällt also nicht vor Richeys erste Ausgabe von 1743. Es ist bedauerlich, daß von dem Werk nicht mehr vorhanden ist; denn es ist anzunehmen, daß der Verfasser das Volkskundliche stark berücksichtigt hatte. Auf den wenigen Seiten findet sich die Beschreibung von zwei Kinderspielen („Ball, Ball fast“ und „Hier sitt en Mann in düssen Bann“), ein Wiegenlied (Wuföken von Bremen), ein Rätsel (von der Luft) und eine Angabe aus dem Gebiet des Aberglaubens (Blüten von Ähren gegen das Fieber).

Der Schleswiger Pastor Joh. Fried. Nooß hinterließ bei seinem Tode im Jahre 1756 ein vollständig ausgearbeitetes *Idioticon Slesvicense*, das wahrscheinlich auch durch Richeys Vorgang angeregt war. Das Werk ist nie gedruckt, das Manuskript verschollen (vgl. *Nd. Kbl.* I, 66).

Einen ersten Versuch, die Eigenheiten der „preußischen“ Mundart aufzuzeichnen, unternahm unter Richeys Einfluß der Königsberger Professor Joh. George Voß in seinem *Idioticon Prussicum* (Königsberg 1759). Er bringt in seinem schmalen Oktavbändchen im allgemeinen nur die ihm eigenartig erscheinenden Wörter mit einer kurzen Erläuterung und versucht sich dabei auch in der Etymologie. Immerhin enthalten einige Artikel wenigstens Andeutungen über volkscundliche Dinge. Mehrfach werden mit starker Mißbilligung abergläubische Vorstellungen erwähnt; so S. 66 (böser Blick), 27 (Heilung von Krankheiten), 81 (Kinderschreck), 30 und 37 (Drakel), 86 (Tagewählerei), 77 (Wechselbälge), vgl. noch Dchs 39, Jungfer 19; was

über die Unterirdischen gesagt wird (71), stimmt ganz zu den holsteinischen Vorstellungen (s. Müllenhoff, Sagen², S. 298 ff.). Gestreift werden Bräuche bei der Hochzeit (85) und beim Begräbnis (81). Einmal wird ein Kinderspiel genannt (Butterbrot werfen, 6).

Die bedeutendste Leistung, die das 18. Jahrh. auf dem Gebiet der niederdeutschen Wörterbucharbeit hervorgebracht hat, ist zweifellos das *Bremisch-niederländische Wörterbuch*, das 1767—71 in 5 Bänden erschien, wozu noch ein Nachtrag im Jahre 1881 kam, der im wesentlichen auf dem im 18. Jahrh. gesammelten Material beruht. Als Herausgeber nennt sich die bremisch-deutsche Gesellschaft. Ihre Mitglieder haben nach einem festen Plan den Stoff beschafft; sie haben ihre Sammlungen ausgetauscht und so nach Möglichkeit ergänzt. Die Bearbeitung fiel schließlich dem Professor *Tiling* in Bremen zu, der noch mehrere handschriftliche Sammlungen „auswärtiger Männer“ in das Werk einreihen konnte, so ein städtisches Idiotikon von *Bratje*, ein lübeckisches von *Carstens*, ein furbrandenburgisches von *Rönig*; außerdem benutzte er die vorhandenen Idiotika von *Richey*, *Strodtmann* und *Bock* (s. 1, 355). So entstand ein Werk, das über die bisher geschaffenen, örtlich gebundenen Idiotika erheblich hinausging, wenn auch eine gleichmäßige Berücksichtigung aller niederdeutschen Mundarten natürlich nicht erreicht werden konnte.

Das bremische Wörterbuch ist der erste Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung des niederdeutschen Wortschatzes. Der Fortschritt gegen die Vorgänger zeigt sich namentlich in folgenden Punkten:

1. In ausgedehntem Maße ist das ältere Schrifttum herangezogen, sehr viel planmäßiger als bei *Strodtmann*. Besonders sind gedruckte und ungedruckte (z. B. 5, 380) Urkunden des ehemaligen Erzstifts Bremen auf ihren Wortschatz untersucht: Gesetze, Statuten (von 1303), Amtsrollen, Land- und Deichrechte, Pfandbriefe usw. Welchen Raum die Zitate aus alten Rechtsquellen einnehmen, sieht man z. B. bei „Ding“ (I, 210 ff.) oder bei „Sprake“ (4, 965 ff.). Mehrfach werden auch Rechtsbücher berücksichtigt, die nicht dem Bremer Gebiet angehören, z. B. das Nordfriesische Landrecht von 1426, die *Upenrader Skra* des 14. Jahrh., die *Kieler Bursprake* von 1536. Von Chroniken ist *Kenner's Bremer Chron.* von 1583 ausgiebig benutzt. Die Dichtung der mittelniederdeutschen Zeit ist durch den *Reinke Vos* vertreten, der dem Bearbeiter in der *Wolfenbüttler Ausgabe* von 1711 vorlag; er zitiert ihn (samt der Glosse) sehr oft und weist auch mehrfach auf Übersetzungsfehler bei *Gottsched* hin (1, 373; 3, 21). Aus dem 17. Jahrh. sind Stellen aus *Laurernberg's Scherzgedichten* öfters herangezogen (z. B. 1, 259; 360; 399; 2, 717; 862).

2. Die Hauptabsicht des Bearbeiters war es, „den Ursprung der Wörter zu lehren“, also die Etymologie. Zu diesem Zweck hat er keine Mühe gescheut. Fleißig und umsichtig benutzte er alle zu seiner Zeit vorhandenen Hilfsmittel: den *Nomenclator des Chytraeus* (1582), *Kilians Etymologicum* (1599), *Schilters Glossarium Teutonicum* (1726), *Wachters Glossarium Germanicum* (1737), *Frisch's Deutsch-Lateinisches Wörterbuch* (1741), *Haltaus' Glossarium Germanicum medii aevi* (1758). Mit Hilfe dieser Werke wurde es ihm möglich, die ältere Lautgestalt der Wörter zum Ausgangspunkt der Erklärung zu nehmen. Oft zieht er das Gotische heran (z. B. 1, 202; 203;

236; 249); aus dem Althochdeutschen (er nennt es „altfränkisch“ oder „theotifisch“) zitiert er z. B. Otfrid (1, 120; 160), Tatian (1, 112; 355), das fero-nische Glossar (1, 64; 112), Notker (1, 233), Williram (1, 120; 204; 233; 2, 508); aus jüngerer Zeit das Annolied (1, 112), einmal „den alten schwäbischen Dichter Heinrich von Veldich“, d. i. Veldete (5, 259), einmal Gottfried von Nisen (1, 335). Von verwandten Mundarten vergleicht er besonders das Angelsächsische, Englische, Friesische, Holländische, gelegentlich auch die nordischen Sprachen. Was Richer in einzelnen Fällen versucht hatte, ist hier planmäßig bei jedem wichtigen Wort durchgeführt. Die Freude am Etymologisieren, die den Gelehrten der Zeit eigen ist, erfüllt auch unseren Bearbeiter; auch er liebt es, die Meinungen anderer mit Deutlichkeit und Ironie zurückzuweisen. Er hat zweifellos auf diesem schwierigen Gebiet manche überraschend richtige Beobachtung gemacht (vgl. z. B. „Nisch“ 1, 29, „farnen“ 2, 742, „quidbern“ 2, 524); jedenfalls erwägt er sorgfältig alle Möglichkeiten (vgl. z. B. „balstürig“ 1, 45) und gibt lieber keine als eine ihm unwahrscheinliche Ableitung.

3. Das Wörterbuch berücksichtigt sorgfältig auch die „kleinen Wörter“, Präpositionen, Konjunktionen, Partikeln, Vorsilben, die bei den Vorgängern nicht zu ihrem Recht kamen. Freilich konnte es nicht ausbleiben, daß gerade hier Irrtümer unterliefen, wie bei der (nicht erkannten) Negation „en“ (1, 305). — Auch daß Orts- und Personennamen in großem Umfang aufgenommen wurden, war ein Fortschritt.

4. Hatten sich die Vorgänger fast ganz auf einzelne Wörter und Redensarten (Sprichwörter) beschränkt, so bringt das bremische Wörterbuch wenigstens Ansätze auf einigen Gebieten der Volkskunde. In ziemlich großer Zahl finden sich aus dem Volksmund geschöpfte Reime, z. B. 1, 6; 22; 26; 87; 252; 2, 493; 531 (Martinsgang); 834. Ferner ein paar Wiegenlieder: 1, 152; 324; eine Wetterregel 2, 709; ein Spottreim 3, 77; Inschriften auf einem Grabe (3, 262), auf einem Wilde (4, 1035), auf Gerichtsbänken (2, 605) und ähnl. Ein paarmal werden im Vorbeigehen Kinderspiele erwähnt: 1, 42 (Ballspiel), 1, 156 („Buck stah fast“), 2, 717 (Raakspiel), 3, 488 (Spiel mit Müffen), 3, 491 (Ringelreih mit Lied). Einen Nikolausbrauch nennt der Verfasser 2, 798, nicht ohne seinen Standpunkt klarzustellen: „welche heidnische oder papistische Thorheit hier seit einigen Jahren abgeschafft“. Aus dem Gebiet des Aberglaubens wird erwähnt, daß Kräuter, die am Liebfrauentage geweiht sind, die Kraft haben sollen, Gespenster zu verjagen und Donnerwetter und ander Unglück abzuwenden (5, 552). Also sehr bescheidene Anfänge.

Nimmt man aber alles in allem, so ist das Bremische Wörterbuch eine für seine Zeit höchst achtunggebietende Leistung.

Mit wesentlich anderen Absichten ging der Greifswalder Professor D ä h n e r t an die Abfassung seines *Platt-Deutschen Wörterbuchs* (1751) heran. Sein Ziel war nicht so weit gesteckt wie das des Bremer Wörterbuchs; er beschränkte sich streng auf eine Mundart: *Pommern* und *Rügen*. Er zieht keine Wörterbücher zu Rate (das ganze Buch enthält kein Zitat), sondern beschränkt sich auf den Stoff, den er selbst in langjährigem Verkehr mit seinen Landsleuten aus dem Volksmund sammelt hatte, und auf das, was Freunde und Beobachter der Volkssprache

beisteuerten. In ausgesprochenem Gegensatz zum Bremer Wörterbuch verzichtet er auf jede Etymologie, in der Überzeugung, daß man dabei über „Mutmaßungen und spielende Anmerkungen“ nicht hinauskomme. Seine ganze Aufmerksamkeit gilt der Bedeutung der Wörter, ihrer Begriffsbestimmung und ihrer Verwendung im Satz. Darin liegt seine Stärke und der Fortschritt gegen seine Vorgänger. Manche seiner Artikel könnten ganz ähnlich in einem neuzeitlichen Wörterbuch stehen. Auf Vollständigkeit ist er wenigstens bedacht gewesen; auch Vorsilben, Partikeln, Präpositionen sind sorgfältig behandelt.

Die Einstellung des Verfassers bringt es mit sich, daß für volksthümlichen Stoff in seinem Buch kein Raum ist. Was etwa in dieser Beziehung erwähnt wird, ist mehr oder weniger zufällig und schließt sich eng an die Bedeutung eines Wortes an. Ganz gelegentlich wird einmal ein alter Volksreim mitgeteilt (S. 408); Kinderspiele wie „Boß int Loß“ (533), Blindenkuh (45), „Buck stah fast“ (607) werden ohne nähere Beschreibung erwähnt, auch ein altes öffentliches Fastnachtsspiel: „den Blinden dat Swinn slaant laten“ (479); ebenso das Rutenschlagen zu Fastnacht (114). Abergläubische Vorstellungen werden kurz angeführt: Hexenbrennen (311), Drache als Teufel (85), Segen bei Krankheiten (420), Aberglaube zu Lichtmeß (277) und Neujahr (329), Gespensterglaube in den Zwölfsten (500), Unglücksorte (507).

Dähnert hat sich nicht auf den Sprachgebrauch der Gegenwart beschränkt, sondern als ausgezeichnete Kenner der alten Urkunden und Rechtsbücher seines Landes eine Menge untergegangener oder veralteter und nicht mehr ohne weiteres verständlicher Wörter (freilich ohne Quellenangabe) in sein Werk eingefügt, in der Absicht, Rechtsuchende und Richter vor Mißverständnissen zu bewahren.

Alles in allem ein vorzügliches Werk, gerade in seiner gewollten Beschränkung aus einem Guß.

Bald nach Dähnerts Buch erschien ein wieder ganz anders geartetes Werk: das Preußische Wörterbuch, das G. C. Hennig im Namen der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg 1785 herausgab und das eine wesentlich vollständigere Bearbeitung des preußischen Wortschatzes darstellt als Voß sie 25 Jahre vorher geboten hatte. Hier nehmen nun die unzulänglichen etymologischen Versuche wieder einen sehr großen Raum ein; dabei benutzt Hennig zur Erklärung besonders die Wörterbücher von Frisch und Adelung und die Idiotika von Richey, Strodtmann und das Bremische Wörterbuch. (Dähnert scheint ihm nicht bekannt zu sein.) Aus dem älteren Schrifttum hat er namentlich eine Reihe amtlicher Verordnungen des 16. und 17. Jahrh. herangezogen, wie die Preussische Landesordnung von 1537, die Fischerordnung von 1589, die Preussische Kirchenordnung von 1598, die Königliche Taxordnung von 1633, die Gesindeordnung von 1633, die Scharfrichterverordnung von 1693 und ähnlicher Veröffentlichungen. Alle diese Schriften sind in hochdeutscher Sprache abgefaßt, und das Wörterbuch bringt ohne scharfe Scheidung hochdeutsche und niederdeutsche Formen der Wörter nebeneinander. Das Hauptbemühen des Verfassers gilt der Erklärung der Redensarten; sie fällt oft recht umständlich und wortreich aus. Dem Ursprung mancher Sprichwörter sucht er durch im Volk umgehende Anekdoten und Geschichten auf den Grund zu kommen. Vor allem

liegt ihm daran, möglichst viele Erscheinungen „auf den Gebrauch bei den heidnischen Preußen“ zurückzuführen. Mit besonderer Vorliebe behandelt er die Namen der „altpreußischen, heidnischen Götter“, wobei oft recht abenteuerliche Erklärungen zu Tage kommen; er meint, daß „ohne dies seine Schrift zu trocken und zu wenig interessant werden würde“.

Recht gering ist trotz des gegen Bocks Arbeit stark erweiterten Umfangs die Ausbeute für die Volkskunde: eine vereinzelt Bauernregel (Matthes 159), ein paar Kinderspiele (Drachensteigen lassen 8, Klumpjack 125), einige dürftige Angaben über Festesbräuche (Hochzeit 120; 165, Leichenbegängnis 308, Neujahr 169), etwas reichlicher Mitteilungen aus dem Gebiet des Aberglaubens und der Sage (Mittel gegen Fieber 68, Heilkraft des Osterwassers 176, Johannisbrauch 109, Udebar 7, Unterirdische 283, Wampyr 286, Wehrwolf 295, feuriger Drache 9, Zwölften 315).

Das letzte niederdeutsche Wörterbuch, das auf dem Wortschatz des 18. Jahrh. beruht, ist das *Holsteinische Idiotikon* von Joh. Friedr. Schütze, das in 4 Bänden von 1800 bis 1806 erschien. In zehnjähriger Arbeit beschaffte der Altonaer Kanzleisekretär den umfangreichen Stoff, teils durch eigene Reisen im Lande, teils durch Mitarbeiter, deren Namen er in der Vorrede des 4. Bandes genannt hat. Sie stammen teils aus Holstein (Wilstermarsch, Breez, Barkau, Probstei, Lübeck), teils aus Schleswig (Husum, Eiderstedt, Angeln). Der Titel des Buches ist, wie Schütze sagt, a priori gegeben; Schleswig ist nur in einigen Gebieten stärker berücksichtigt. Außer der Sammlung aus dem Volksmund benutzte Schütze die bekannten Hilfsmittel von Wachter bis Richey, dessen Angaben er oft wörtlich übernimmt; dazu Strodttmann, das *Bremische Wörterbuch*, Dähnert und das kurzgefaßte *Krempers Idiotikon*, das in den Provinzialberichten von 1797 erschienen war. Auch literarische Quellen zog er heran, besonders häufig Laurembergs Scherzgedichte nebst ihrem Anhang, Kachels Satiren, die Dramen des Praetorius, Vossens Idyllen, den Cötiner Kalender, die Beschreibung von Eiderstedt aus dem Jahre 1795 u. a. Für die sachlichen Artikel hat er auch technische Darstellungen benutzt, z. B. Ködings *Allgemeines Wörterbuch der Marine* (1794). — Abweichend vom *Bremischen Wörterbuch*, aber in Übereinstimmung mit Dähnert hat er auf die Etymologie verzichtet, um sich nicht in müßige Spielerei zu verlieren.

Schützes Werk unterscheidet sich von den Vorgängern zunächst durch eine weitgehende Sonderung der Mundarten innerhalb des behandelten Gebiets. Er macht den Versuch, die sprachlichen Eigenarten der einzelnen Gegenden einander gegenüberzustellen und hat manches auf seinen Reisen richtig beobachtet, z. B. die verschiedene Aussprache in Norderdithmarschen und Süderdithmarschen, in der Marsch und auf der Geest. Er hat bei diesen Feststellungen zugleich einen praktischen Zweck im Auge; er möchte, daß das Plattdeutsche reiner und richtiger gesprochen würde (für das beste hält er das in der Gegend von Kiel gesprochene) und die „mit Unrecht vernachlässigte niederdeutsche Sprache wieder zur Büchersprache hinangehoben würde“.

Den größten Fortschritt aber machte Schütze dadurch, daß er zum ersten Male das Gebiet der Volkskunde in sein Werk in ausgedehntem Maße einbezog. Schon der Untertitel deutet es an: Ein Beitrag zur Volksfitten-

geschichte. Sitte und Brauch der von ihm besuchten Gegenden hat er sorgfältig beobachtet und gebucht; in Büchern konnte er davon wenig finden. Seine besondere Aufmerksamkeit schenkte er den im Volke lebenden Reimen und Liedern, deren er eine große Menge zusammengebracht hat, zum Teil sogar mit zahlreichen Varianten; vgl. die Wiegenlieder 1, 177; 297 ff. Wetter- und Bauernregeln hat er erlauscht, Kinderspiele gesehen, Bräuche an festlichen Tagen beobachtet.

Um den Unterschied gegen frühere Werke zu erkennen, braucht man nur etwa den Artikel „Brut“ (61, 161 ff.) mit dem gleichen im Bremischen Wörterbuch zu vergleichen. Stärkste Berücksichtigung findet auch der Aberglaube. Wenn Schütze in seiner Darstellung dieser Dinge oft den moralischen Standpunkt hervorkehrt, sich darüber entrüstet und gelegentlich die Abschaffung eines Brauches fordert, so liegt das in den Anschauungen der Zeit begründet und tut dem Wert seiner Mitteilungen für uns keinen Abbruch. Die vielen wertvollen Angaben, die Schütze aus dem Gebiet der „sachlichen“ Volkskunde macht, werden hier zum erstenmal durch Zeichnungen unterstützt.

Durch die Einbeziehung des volkskundlichen Stoffes nähert sich Schützes Werk als erstes den Anforderungen, die wir heute an ein Wörterbuch stellen.

Ich hoffe gezeigt zu haben, daß sich in unseren älteren niederdeutschen Wörterbüchern eine Entwicklung in aufsteigender Linie verfolgen läßt, die von Richen zu Schütze führt, und wir wollen nicht vergessen, daß wir es jenen fleißigen Sammlern und Bearbeitern verdanken, wenn wir die große Kluft zwischen dem Untergang der niederdeutschen Schriftsprache und der Gegenwart einigermaßen zu überbrücken vermögen.

Der Hase, der Wolf und der Alte

Zum Brauchtum der Erntezeit in Norddeutschland

Von Karl Kaiser.

I.

Richard Wossidlo hat bereits im Jahre 1927 eine Schilderung des Erntebrauchtums in seiner mecklenburgischen Heimat gegeben, wie kein Nachbarland Mecklenburgs sie reichhaltiger, erschöpfender und eindringlicher zur Verfügung hat¹. Mecklenburg hat damit einen großen Vorsprung gewonnen. Wie groß dieser Vorsprung ist, wird besonders in Mecklenburgs östlichem Nachbarlande, in Pommern, sichtbar. In Pommern ist nie der Versuch gemacht worden, das gesamte Erntebrauchtum erschöpfend zu schildern, obwohl das überlieferungsreichere der Erntezeit doch ein Hauptstück des überlieferungsreichen gerade des pommerschen Volkes sein muß. Die pommerschen Ergebnisse der Erhebungen für den „Atlas der deutschen Volkskunde“ haben denn auch bereits gezeigt, daß von einer wirklichen Untersuchung des pommerschen Erntebrauchtums nicht nur eine Fülle von wichtigen Einzelthatfachen, sondern auch wesentliche Einsichten in die Volkskunde Norddeutschlands zu erwarten sind². Aber erst im Jahre 1937 ist es möglich gewesen, in ganz Pommern eine Erhebung einzuleiten, die eine wirkliche Erfassung des gesamten pommerschen Erntebrauchtums verspricht³.

Meine kleine Gabe für den achtzigjährigen Altmeister der Volkskunde Mecklenburgs soll eine erste Probe aus dieser neuen pommerschen Arbeit sein. Es soll einem Teile der Überlieferungen nachgegangen werden, wie sie beim Schluß der Erntearbeit, insbesondere beim Schneiden der letzten Halme und beim Binden der letzten Garbe, lebendig sind. Was die Überlieferungen über das wogende Getreidefeld und beim Schluß des Dreschens sowie die

¹ Richard Wossidlo, *Erntebräuche in Mecklenburg*, Hamburg o. J. (1927).

² Fragebogen 2 (1931) Frage 56 c. — Fragebogen 3 (1932/33) Fragen 147, 148 e. — Fragebogen 4 (1933/34) Frage 200. — Die gesamtdeutschen Ergebnisse der Frage 56 c „Der Name für das Erntefest“ sind jetzt dargestellt: *Atlas der deutschen Volkskunde*, herausgegeben von Heinrich Harmjanz und Erich Röhr, Leipzig, S. Hirzel, Lieferung 4, 1938, Kartenblatt 75—80. — Die pommerschen Ergebnisse der genannten Erhebungen sind teilweise verwertet in folgenden Veröffentlichungen: Karl Kaiser, *Die letzte Garbe*. In: *Unser Pommerland* 20 (1935), S. 209—214. — *Derf., Atlas der Pommerschen Volkskunde*, Greifswald 1936, Kartenblatt III—IV, 12; II, 13; Textband, S. 118—127.

³ Näheres: Karl Kaiser, *Aufgaben der Brauchtumsforschung in Pommern*. In: *Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde* 52 (1938), S. 208—214.

Einzelheiten des Brauchtums nach Beendigung der eigentlichen Erntearbeit angeht, so müssen sie hier beiseite bleiben oder können nur gelegentlich gestreift werden. — Es werden damit Fragen angeschnitten, die zu den schwierigsten und häufigst erörterten der Deutschen Volkskunde gehören. In kaum zu fassender Fülle der Gestaltung sind diese Überlieferungen noch heute im deutschen Volke und bei verwandten germanischen Völkern verbreitet. Meine Aufgabe kann es nicht sein, alle hier anschließenden Fragen auch nur zu berühren, geschweige denn zu entscheiden. Vielmehr soll versucht werden, in der Beschränkung auf bestimmte, wohl erreichbare Ziele einen Beitrag zur Kenntnis des volkstümlichen Überlieferungsgutes beim Ernteschluß im Land an der mittleren Ostsee zu liefern. Vor allem kommt es darauf an, den heute gültigen Tatbestand für den hier ausgewählten Teil des pommerischen Erntebrauches festzustellen. Die Ermittlung früherer Verhältnisse ist zwar schon deshalb eine wichtige und dringliche Aufgabe, weil sich selbst dem oberflächlichen Betrachter zeigt, daß das heutige pommerische Erntebrauchtum aus alterzmäßig verschiedenen Schichten besteht, die es abzudecken gilt. Diese Aufgabe aber hier in Angriff zu nehmen, verbietet sich schon deswegen, weil die Beschaffenheit der dafür verfügbaren Quellen längere Vorarbeiten nötig macht. Zur Feststellung der im wesentlichen der Gegenwart angehörigen Verhältnisse in Pommern gehört es, auch die Verbreitungsfragen zu klären. Hierbei fällt auf die immer wieder hervortretende Volkstumsgrenze Licht, die quer durch Vorpommern läuft und seit mehr als einem Vierteljahrhundert, nach dem Vorgange Robert Holstens¹, meist als eine Landgraben-Zarow-Linie aufgefaßt wird. Im Rahmen einer Volkstumsgeographie Norddeutschlands ist diese Linie zweifellos eine der wichtigsten. Die vorliegende Untersuchung bestätigt, was frühere Untersuchungen bereits andeuten konnten, daß über diese Grenze noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, auch nicht, was die Feststellung ihres Verlaufes in der Gegenwart angeht.

Der Versuch zu einer allgemeinverbindlichen Deutung des Ursprungs der behandelten Überlieferungen, Vorstellungen und Bräuche ist auf Grund eines sachlich so räumlich so beschränkten Untersuchungsmateriales nicht zweckmäßig. Jedoch werden sich Hinweise finden, welche Gesichtspunkte bei künftigen grundsätzlichen Erklärungsversuchen von breiterer Grundlage aus nicht unbeachtet bleiben dürfen. Heute stehen sich die vorgetragenen Erklärungsversuche noch, in Haltung wie Ergebnis unvereinbar, gegenüber. Das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ hat erst vor einem halben Jahrzehnt ohne weiteres Wilhelm Mannhardts „Korndämonen“ wieder aufgenommen², und auf der anderen Seite ist der Versuch gemacht worden, die Gestalten des Überlieferungsgutes der Erntezeit sehr nüchtern als zweckmäßige „Kinderschreuchen“ und „Kinderschrecke“ aufzufassen³.

¹ Vgl. Robert Holsten, Sprachgrenzen im pommerischen Plattdeutsch. Programm Byritz 1913. — Ders., *Coccinella septempunctata* im pommerischen Plattdeutsch. Programm Byritz 1914. — Ders., Sprachgrenzen im pommerischen Plattdeutsch (= Form und Geist 8), Leipzig 1923.

² Richard Weigl, Korndämonen 5 (1932/33), Sp. 249—314.

³ Luz Mackensen, Korndämonen? Tiermetaphern! In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 8 (1933), Heft 4.

II.

Zu Grunde liegen der Darstellung in erster Linie die Ergebnisse der im Jahre 1937 begonnenen Erhebung über das pommerische Erntebrauchtum. Aus mehr als 600 verschiedenen pommerischen Orten — Pommern im Sinne der bis zum 30. September 1938 gültigen Grenzziehung — standen Nachrichten zur Verfügung. Ergänzend treten hinzu die pommerischen Antworten auf die Fragen 147, 148 e und 200 des „Atlas der deutschen Volkskunde“, also Feststellungen etwa aus den Jahren 1932 und 1934. Wenn im folgenden einzelne Angaben auf pommerische Antworten auf Fragen des „Atlas der deutschen Volkskunde“ zurückgehen, so sind sie durch „AdB“ gekennzeichnet. — Aus früherer Zeit sind vor allem die pommerischen Ergebnisse Wilhelm Mannhardts, also Feststellungen, die etwa 70 Jahre alt sind, benutzt. Es ist zu diesem Zweck auf die Schriften Wilhelm Mannhardts zurückgegriffen worden. Richard Weitls Auswertung des Mannhardtmaterials im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“¹ leistete leider nicht die zu erwartenden Hilfsdienste, von allem anderen abgesehen besonders deshalb nicht, weil die zur Veranschaulichung beigegebenen Kartenskizzen mit ihrer großzügigen „Umrißgestaltung“ eine auch nur einigermaßen genaue Erkenntnis des Sachverhaltes erschweren oder unmöglich machen.

III.

Die pommerischen Überlieferungen beim Ernteschluß haben mit den Überlieferungen der Erntezeit in anderen deutschen Landschaften ein Merkmal gemeinsam: in ihrem Mittelpunkt erscheinen bestimmte „Gestalten“, um die sich Redensarten, Vorstellungen und Bräuche der verschiedensten Art schließen. Es gibt menschenartige wie tierartige „Ernteschlußgestalten“. In Pommern ist die Zahl der verschiedenen „Ernteschlußgestalten“, die sich in der lebendigen Überlieferung sicher nachweisen lassen, nicht sehr groß. In der Hauptsache sind es der „Hase“, der „Wolf“ und der „Alte“². Das entspricht im ganzen den Verhältnissen in Mecklenburg, so wie Richard Woffidlo sie geschildert hat. Nur ganz vereinzelt begegnet, vornehmlich im äußersten Ostpommern, der „Ollermann“, und ebenfalls vereinzelt im äußersten Ostpommern finden sich Ernteschlußüberlieferungen vom „Bankert“³. Die „Bankert“-Überlieferungen teilt Ostpommern mit dem deutschen Land an der unteren Weichsel und mit Nordwestdeutschland. Wilhelm Mannhardts Erhebungen geben einen Eindruck davon, was für eine Rolle sie in Deutschland spielen⁴. Auf ihre Rolle in der Überlieferung anderer germanischer Völker fällt durch die neue Darbietung des dänischen Materials durch Hans Gleskilde Licht⁵. „Ollermann“ wie „Bankert“ bleiben wegen ihrer zahlenmäßig geringen Bedeutung im folgenden unbeachtet.

¹ 5 (1932/33), Sp. 249—314. — Vgl. Oswald A. Grich und Richard Weill, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Leipzig 1936, S. 414 f.

² über Hüh, Fuchs, Maus siehe unten S. 101. — über Hund siehe S. 104.

³ Vgl. Atlas der Pommerischen Volkskunde, 1936, Kartenblatt III—IV, 12.

⁴ Siehe Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 5 (1932/33), Sp. 286 ff.

⁵ Hans Gleskilde, Det sidste Neg i dansk Overlevering. In: Fra Dansk Folkemindesamling (= Danmarks Folkeminder 44), Kopenhagen 1938, S. 5—100.

IV.

Betrachtet man nun die pommerischen Überlieferungen vom „Hasen“, vom „Wolf“ und vom „Alten“ zunächst ausschließlich in Bezug auf ihren Inhalt, so ergibt sich: „Hase“, „Wolf“ und „Alter“ spielen nicht die gleichen Rollen. Die auf sie bezüglichen Überlieferungen sind nicht gleichartig und nicht gleich vielartig. Sind z. B. die Überlieferungen vom „Hasen“ verhältnismäßig einseitig, so sind die vom „Wolf“, besonders aber die vom „Alten“ weit vielseitiger und bestimmen das Brauchtum der Erntezeit in seinen wesentlichsten Teilen. Dies soll durch eine kurze Beschreibung der pommerischen Überlieferungen vom „Hasen“, vom „Wolf“ und vom „Alten“ gezeigt werden.

1. Wenn das Feld fast abgemäht ist, gibt es herkömmliche Redensarten über die letzten Halme:

- doae sitt de Hoas in (Paszig auf Rügen),
- doae sitt Hoas in (Stöckow bei Kolberg),
- doa sitt de Hoas in (Gandelin bei Kolberg),
- doa sitt Hoos inn (Blözig, Kreis Rummelsburg),
- dor sitt 'n Hoas in (Strippow, Kreis Anklam),
- in de Eck mütt de Has sitten (Blumenthal, Kreis Uckermünde, AbB),
- paßt uppe Hoasen, hier mutt hei noch sitte (Grävenhagen, Kreis Naugard, AbB),
- hier sitt de Hoos e (Reckow auf Wollin),
- da sitzt der Hase drin, paß up (Wünnemitz auf Grifstow),
- paß up, daue sitt e Haus e (Woedtfke, Kreis Greifenberg),
- do sitt de Hos e (Külz, Kreis Naugard),
- do sitt de Hos drin (Warsow bei Stettin),
- dor sitt de Haos drin (Colbitzow bei Stettin),
- do sitt de Has in; nu kümmt de Has rut (Alt-Zarrendorf bei Stralsund),
- doa kümmt de Hoas rut (Mützenow, Kreis Stolp),
- nu möt dei Has rut (Horst, Kreis Grimmen),
- paßt ower up, nu kümmt Hos ower rut (Zoldekow, Kreis Cammin),
- paßt up, nu kümmt de Hoas rute (Ganzkow bei Kolberg),
- daua kümmt dei Hoas rute (Degow bei Kolberg),
- paßt gaut up, nu löppt Hos ruter (Rowanz, Kreis Kolberg-Körbin),
- paß up, nu kümmt de Hoas (Heinrichswalde, Kreis Uckermünde),
- da sitt dei Haas drin! paß up, dat hei nich weglöppt! hest du Sult hi di? (Ratschow auf Usedom),
- do sitt de Hos drin; die letzten Halme vorsichtig mähen, damit dem Hasen nicht die Beine abgeschnitten werden (Rowen, Kr. Stolp),
- nu paßt up, nu kümmt de Hos; dei letzte Maige friggt den Hos (Ducherow bei Anklam).

Das ist das durchschnittliche Gesicht der pommerischen Ernteschlußüberlieferungen vom „Hasen“, so wie sie heute lebendig sind. Es ist nichts davon zu merken, daß auch beim Binden der letzten Garbe vom „Hasen“ die Rede ist. Nur ein einziges Mal ist aus einem pommerischen Ort (Vietskow, Kreis Stolp, AbB) mitgeteilt, daß die letzte Garbe „Hoas“ heißt. Hierfür hat sich nirgends in der lebendigen pommerischen Überlieferung eine Bestätigung gefunden.

Auch Wossido berichtet nichts ähnliches. Es kann danach geradezu als das kennzeichnende Merkmal der heutigen pommerschen Überlieferungen vom „Hasen“ bezeichnet werden, daß diese ausschließlich in Redensarten beim Schneiden der letzten Halme bestehen. Nirgends bilden sie den Mittelpunkt von festgeprägtem Brauchtum.

Die so beschaffenen Überlieferungen vom „Hasen“ treten vereinzelt auch beim Schluß der Kartoffelernte auf:

Beim Aushacken der letzten Staupe haut man den Hasen tot (Neuhof bei Leba),

In der letzten Kartoffelstaupe sitzt ein Hase (Friedrichshagen, Kreis Uckermünde),

In den letzten Kartoffeln sitzt gewiß ein Hase (Rothemühl, Kreis Uckermünde),

Wer die Kartoffeln der letzten Staupe auffammelt, hat den Hasen (Groß-Machmin, Kreis Stolp).

Oder schließlich auch beim Flachsrupfen:

Schnell pflücken, auf dem Ende sitzt der Hase (Baumgarten, Kreis Dramburg).

Wer unbefangen an diese Zeugnisse der lebendigen pommerschen Überlieferung von heute herantritt und von allen wissenschaftlichen Erörterungen über den „Hasen“ unberührt geblieben ist, kann wegen der Erklärung dieser „Hasen“-Überlieferungen nicht verlegen sein. Sie begreifen sich mühelos aus der jederzeit erlebbaren Wirklichkeit heraus, daß ein Hase tatsächlich in den letzten Halmen sitzt. Man kann die Gesamtheit der heute lebendigen pommerschen Überlieferungen vom „Hasen“ beim Ernteschluß geradezu als Niederschlag der erlebbaren und erlebten Wirklichkeit bezeichnen. Das berührt in keiner Weise die Frage, wie über die Gesamtheit der „Hasen“-Überlieferungen des deutschen Volkes und der germanischen Völker geurteilt werden muß, und entscheidet auch nicht die andere Frage, welches der Ursprung der Redensarten vom „Hasen“ tatsächlich ist. Es ist lediglich eine einfache Tatsachenfeststellung in Bezug auf das heutige Pommern, und man muß darauf achten, wie wirklichkeitsstreu der Volksmund hier ist.

Der „Hase“ ist denn auch nicht das einzige „wirkliche“ Tier, von dem beim Schneiden der letzten Halme die Rede ist. Gelegentlich begegnen auch ähnliche Redensarten vom „Reh“ (Zimmerhausen, Kreis Regenwalde — Mülzelburg, Kreis Uckermünde — Kriewitz, Kreis Rügen), vom „Fuchs“ (Wölchow, Kreis Demmin — Bessin auf Rügen — Wildenbruch, Kreis Greifenhagen) oder von der „Maus“ (Walsleben, Kreis Rügen).

2. Ein viel hunteres Bild zeigen in Pommern die Überlieferungen vom „Wolf“. Sie haben inhaltlich einen größeren Umfang als die besprochenen Redensarten vom „Hasen“, wie sie beim Schneiden der letzten Halme üblich sind, sie sind von diesen wesentlich verschieden.

Es gibt zwar auch Redensarten vom „Wolf“ beim Schneiden der letzten Halme:

1. Aufpassen, der Kornwolf kommt (Barth, UdW),
2. Paß auf, jetzt kommt der Wolf (Damgarten),
3. Dor sitt de Wulf in (Buchholz, Kreis Franzburg-Barth),

4. Das ist der Wolf (Philippshof, Kreis Demmin),
5. Dor sitt dei Wulf in (Gützkow),
6. Wer die lekten Halme mäht, bekommt den Wolf (Breesf, Kreis Demmin).

Sie sind aber, verglichen mit denen vom Hasen, auffallend selten bezeugt, und mindestens zwei der bezeugten Fälle (2 und 3) sind für die heutige Überlieferung zweifelhaft. Die pommerischen „Wolf“-Überlieferungen haben nicht hier, sondern an einer ganz anderen Stelle ihr Schwergewicht, nämlich beim Binden der lekten Garbe.

Wer die letzte Garbe bindet, von dem heißt es:

- „Er hat den Wolf“ (Rügen: Dreeschwitz; Kreis Franzburg-Barth: Flemendorf, Kamitz, Wolfshagen, Buchholz; Kreis Grimmen: Boggendorf; Kreis Demmin: Glendelin, Philippshof, Hohenbüßow, Tützpaß, Buchar),
- „Hei hett 'n Wulf“ (Alt-Zarendorf bei Stralsund),
- „Hei hett den Wulf“ (Elmenhorst, Kreis Grimmen),
- „Dei hett 'n Wulf“ (Stoltenhagen, Kreis Grimmen, AdB),
- „Hei hett den Wulf“ (Griebenow, Kreis Grimmen).

Oder:

- „Er hat den Wolf gebunden“ (Zarmen),
- „Dei bindt den Wulf in“ (Gützkow).

Oder:

- „He friggt den Wulf“ (Bessin auf Rügen),
- „Hei hett den 'n Wulf krägen“ (Bussin bei Belgast),
- „Dei hett den Wulf krägen“ (Grammentin, Kreis Demmin),
- „Dei friggt denn Wulf“ (Buchholz, Kreis Franzburg-Barth, AdB),
- „Der bekommt den ‚Wulf““ (Sanzkow, Kreis Demmin, AdB),
- „Du friggst den Wulf“ (Bartow, Kreis Demmin, AdB).

Oder:

- „Den Lekten bitt de Wulf“ (Razig auf Rügen, Bessin auf Rügen),
- „Den bitt de Wulf“ (Moltzahn, Kreis Demmin),
- „Denn' bitt dei Wulf“ (Bussin bei Belgast, AdB),
- „Den heißt der Wolf“ (Loiß, AdB; Wildberg, Kreis Demmin, AdB).

Oder:

- Wer die letzte Garbe bindet, ist Roggenwolf (Zirkow auf Rügen, AdB), — ist Rochwulf (Tribohm, Kreis Franzburg-Barth), — wird Roggenwolf, Haferwolf usw. (Sanzkow, Kreis Demmin).

Oder:

- „Die letzte Garbe ist der Wolf“ (Bessin auf Rügen, AdB).

Daß die letzte Garbe die Bezeichnung „Wolf“ trägt, ist im übrigen bereits durch die Fragebogen des „Atlas der deutschen Volkskunde“ festgestellt worden¹.

Dies alles sind nicht bloße herkömmliche Redeweisen. Die letzte Garbe will niemand haben: es ist der „Wolf“ (Bessin auf Rügen, AdB). Keiner will den „Wulf“ binden (Griebenow, Kreis Grimmen, AdB). Man scheut sich

¹ Vgl. Unser Pommerland 20 (1935), S. 211. — Atlas der Pommerischen Volkskunde, 1936, Textband, S. 119.

davor, die letzte Garbe, den „Wolf“, zu binden (Gützkow). Niemand will die letzte Garbe binden. Denn wer den „Wolf“ kriegt, wird gefoppt (Bussin bei Belgast), wird ausgelacht (Buchholz, Kreis Franzburg-Barth; Griebenow, Kreis Grimmen), wird gehänselt und muß einen ausgeben (Elmenhorst, Kreis Grimmen).

Der „Wolf“ ist außerdem auch in Pommern Gegenstand eines festgeprägten Brauches beim Schluß der Erntearbeit auf dem Felde. Die pommerschen Zeugnisse dafür sind allerdings nicht zahlreich und im einzelnen auch so beschaffen, daß es kaum möglich ist, die Züge dieses Brauches genau nachzuzeichnen:

Die letzte Garbe wird zweimal gebunden und heißt „Wolf“ (Buschmühl, Kreis Demmin),

Früher war es Sitte, eine kleine Garbe als „Wolf“, eine große als „Austgarbe“ zu binden (Mitzow, Kreis Grimmen, AdB),

Es gibt ein Gebinde aus Stroh, namens „Wolf“ (Boggendorf, Kreis Grimmen),

Ein menschengestaltiges Gebinde führt den Namen „Wolf“ (Kamitz, Kreis Franzburg-Barth),

Ein Gebilde aus mehreren Garben, die mit einem Strick umwickelt sind, bleibt auf dem Felde stehen; es heißt „Wolf“ (Boothagen, Kreis Grimmen),

Den „Wulf“ setzt man auf die letzte Hocke (Griebenow, Kreis Grimmen, AdB),

Früher wurde eine Puppe („Wolf“) gebunden und auf die Hocke gestellt (Philippshof, Kreis Demmin, AdB),

Auf dem letzten Fuder wird eine Puppe aufgestellt; diese heißt „Wulf“ (Sanzkow, Kreis Demmin),

Zwei Garben werden zu einer wolfsähnlichen Gestalt gebunden und aufs letzte Fuder gegeben; dort wird der Wolf hingestellt und manchmal noch mit bunten Bändern geschmückt (Molkahn, Kreis Demmin),

Vor dem Kriege wurde beim Erntefest eine Figur aus Stroh verbrannt, genannt „de Kurnwulf“ (Semlow, Kreis Franzburg-Barth).

Das Bild des Brauches, wie es sich aus diesen dürftigen Nachrichten ergibt, ist demnach etwa folgendes: der „Wolf“ ist eine Garbe, die zweimal gebunden ist, oder es ist eine (menschengestaltige) Puppe, die auf die Hocke gesetzt bzw. auf dem letzten Fuder eingefahren wird. Sichere Nachrichten darüber, daß dieser „Wolf“ dann auf dem Hofe im Mittelpunkt von bestimmten Bräuchen steht, etwa unter Aussagen eines Gedichtes überreicht wird, liegen aus der Gegenwart nicht vor. In den Hauptzügen besteht zwischen diesen pommerschen Nachrichten und dem Wilde, das Wossidlo von den entsprechenden mecklenburgischen „Wolf“-Überlieferungen gegeben hat, Übereinstimmung.

Vorstehende Angaben zeigen, wie völlig verschieden die pommerschen „Wolf“-Überlieferungen und die pommerschen Redensarten vom „Hasen“ sind. Sie überkreuzen sich zwar in den Redensarten beim Schneiden der letz-

ten Halme. Während diese aber die „Hasen“-überlieferungen ausmachen, sind sie für die „Wolf“-überlieferungen erst ein Auftakt. Die Überlieferungen vom „Wolf“ ranken sich vor allem um die letzte Garbe und um das Binden der letzten Garbe. Außerdem sind wenigstens deutliche Spuren eines ausgeprägten Brauchtums um den „Wolf“ vorhanden, während solches Brauchtum um den „Hasen“ in Pommern unvorstellbar ist. In allen wesentlichen Zügen stimmt das pommersche Bild mit dem mecklenburgischen Wolfslöslos überein. Wie neben dem „Hasen“, freilich ganz vereinzelt, „Reh“, „Fuchs“, „Maus“ auftreten, so tritt in Pommern auch neben dem „Wolf“ in einer diesem ähnlichen Rolle hier und da noch ein anderes Tier auf, der „Hund“. In Paszig auf Rügen heißt es beim Binden der letzten Garbe nicht nur „Den Letzten bitt de Wulf“, sondern auch „Den Letzten biten die Hunn“, und aus Christinenberg (Kreis Naugard) wird bezeugt, daß es vom Binder der letzten Garbe heißt „Der hat den Hund“. Wenn es schließlich noch eines weiteren Beweises bedürfte, daß die pommerschen „Wolf“-überlieferungen einen ganz anderen Bereich haben als die fest an das Schneiden der letzten Halme gebundenen Redensarten vom „Hasen“, so bietet sich dieser, wenn die Aufmerksamkeit noch über den eigentlichen Ernteschluß hinaus und auf den Getreidedrusch gelenkt wird. Auch beim Getreidedrusch spielen in Pommern „Wolf“-überlieferungen eine Rolle. Selbst noch bei den Erhebungen für den „Atlas der deutschen Volkskunde“ (1933/34) sind Zeugnisse aus elf pommerschen Orten dafür zusammengekommen:

- „Wulf“ heißt, wer den letzten Schlag tut (Redebas, Kreis Franzburg-Barth),
- Hei hett den Roggenwulf dotschlagen (Semlow, Kreis Franzburg-Barth),
- Hei sleiht denn' Wulf dot (Gremersdorf bei Grimmen),
- Er hat den Wolf (Kreis Demmin: Gnevezow, Welkin),
- Der hat den Wolf und muß einen Liter Schnaps ausgeben (Schönfeld, Kreis Demmin),
- Du hast den Wolf (Keffenbrink, Kreis Grimmen),
- Du friggst den Wulf (Zarnefow, Kreis Grimmen) usw.

Erwies sich die erlebbare Wirklichkeit als mögliche Grundlage der heutigen pommerschen Redensarten vom „Hasen“, so trifft dies für die „Wolf“-überlieferungen — es ist überflüssig es zu sagen — nicht zu.

Woll deutlich wird die Eigenart der pommerschen Redensarten vom „Hasen“ wie der pommerschen „Wolf“-überlieferungen aber erst in dem Augenblick, wo ihnen die reich entwickelten pommerschen „Alten“-überlieferungen an die Seite gestellt werden.

3. Weit aus die meisten Nachrichten von volkstümlichem Überlieferungsgut beim Ernteschluß in Pommern sind Zeugnisse von „Alten“-Überlieferungen. Aber die „Alten“-Überlieferungen übertreffen nicht nur rein zahlenmäßig, sondern auch an Gewicht und in Bezug auf die Breite ihrer Ausprägung bei weitem die Gruppe der „Wolf“-überlieferungen, von den Redensarten über den „Hasen“ ganz zu schweigen. Sie haben die größte Spannweite. Sie kennzeichnen die Zeit des Ernteschlusses auf dem Felde wie auf dem Hofe und begegnen dann auch wieder beim Getreidedrusch. Wenn es nur auf die Herausstellung des einfachen heutigen Tatsachenbestandes an-

kommt und die Frage nach dem ursprünglichen Zusammenhang ganz beiseite bleibt, so sind es in Pommern allein die „Alten“-Überlieferungen, die sozusagen auf einer „Vollstufe“ stehen. Es muß einer an anderer Stelle erscheinenden Untersuchung überlassen bleiben, das ganze Bild des „Alten“ in der pommerschen Volksüberlieferung so lebensvoll als möglich nach den Tatsachen zu zeichnen¹. Hier muß es genügen, wenn der große Bereich der „Alten“-Überlieferung andeutend abgesteckt und der scharfe Unterschied zwischen ihm und dem der „Wolf“-Überlieferungen und erst recht der Redensarten vom „Hasen“ hervorgehoben wird.

Auftakt dieses großen Bereiches sind Redensarten beim Schneiden der letzten Halme. „Der Alte wird geschnitten“; „Wer das Letzte mäht, hat den Alten gefangen“; „Der Alte ist abgemäht“; „Hei hett den Alten frägen“; „Er hat den Alten gemäht“. Das sind kennzeichnende Beispiele. Es zeigt sich, daß die Redensarten vom „Alten“ im Durchschnitt anders sind als die vom „Hasen“, denen regelmäßig die ausgesprochene Vorstellung zu Grunde liegt, daß der „Hase“ in den letzten Halmen verborgen ist.

Der zweite Kreis der pommerschen „Alten“-Überlieferungen schließt sich um die letzte Garbe. Die letzte Garbe heißt „Alter“². Wer sie bindet, hat den „Alten“. Solche Überlieferungen gibt es vom „Hasen“ nicht. Von den „Wolf“-Überlieferungen sind sie heute das Hauptstück. Am weitaus reichsten sind sie aber für den „Alten“ bezeugt. Jedoch der in die Augen fallende Hauptteil der pommerschen „Alten“-Überlieferungen scheinen auch sie noch nicht zu sein.

Der dritte Kreis der pommerschen „Alten“-Überlieferungen ist fester Brauch. Eine mannsgestaltige Puppe, der „Alte“, wird gebunden. Sie wird nach Beendigung des (Roggen-)Schnittes oder mit dem letzten Fuder auf den Hof gebracht und dem Besitzer überreicht. Sehr oft vollzieht sich die Überreichung unter Beachtung bestimmter, herkömmlicher Formen, und ein „Altengedicht“ wird aufgesagt. In einer auch heute noch großen Zahl pommerscher Dörfer findet anschließend, also im Sommer, ein Altensfest (Allebeier, Alleköst) statt, dem dann erst im Herbst das große Erntefest (Luftbier, Luftköst, Kranzbier, Kranzköst) folgt³. Die Verbindungsfäden, die zweifellos zwischen dem festen sommerlichen „Altenbrauch“ mit „Altensfest“ und dem Erntefest im Herbst mit Überreichen der Erntekrone an den Besitzer laufen, können hier nicht weiterverfolgt werden.

Wollte man noch auf die Überlieferungen beim Getreidedruch eingehen, so schloße sich damit ein vierter Kreis der pommerschen „Alten“-Überlieferungen an.

Das ist hier notgedrungen nur ein trockenes Schema. Aber auch dies wird genügen, um zu veranschaulichen, wie eigenartig die Stellung und wie

¹ Diese Untersuchung wird von Dora Lämke unter dem Titel „Der Alte in Pommern“ in der 1939 erscheinenden Sammelschrift „Beiträge zur Volkskunde Pommerns“ (= Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs für Pommern, Band 8) veröffentlicht.

² Vgl. Unser Pommernland 20 (1935), S. 211. — Atlas der Pommerschen Volkskunde, 1936, Textband, S. 119.

³ Vgl. Atlas der deutschen Volkskunde, herausgegeben von Heinrich Harnjanz und Erich Köhr, Lieferung 4, 1938, Kartenblatt 76—80. — Atlas der Pommerschen Volkskunde, 1936, Kartenblatt II, 13, Textband, S. 122—127.

groß die Reichweite der pommerschen „Alten“-Überlieferungen ist, wenn man sie mit denen vom „Wolf“ oder gar mit denen vom „Hasen“ vergleicht. Über die Redensarten vom „Hasen“ braucht gar kein Wort verloren zu werden. Aber auch die „Wolf“-Überlieferungen, so wie sie heute faßbar sind, erscheinen neben denen vom „Alten“ noch knapp und eng. Was die heutigen pommerschen „Alten“-Überlieferungen vor allem anderen kennzeichnet, ist ihre große Bedeutung für das feste Brauchtum der ganzen Erntezeit. Die Überlieferungen vom „Wolf“ sind daneben nur wie schwache Spuren. Es liegt mindestens ein sehr starker Gradunterschied vor. Der „Alte“, die auf mannigfache Weise gebundene und geschmückte Puppe, die nach herkömmlichen, brauchmäßigen Regeln vom Felde eingebracht und dem Besitzer überreicht wird, ist wie ein treffendes und anschauliches Sinnbild von der Erntezeit in sehr großen Teilen Pommerns. In keinem solchen Sinnbild lassen sich die pommerschen „Wolf“-Überlieferungen zusammenraffen.

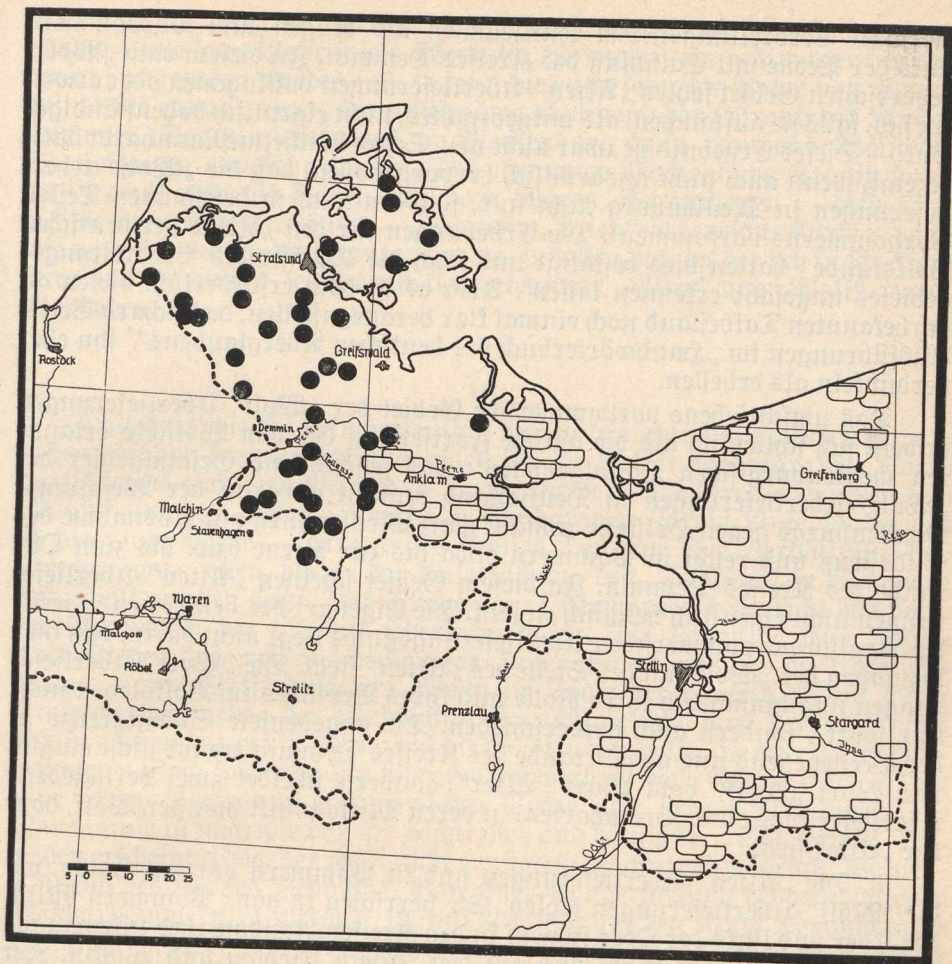
Dieser Entwurf zu einem Bilde des pommerschen „Alten“ muß zunächst einmal auf Treu und Glauben hingenommen werden. Es ist eine hier nicht mehr lösbare Aufgabe für sich, das Bild im einzelnen auszuführen und auch auf alle die Fragen eine Antwort zu finden, die offen geblieben sind. Das ist vor allem anderen die Frage nach den Werdenstufen unseres gesamten Erntebrauchtums bis zum großen Erntefest hin.

V.

Wer der Darstellung bis dahin aufmerksam gefolgt ist und auch die einzelnen beigebrachten Zeugnisse auf sich wirken ließ, muß bemerkt haben, daß die Schilderung der Ernteschlußüberlieferungen nicht allein auf den Überlieferungsinhalt achten darf. Die Frage nach den Verbreitungsverhältnissen drängt sich auf. Sie drängt sich in Pommern nicht weniger auf als in Mecklenburg, wo Richard Wossidlo schon 1927 kurz auf sie eingegangen ist. Die Erörterung der Verbreitungsverhältnisse trägt dazu bei, Hasen, Wolf und Alten noch schärfer gegeneinander abzusetzen als dies allein auf Grund des Überlieferungsinhaltes möglich ist.

1. Die Zeugnisse vom „Hasen“ stammen aus ganz Pommern und sind so über das Land verstreut, daß keinerlei geschlossene Verbreitungsgebiete erkannt werden können. Das ist nicht überraschend, sondern nur eine Bestätigung dafür, daß die Redensarten vom „Hasen“ beim Schneiden der letzten Halme nichts als die Wirklichkeit spiegeln, eine Wirklichkeit, die in ganz Pommern vorliegt. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß die Redensarten vom „Hasen“ auf einer ganz anderen Stufe stehen als die Überlieferungen vom „Wolf“ und vom „Alten“, so ist er dadurch gegeben, daß die Redensarten vom „Hasen“ überall zu finden oder doch möglich sind, während die Überlieferungen vom „Wolf“ und die vom „Alten“ an ganz bestimmte Verbreitungsgebiete gebunden sind, deren Umrisse selbst heute noch überraschend klar zu Tage treten.

2. Die „Wolf“-Überlieferungen sind in bestimmten Teilen Vorpommerns zu Hause: auf Rügen, in den Kreisen Franzburg-Barth und Grimmen, gelegentlich im Kreise Greifswald und dann deutlich südlich der Peene im Kreise Demmin (vgl. Karte 1). Die genaue Abgrenzung dieses „Wolf“-Gebietes ist insofern schwierig, als es Mühe macht, von den tatsächlichen



Karte 1: Überlieferungen vom „Wolf“ und vom „Alten“
 in westlichen Pommern.
 Dargestellt auf Grund von Erhebungen des Volkswissenschaftlichen Archivs
 für Pommern in den Jahren 1937 und 1938.

- Überlieferungen vom „Wolf“.
- Überlieferungen vom „Alten“.

Verhältnissen im Kreise Greifswald ein klares Bild zu erhalten. Sedenfalls fehlen die „Wolf“-Überlieferungen bereits in den unmittelbar angrenzenden Kreisen Anklam und Usedom-Wollin völlig und erst recht im gesamten übrigen Pommern.

Die „Wolf“-Überlieferungen sind also vorpommersch. Ihre Südostgrenze ist keineswegs die Landgraben-Zarow-Linie. Über läßt sich ihr pom-

mersches Verbreitungsgebiet kennzeichnen als Rügen und Vorpommern links der Peene mit Einschluß des Kreises Demmin. In diesem vom „Wolf“ beherrschten Gebiet fehlen „Alten“-Überlieferungen vollkommen oder erweisen sich, falls sie auftauchen, als mitgebrachtes, nicht eigentlich bodenständiges Gut. — Dieses Ergebnis ist zwar nicht neu. Schon Wilhelm Mannhardt hatte gezeigt, wenn auch nicht ausdrücklich hervorgehoben, daß die „Wolf“-Überlieferungen in Mecklenburg nicht nur, sondern auch in bestimmten Teilen Vorpommerns vorkommen¹. Die Erhebungen für den „Atlas der deutschen Volkskunde“ hatten dies bestätigt und auch die Umrisse des Verbreitungsgebietes ungefähr erkennen lassen². Aber es ist doch erforderlich, diesen an sich bekannten Tatbestand noch einmal klar herauszustellen, da Richard Weitls Ausführungen im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“³ ihn eher verdunkeln als erhellen.

Das umschriebene vorpommersche Gebiet der „Wolf“-Überlieferungen erweist sich schließlich als die östliche Fortsetzung des von Wossidlo erkannten mecklenburgischen Hauptgebietes⁴: das geschlossene Gesamtgebiet der „Wolf“-Überlieferungen in Deutschland beginnt etwa an der Westgrenze Mecklenburgs gegen Holstein, umfaßt ganz Mecklenburg mit Ausnahme des Südostens und reicht in Pommern etwa bis zur Peene bzw. bis zum Ostende des Kreises Demmin. In diesem Gebiet scheinen „Alten“-Überlieferungen nicht eigentlich heimisch zu sein. Die Eigenart des besprochenen mecklenburgisch-vorpommerschen Überlieferungsgutes liegt nicht darin, daß hier sozusagen der „Wolf“ an der Stelle des „Alten“ steht. Die „Wolf“-Überlieferungen sind hinsichtlich ihrer Rolle und ihres Bereiches im Volksleben nicht nur wort-, sondern auch artverschieden. Die angedeutete Südostgrenze in der Peenegegend und am Ostrande des Kreises Demmin trennt nicht einfach das Wort „Wolf“ vom Wort „Alte“, sondern scheidet zwei verschiedene Überlieferungs- und Braucharten, in deren Mittelpunkt hier der Wolf, dort der „Alte“ steht.

3. Die „Alten“-Überlieferungen sind in Pommern dort zu Hause, wo die „Wolf“-Überlieferungen fehlen. Sie herrschen in ganz Pommern östlich der Oder und links der Oder sowohl in den Kreisen Randow und Uckermünde als auch im Kreise Anklam und auf den Inseln Usedom und Wollin. Im Kreise Demmin, in Neuvorpommern und auf Rügen fehlen sie. „Wolf“ und „Alte“ schließen sich heute in Pommern räumlich aus. Dabei scheint freilich der „Alte“ eine gewisse Stoßkraft auch in das vom „Wolf“ beherrschte Gebiet hinein zu besitzen. Das entspricht der auch sonst beobachteten Stoßkraft des in der Gegend der unteren Oder beheimateten Volksgutes. Einfallstor der „Alten“-Überlieferungen im nördlichen Vorpommern ist wohl vor allem der Kreis Greifswald. Eine genauere Untersuchung der pommerschen „Alten“-Überlieferungen wird zu zeigen haben, ob die „Alten“-Überlieferungen in ganz Pommern gleich stark und breit entfaltet sind oder ob sie gegen die Peene zu nicht anders, „schwächer“ — das heißt nicht ohne weiteres „sel-

¹ Vgl. Wilhelm Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund, 2. Aufl., Danzig 1866, S. 33 ff.

² Vgl. Atlas der Pommerschen Volkskunde, 1936, Kartenblatt III—IV, 12.

³ Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 5 (1932/33), Sp. 297.

⁴ Richard Wossidlo, Erntebrauch in Mecklenburg, 1927, S. 32 f.

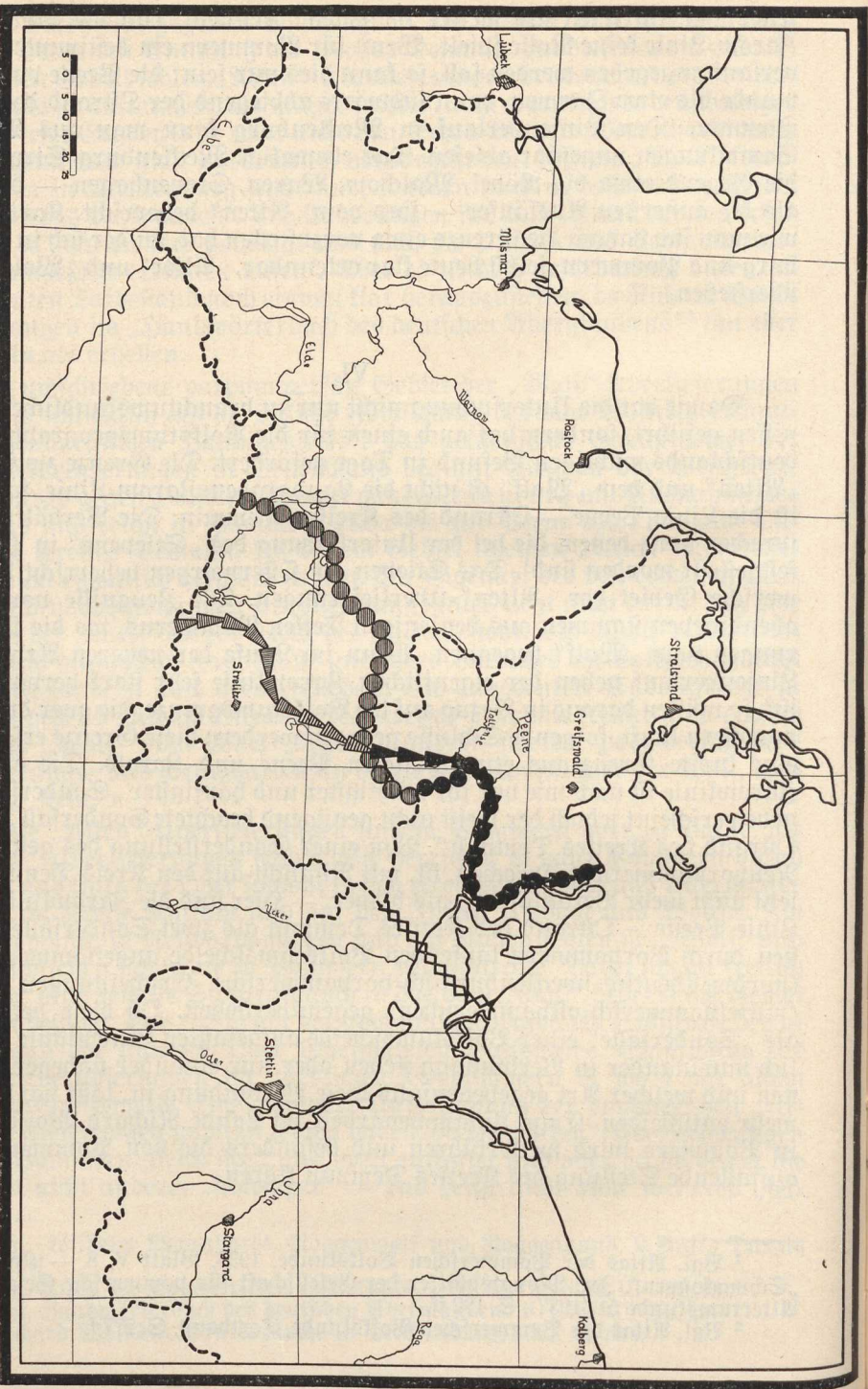
tener“ — auftreten als weiter im Osten. Feststeht, daß die Landgraben-Zarow-Linie keine Rolle spielt. Wenn für Pommern ein bestimmter Linienverlauf angegeben werden soll, so kann dies nur sein: die Beene von Beene-
münde bis etwa Jarmen, dann südwärts abbiegend der Ostrand des Kreises
Demmin. Den Linienverlauf in Mecklenburg kann man aus Wossidlos
Sammlungen ungefähr ablesen. Das ehemalige Mecklenburg-Strelitz sowie
die Gegend etwa bis Röbel, Malchow, Waren, Stavenhagen — diese Orte
als die äußersten Ausläufer — sind vom „Alten“ beherrscht. Karte 2 zeigt,
wie man sich danach die Grenze etwa vorzustellen hat, an der sich in Mecklen-
burg und Pommern, selbst heute klar erkennbar, „Alten“ und „Wolf“ gegen-
überstehen.

VI.

Damit hat die Untersuchung nicht nur zu brauchtskundlichen Ergeb-
nissen geführt, sondern hat auch einen für die Volksstumsgeographie Nord-
deutschlands wichtigen Befund zu Tage gefördert. Die Grenze zwischen dem
„Alten“ und dem „Wolf“ ist nicht die Landgraben-Zarow-Linie, sondern es
ist die Linie Beene — Ostrand des Kreises Demmin. Die Verhältnisse ent-
sprechen ganz denen, die bei der Untersuchung des „Stiepens“ in Pommern
festgestellt worden sind¹. Das Stiepen am Ostermorgen beherrscht das pom-
merische Gebiet der „Alten“-Überlieferungen. Die Zeugnisse vom Fastel-
abendstiepen stammen aus denjenigen Teilen Pommerns, wo die Überliefe-
rungen vom „Wolf“ begegnen. Wenn im Laufe der neueren Arbeit dieser
Linienverlauf neben der eigentlichen Zarowlinie sehr stark hervorgetreten
ist², so müssen daraus in Bezug auf die Volksstums-grenze, die quer durch Vor-
pommern läuft, folgende Schlüsse gezogen werden: diese Grenze erscheint als
eine breite Grenzzone etwa zwischen Beene und Zarow. Die eigentliche
Zarowlinie ist nach wie vor ihr wichtigster und häufigster „Sonderfall“. Da-
neben erscheint jedoch der meist nicht genügend beachtete Sonderfall „Beene-
Ostrand des Kreises Demmin“. Von einer Sonderstellung des geschlossenen
Neuvorpommern zu sprechen, ist, mit Rücksicht auf den Kreis Demmin, auch
jetzt nicht mehr Veranlassung als bisher. — Hier sind die Zarowlinie und die
Linie Beene — Ostrand des Kreises Demmin als zwei Sonderfälle der gro-
ßen durch Vorpommern laufenden Volksstums-scheide angenommen, an der
(nordwestdeutsch-)mecklenburgisch-vorpommerische Erscheinungen anderen
(mittelpommerisch-ostpommerischen) gegenüberstehen. Ob diese beiden, hier
als „Sonderfälle“ einer Volksstums-scheide aufgefaßten Linienläufe geschicht-
lich miteinander in Verbindung stehen oder nur einander nahegerückt schei-
nen und welcher Art gegebenenfalls diese Verbindung ist, läßt sich hier nicht
mehr entscheiden. Enge Zusammenarbeit im Lande Richard Wossidlos und
in Pommern wird weiterführen und besonders die von Pommern aus so
auffallende Stellung des Kreises Demmin klären.

¹ Vgl. Atlas der Pommerschen Volkskunde, 1936, Blatt V, 8. — Karl Kaiser,
„Schmackoftern“. In: Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und
Alttertumskunde 51 (1937), S. 192 ff.

² Vgl. Atlas der Pommerschen Volkskunde, Textband, S. 277 f.



Karte 2: Der "Mittelniederländer" und das "Stieber" in Mecklenburg und Pommern.
 Ungefähre Verbreitung auf Grund der Veröffentlichungen Richard Hoffhals und der Untersuchungen des Verf. für Sommer.

Ungefähre Nordwestgrenze der
 Überlieferungen vom "Mittelniederländer"
 in Sommer.

Ungefähre Nordwestgrenze der
 Überlieferungen vom "Stieber"
 in Mecklenburg (nach Hoffhals) am
 Ostermorgen in Mecklenburg (nach Hoffhals).

Ungefähre Nordwestgrenze der
 Überlieferungen vom "Mittelniederländer"
 in Mecklenburg (nach Hoffhals).

Ungefähre Nordwestgrenze des
 "Stiebers" am Ostermorgen in
 Sommer. Die Danziggraben-Garow-Linie
 nach Robert Golfin.

VII.

Ist nun der „Vorsprung“ Mecklenburgs, wenigstens für den hier herausgegriffenen Teil des Überlieferungsgutes der Erntezeit in Pommern, aufgeholt? Doch nur in einem bestimmten beschränkten Sinne. Es sind die größten und am leichtesten faßbaren Umrisse der Redensarten vom „Hasen“ und der Überlieferungen vom „Wolf“ und vom „Alten“ geklärt. Noch aber fehlt jene Klarheit auch der feinen Ausprägungen der Überlieferung, die allein erst es gestattet, daß ein lebendiges Bild von deutschem Brauchtum gegeben wird. Viele Fragen, die sich unabweisbar aufdrängen, stehen offen. Es besteht z. B. keine Klarheit darüber, ob es in Pommern neben dem „Alten“ auch greifbare Überlieferungen von der „Alten“ gibt, und auch keine Klarheit in Bezug darauf, wie der Mäher und seine Binderin Gegenstand der Überlieferungen um die letzte Garbe sind. Hier wirkt es sich aus, daß fast ausschließlich die Ergebnisse von Fragebogenerhebungen auch dieser pommerschen Untersuchung zu Grunde liegen. Wir werden die auf diese Weise geleistete und noch zu leistende Arbeit nicht gering achten, aber durch sie doch auch auf die Erfordernisse künftiger Arbeit aufmerksam. Kein Einzelner wird allein die Aufgabe bewältigen können, in einem großen Lande wie Pommern die Volksüberlieferung eindringlich zu beobachten und aufzuzeichnen. Aber Hunderte von Mitarbeitern, denen Fragebogenformulare zum Ausfüllen vorgelegt werden müssen, werden es auch nicht können, weil kein Fragebogen dem lebendigen Reichtum der deutschen Volksüberlieferung wirklich Rechnung zu tragen vermag. Wenn jedoch eine beschränkte Anzahl von Männern im ganzen Lande ihre Kräfte in den Dienst der volkskundlichen Wissenschaft stellen und mit lebensvollen, unmittelbaren und genauen Aufzeichnungen und Schilderungen das Brauchtum ihrer engeren Heimat fassen, so werden sie unser mittels Fragebogen gewonnenes Großbild vertiefen und ergänzen, und wir werden auf dem richtigen Wege sein: richtig im Sinne Richard Wossidlos und richtig im Sinne der großen Aufgaben, die der Deutschen Volkskunde im neuen Deutschland gestellt sind.

Die Schichtenfolge im alten Bestand niedersächsischer Bauernhäuser Mecklenburgs

Von Johann Ulrich Folkers.

Als Willi Pefler im Jahre 1912 in seiner „Hausgeographie von Mecklenburg“¹ die Bilanz des damaligen Standes der Forschung im allgemeinen und seiner eigenen verdienstvollen Bemühungen um die mecklenburgische Hausforschung im besonderen zog, da gelangte er zu dem Schlussergebnis: „Daß das Herrschen des Sachsenhauses im allergrößten Teile von Mecklenburg-Schwerin und im Fürstentum Rakeburg mit der Herkunft der Kolonisten aus rein sächsischem Heimatgebiet zusammenhängt, ist offenbar. Daß ferner bei weitem der größte Teil dieses alt-sächsischen Stilgebietes dem Grundriß nach zum Typus Durchgangsdiele + Sackdiele gehört, ist durchaus nicht verwunderlich, denn diese letztere Form des Grundrisses kommt wieder dort vor, wo rein sächsisches Volkstum mit einem unsächsischen zusammengefloßen ist. Schwierig zu deuten dagegen ist das Vorherrschen der Flettdiele + Flettarmdiele im äußersten Südwesten Mecklenburg-Schwerins, denn sie ist, wenn man das große Sachsenhausgebiet als Ganzes ins Auge faßt, ethnologisch gesprochen, reiner sächsisch als die Durchgangsdiele, und doch fällt ein großes Stück des um 1230 inselartig geschlossenen Slawengebietes gerade mit der Flettdiele zusammen. Ehe hier ein endgültiges Urteil gefällt werden kann, muß in Mecklenburg noch jahrelange Arbeit getan und namentlich festgestellt werden, wo im übrigen Mecklenburg, außer in Süllstorf südlich Schwerin, in Rütchow südwestlich Triebsees und in Kuhlrade südöstlich Ribnitz noch Flettdielen und Flettarmdielen vereinzelt auftreten.“

Seitdem ist ein Vierteljahrhundert verflossen, und in dieser Zeit hat sich die Hausforschung in Mecklenburg um die Klärung der von Pefler aufgeworfenen Fragen redlich bemüht. Dabei wurde das Bild des alten Bestandes mecklenburgischer Bauernhäuser immer buntscheckiger. Der von Pefler als „Durchgangsdielehaus“ bezeichnete Typus mußte in die beiden Typen des „Durchfahrts-“ und „Durchgangsdielehaus“ zerlegt werden, je nachdem, ob das hintere Ende der Diele noch mit einer Ausfahrt oder mit einem nur begehbaren Längskorridor und einer Fußgänger-tür im Wohngiebel mündete. Ferner ergab sich ein zunächst unentwirrbar scheinendes Neben- und Durcheinander der Durchfahrts-, Flettarmdielen- und Sackdielenhäuser im größten Teile Mecklenburgs. Dabei erwies es sich als keineswegs ganz einfach, jedes einzelne Niedersachsenhaus einem der ge-

¹ Zeitschrift „Deutsche Erde“, 11 (Gotha 1912), 17.

nannten Sachsenhaustypen zuzuweisen. Nicht selten sind zwar zwei Traufseitenausgänge vorhanden, aber sie liegen in Räumen des Seitenschiffs, die durch eine Wand von der „Grottdäl“ getrennt und von dieser nur durch eine Tür betretbar sind. Darf man da noch von „Flettarmen“ reden? Oder liegt hier schon Sackdiele vor? Manchmal liegen die Traufseitenausgänge nicht einmal einander gegenüber. Dann dürfte es sich um eine Fortbildung des alten Durchfahrtsdielenhauses handeln, das ja von jeher auch einen Traufseitenausgang besaß. übrigens ist der Ausdruck „Flett“ in Mecklenburg nicht mehr bekannt, hier heißt das zu Wohnzwecken benutzte obere Dielenende mit Herd und Swibbogen „de Kæk“. Vollends verwickelt werden die Dinge dadurch, daß sich im Norden des Landes, ungefähr nördlich der Hauptbahnlinie Lübeck—Bad Kleinen—Bützow—Malchin, großbäuerliche Wohnstallhäuser mit Querdielen hie und da eingestreut finden, von denen die einen noch deutliche Anklänge an die niedersächsische Zimmerung und Raumaufteilung vertragen, während bei anderen kaum noch niedersächsische Anklänge festzustellen sind. Der Geheime Oberbaurat Pries (Schwerin), der gerade diesen Sonderformen eine sehr sorgfältige Untersuchung¹ gewidmet hat, setzt die nordmecklenburgischen *Querdielehäuser*² ab gegen die von ihm so genannten *Abseitenquerhäuser*³, die, sehr verstreut, mehr im Süden (jedoch nicht im Südwesten!) und Osten des Landes vorkommen und schon in ihrer äußeren Erscheinung, insbesondere mit den anderthalb Geschossen Wandhöhe ihrer als Schau- und Vorderseite dienenden Traufseitenwand einen viel mehr mitteldeutschen Eindruck machen. „An diesen Häusern sind die Querdiele, die Trennung von Wohn- und Stallräumen, die Verbindung von Hausflur, Stube und Küche mitteldeutsch; . . . dagegen ist die Lage der Küche zwischen Stube und Wirtschaftskammern, ihre Verbindung mit den in der Abseite liegenden Nebenräumen, insbesondere aber diese Abseite selbst und der durch sie bedingte Dachverband noch niedersächsisch“⁴. So ist das hausgeographische Bild Mecklenburgs seit Peflers Forschungen immer verwickelter geworden, selbst wenn man von den Gutshäusern, Gutswirtschaftsgebäuden, Hieschkaten, von den Übertragungen des Vorbildes der Gutshöfe auf bäuerliche Gehöfte und dem bauamtlich über ganz Mecklenburg — und gerade über den Südwesten — in großer Zahl verbreiteten Querdielentypus der Büdnerei und Häuslerei gänzlich absieht. Eine Karte der Bauernhausformen Mecklenburgs nach dem heutigen Forschungsstande⁵ erscheint daher noch viel verworrener als Peflers Hauskarte in der „Deutschen Erde“ von 1912 und setzt der ethnographischen Deutung noch weit größere Schwierigkeiten entgegen. Daß gerade der äußerste Südwesten — etwa bis zur Bahnlinie Grabow — Ludwigslust — Hagenow — Wittenburg — Zarrentin, diese

¹ Joh. Friedr. Pries, Die Entwicklung des mecklenburgischen Niedersachsenhauses zum Querhause und das mecklenburgische Seemannshaus. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde 26, 4, Stuttgart 1928.

² Pries a. a. D., Abb. 11 aus Schlemmin bei Bützow.

³ Pries a. a. D., Abb. 13.

⁴ Pries a. a. D., S. 353.

⁵ Veröffentlicht als Karte 28 a in dem Atlas von R. Crull, Mecklenburg. Werden und Sein eines Gaues 1938, auch als Karte der Bauernhausformen bei dem Abschnitt „Mecklenburg“ des von Wilhelm Pefler herausgegebenen Handbuchs der deutschen Stammeskunde, Potsdam 1939.

jedoch fast nirgends völlig erreichend und nur im Südosten von Grabow bei Neese und Dambek überschreitend — als ausgesprochenes Herrschaftsgebiet des Flett dielenhauses die klarsten und einfachsten Verhältnisse aufweist, ist wiederum nicht in Einklang zu bringen mit den siedlungsgeschichtlichen Verhältnissen, die in den alten Terrae Zabel und Wehningen entwickelter sind als anderswo in Mecklenburg. Solange man Peflers Ansicht, das Flett dielenhaus sei der reinste Ausdruck sächsischen Stammestums, festhielt, mußten die Schwierigkeiten einer Deutung des Verhältnisses zwischen Bauernhaus und Volkstum unüberwindlich erscheinen.

Diese Schwierigkeiten verschwinden aber, sobald man die *Dynami* in der Entwicklung des Bauernhauses anerkennt und die Hausform, solange sie noch lebendig ist, in organischem Wachstum und stetiger Entwicklung begriffen sieht. Dabei verläuft diese Entwicklung keineswegs im Sinne der alten Fortschrittsideologie geradlinig von der „Primitivität“ zur „Zivilisation“, sondern im Ausgleich von Strömungen sehr verschiedenen Ursprunges. Die einen werden mehr vom Bauern, die andern mehr vom Zimmermann (heute vom Maurer) vertreten. Die einen kommen von Wandlungen der Wirtschaft und Steigerung ihrer Erträge her — sie haben in Mecklenburg vor allem zur Entwicklung des Scheunenwesens und Vermehrung der Gebäude auf der Hofstelle geführt —, die andern kommen als „Modeströmungen“ durch alle möglichen Verkehrsbeziehungen ins Dorf, insbesondere von der Stadt her, und setzen sich um so stärker durch, je wohlhabender das Bauerntum einer Gegend ist. Dabei bleibt der Grundcharakter einer Bauweise so lange unerschüttert und auch in allen Wandlungen und Sonderformen erkennbar, wie die Tradition und das Standesbewußtsein einer Bauernschaft unerschüttert bleibt. Dafür bietet insbesondere das sehr wohlhabende und dem Einflusse der städtischen Baukultur Lübecks früh und stark ausgefetzte Bauerntum des Fürstentums Rügen ein interessantes Beispiel. Hier setzt sich früher als irgendwo sonst, schon bald nach 1700, der Backsteinfachwerkbau wenigstens in den Siebeln durch, reicher Siebelschmuck entfaltet sich, und doch hält sich gerade hier die Grundform des Durchfahrtsdielenhauses auf den stattlichen Gehöften mit ganz besonderer Zähigkeit. Als Grundzug der Entwicklung unserer Hausformen ist unter all diesen Strömungen und Einflüssen das überall auf Erden wirksame Grundgesetz zu erkennen, daß Roden und Siedeln „von wilder Wortelen“ vom Pionier verlangt, daß er fähig sei, seine Kulturansprüche und insbesondere seine Ansprüche an Wohnkultur so lange auf ein Mindestmaß zusammenzustreichen, bis der Wohlstand des Neufiedellandes fest begründet ist. Dann erst kommt die Zeit, wo das Neufiedelland dem Vorsprung, den das Mutterland, unbelastet von den Mühen und Schwierigkeiten der Neuschaffung einer wirtschaftlichen Grundlage, inzwischen in der Wohnkultur gewonnen hat, zu folgen oder ihn gar zu überholen vermag. Man braucht nur an das Verhältnis von England und Nordamerika zu denken. So ist auch das Verhältnis des niedersächsischen Neufiedellandes Mecklenburgs zum niedersächsischen Altfiedellande westlich der Elbe und in Alt-Holstein zu verstehen. Der Unterschied in den Formen des niedersächsischen Bauernhauses beruht nicht darauf, daß auf der einen Elbseite die Hausform reiner sächsisch wäre als auf der andern, sondern darauf, daß in Mecklenburg altertümliche Formen des

Niedersachsenhauses sich länger erhalten haben und daher noch als regelrechte „Schicht“ erkennbar sind, während im niedersächsischen Altsiedellande das ehemalige Vorhandensein derselben Schicht nur noch mit Mühe an der Hand vereinzelter, mühsam zusammengesuchter Überlebssel nachweisbar ist.

Das Problem der Schichtenfolge hat mich zu einem lebhaften Meinungsaustausch mit dem hochverdienten, 1937 verstorbenen Bauernhausforscher Geheimrat Bries geführt, mit dem mich seit 1920 eine enge freundschaftliche Zusammenarbeit verband. Das Ergebnis dieses Meinungsaustausches faßte er in einem unter dem 18. Oktober 1936 an mich gerichteten Brief so zusammen:

„Zu Ihrem Vorschlage betreffend die Einteilung der Bauernhäuser nach Art und Zeit möchte ich das Folgende vorschlagen:

1. Zeitalter des Durchfahrtsdielenhauses bis etwa 1750,
 2. a) Zeit des Durchgangsdielenhauses } von etwa 1720
 - b) Zeit des Flettarmhauses } bis 1850,
 - c) Zeit des Saaldielenhauses }
 3. Zeit des Eindringens akademischer Lösungen von etwa 1850 an, ferner als Nebenformen:
 4. Zeit des Querdielenhauses von etwa 1780 bis 1850,
 5. Unregelmäßige Formen von 1750 an,
- denn es findet sich immer etwas, 'was man nicht deklinieren kann', wenn ich auch gerade im Augenblick dazu keine Angaben machen kann. Die unter 2. angegebenen verschiedenen Hausformen halte ich — einer von Ihnen einmal mündlich oder schriftlich zu mir geäußerten Ansicht folgend — alle drei für Derivate von 1., mögen sie auch von vorneherein in der Form a), b) oder c) erbaut sein oder aus einem Umbau von 1. hervorgegangen sein (damit pflügen bei vollstümlicher Entwicklung neue Formen immer anzufangen, erst durch eine akademische Behandlung der Sache kommen plötzlich Neuerungen, die dann aber auch manchmal danach sind!), so daß eine Parallellstellung m. E. leichter zu begründen ist als eine Nacheinanderreihung, wobei man die Form, die der vorigen Nummer am nächsten steht, voranstellen wird. Das Flettarmhaus halte ich für lokal begrenzt und in Gegenden vorkommend, wo sich Einflüsse von auswärts (Hannover) geltend machen.“

Leider erschwert es die Bestimmung der Übergangszeiten, daß in großen Teilen Mecklenburgs die Anbringung einer Inschrift mit Angabe des Baujahres an Bauernhäusern nicht üblich gewesen ist. Auch ist der Übergang von einer Form zu einer andern nicht überall im Lande gleichzeitig erfolgt. Daß die Durchfahrtsdielenhäuser die Grundschicht des niedersächsischen Hausbaues in Mecklenburg bilden, habe ich nach dem Befund des von mir seit 1920 untersuchten alten Bestandes bereits 1930 sagen zu dürfen geglaubt: „Die deutschen Kolonisten führten ein Haus ein, das keine Stuben kannte, sondern einen mächtigen Einraum bildete, der in beiden Giebeln ein großes Einfahrtstor von Fuderhöhe besaß. Der Herd muß, um die Durchfahrt nicht zu hindern, beiseite gerückt gewesen sein“¹. Nun reicht der alte Bestand, den die Volkskunde nachprüfen kann, nur bis etwa 1600 zurück, und gerade das älteste datierbare Niedersachsenhaus Mecklenburgs — auf dem

¹ Endler-Folkers, Das mecklenburgische Bauerndorf, Rostock 1930, S. 114.

Gehöft III zu Damerow, Kreis Parchim (Besitzer J. Ringel) — mit der Inschrift: „den 11. Majus Anno 1607“¹ hat keine Durchfahrts-, sondern Flettarmdiele. Es ist aber deutlich, schon auf der Zeichnung zu erkennen, daß das letzte Fach nachträglich angebaut worden ist. Günstiger liegt der Fall bei dem ehemaligen Wohnhause des Gehöftes I zu Zierzow bei Grabow (Besitzer Havekost), das aller Wahrscheinlichkeit nach um 1600 erbaut worden ist. Hier ist die nachträgliche Vermauerung der ehemaligen Grottdör im Wohngiebel noch deutlich zu erkennen². Gut erhalten ist endlich der alte Zustand in dem freilich schon längst zur Scheune herabgesunkenen ehemaligen Schulzenhause zu Wechelsdorf bei Schönberg (Besitzer Burmeister), das wahrscheinlich 1615 erbaut worden ist³. Neuerdings ist es nun Dr. Franz Engel⁴ gelungen, auf dem Wege der Spatenforschung eine Bestätigung zu erlangen, daß das Durchfahrtsdielenhaus wirklich die Grundschicht des alten Bestandes der mecklenburgischen Bauernhäuser bildet. Er schreibt zu dem von ihm ausgegrabenen Bauernhause zu Hungerstorf bei Grevesmühlen aus der Zeit um 1400: „Die große Längsdiele war nicht wie bei den meisten uns heute bekannten Bauernhäusern im Hintergrund durch eine Mauer abgeschlossen, sondern führte frei durch das ganze Haus hindurch. Diese sogenannte Durchfahrtsdiele bedingte, daß der Herd nicht, wie in späterer Zeit, im Mittelpunkt des Hauses lag, sondern an die eine Längsseite gerückt wurde. Frei konnte der Blick durch die ganze Länge des Hauses schweifen. Zur Linken der schottergepflasterten Diele waren die Stände für das Vieh, während sich auf der rechten Seite um den Herd herum das häusliche Leben abspielte. Hier führte auch eine schmale Tür in den Garten und zu dem Backofen, der dicht neben dem Herd — jedoch an der Außenseite des Hauses — sich wölbte.“

Der Satz Bessler's über das heutige Vorkommen der Durchfahrtsdiele in Mecklenburg: „Eine völlig frei hindurchgehende Siebelhalle ist in der Jetztzeit dort recht selten“ trifft zu mit Ausnahme des Fürstentums Rakeburg, wo sich die Durchfahrtsdiele am zähesten gehalten hat. Aus dem durch Regierungsbaurat Brückner aufgenommenen Bestand alter Bauernhäuser im Lande Rakeburg⁵ ergibt sich ein noch sehr stattlicher Bestand von Bauernhäusern mit noch vorhandener oder nachweisbar vorhandener gewesener und umgebauter „Durchgangs-Diele“. Daß Brückner damit echte Durchfahrts-

¹ Grundriß und Zeichnungen bei Endler-Folkers a. a. O., Abb. 3 (Blatt II).

² Folkers, Beiträge zur Bauernhausforschung in Mecklenburg, Zeitschr. des Heimatbundes „Mecklenburg“, 20, 122 f.

³ Grundriß und Zeichnung bei J. Fr. Bries, Die Entwicklung des mecklenburgischen Niedersachsenhauses zum Querhause, 1928, Tafel 1.

⁴ Franz Engel, Das mecklenburgische Bauernhaus im Mittelalter, Niederdeutscher Beobachter Nr. 249, 24. Oktober 1936. Der hierbei veröffentlichte Grundriß des zu Hungerstorf ausgegrabenen Bauernhauses ist wiedergegeben auf Karte 28 c des Atlas N. Crull, Mecklenburg, Werden und Sein eines Gaues, Bielefeld und Leipzig 1938. Zu diesem Grundriß teilte der Verfasser mir brieflich mit, „daß die Skizze im Niederdeutschen Beobachter in Bezug auf die Innenaufteilung stark ergänzt ist. Die Pfostenstellung ist zwar zu fordern, aber durch die Grabung nicht nachgewiesen worden, offenbar wegen der ungünstigen Bodenverhältnisse“.

⁵ Brückner, Bauernhäuser und Volkskunst im Lande Rakeburg, im 2. Bande der Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz, bearbeitet von Georg Krüger, Neubrandenburg 1934, S. 393—418.

diele meint, ergibt seine Begriffsbestimmung: „Durchgangs-Diele, zur Durchfahrt in ganzer Höhe an beiden Enden geöffnet, im Wohnfach meist durch vorspringende ‚Grot Döns‘ etwas eingeengt“. Von diesem Grundriss-typus zählt Brückner nicht weniger als sechzehn Bauernhäuser auf, die nachweisbar erst im 19. Jahrhundert erbaut worden sind, darunter als jüngste nicht weniger als drei vom Jahre 1838 (Lockwisch III, Schlagresdorf I und III).

Aus dem Westen des ehemaligen Mecklenburg-Schwerin ist der Grundriss von Sülstorf Nr. XIII¹ von 1744 sowie eine Skizze der Raumverteilung von Bicher Nr. XI² mit Durchfahrtsdiele veröffentlicht. Zu den 1930 von mir nachgewiesenen Durchfahrtsdielen in Moraas, Hoort und Pampow zwischen Schwerin und Hagenow sowie Bülow bei Rehna trat inzwischen noch Groß-Salitz sw. Gadebusch, wo einer meiner Schüler, der jetzige Lehrer Lanzius, 1931 in der Gastwirtschaft, dem ehemaligen Schmiedegehöft, eine wohlerhaltene Durchfahrtsdiele entdeckte, die freilich nur noch vorne die „Grottdör“ aufwies, während die gegenüberliegende „Grottdör“ der „Achterfied all vör föttig Johr taubugt“ und durch eine Fußgängerpforte ersetzt worden war.

Sehr viel spärlicher sind die noch vorhandenen Durchfahrtsdielen im Norden und Osten des Landes, wo Durchgangsdielen in buntem Gemisch mit Fleckarm- und Sackdielen, Querdielen- und Abseitenquerhäusern vorherrschen. Ich kenne nur noch eine wohlerhaltene Durchfahrtsdiele in dem seit 1912 nicht mehr bewohnten alten Wohnhause des Gehöftes II in Wodorf bei Neubukow (Bauer Ziemis). Die durch Lehrer Hussack (Dreveskirchen) besorgte Aufmessung des sehr stattlichen Hauses, das sieben Fach zu je etwa 2,40 m Länge und zwei verschieden lange „Vörschuern“ beiderseits der „Grottdör“ am Wirtschaftsende umfaßt, ergab eine größte Länge von 24,10 m (18,35 m Dielenlänge + 5,75 m „Vörschuer“, das kürzere Vörschuer mißt 3,85 m) bei 15,50 m Breite. Die Diele war offenbar nachträglich durch Einfügung einer dritten Ständerreihe auf etwa die Hälfte — von ungefähr 6,75 auf 3,75 m — verschmälert und auf diejenige Seite des hohen Mittelschiffes beschränkt, wo von altersher die Ausfahrt am Wohn-Ende gewesen war. Diese war wie gewöhnlich durch die „Döns“, die die eine Hälfte des Mittelschiffes im Giebel beanspruchte³, an die nördliche Ständerreihe herangeschoben worden. Das Alter des Hauses ließ sich leider nicht einwandfrei feststellen, es wird in einem Protokoll vom 15. Mai 1818 „etwa 80 Jahre alt“ geschätzt, aber in einer Kostenrechnung aus dem Jahre 1673 findet sich der Posten: „daß neue wohnhauf: 500 Taler“. Ist das Haus von 1673 schon um 1740 verbraucht gewesen, etwa abgebrannt, oder haben die Sachverständigen von 1818 um rund 70 Jahre danebengeschätzt? Da das Haus schon 1818 einen Schornstein hat, im Innern nur Kiefernholz, im „Ring“ „eichen und tannen“ Holz verwandt ist, so erscheint mir ersteres wahrscheinlicher.

Neben diesem „sichtbaren“ Bestand an Durchfahrtsdielenhäusern gibt es aber noch einen „unsichtbaren“. So sagte mir Bauer Dethloff zu Hinrichsdorf nördlich Rostock, daß das niedersächsische Wohnstallhaus seines Gehöftes (Nr. VI) von seinem Urgroßvater aus altem Durchfahrtsdielenhause zu

¹ Endler-Follers, Das mecklenburgische Bauerndorf, Abbildung 4 (Blatt III).

² H. Crull, Mecklenburg, Werden und Sein eines Gaues, 1938, Kartenblatt 28 c.

³ Vgl. den Wohngiebel der Vollstelle Oldenburg in Wahlisdorf, bei Endler-Follers, Das mecklenburgische Bauerndorf, Abb. 19.

seinem heutigen Grundriß als typisches Flettarmdielenhaus umgebaut worden sei. Spuren ehemaliger Durchfahrt konnte ich nicht mehr erkennen. Eine Jahreszahl trägt das Haus leider nicht, wahrscheinlich ist es um die Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut.

Selbst im äußersten Südwesten, wo das Flettdielen- und Flettarmdielenhaus schon im 17. Jahrhundert durchgedrungen sein muß, finden sich Spuren alter Durchfahrtsdielen. In Alt-Krenzlin, 13 km westlich Ludwigslust, erinnert sich der Besitzer des Gehöftes Nr. III, Bauer Johann Fentfahn, geboren 1857, daß sein 1938 noch stehendes Wohnhaus mit der Inschrift „Ertman Fensan Anno 1695“ eine Durchfahrtsdielen gehabt hat, die kurz vor 1865 zugebaut wurde. Spuren davon konnte ich weder im Innern noch in der massiven Giebelmauer des jetzt ganz als Flettarmdielenhaus erscheinenden Gebäudes entdecken.

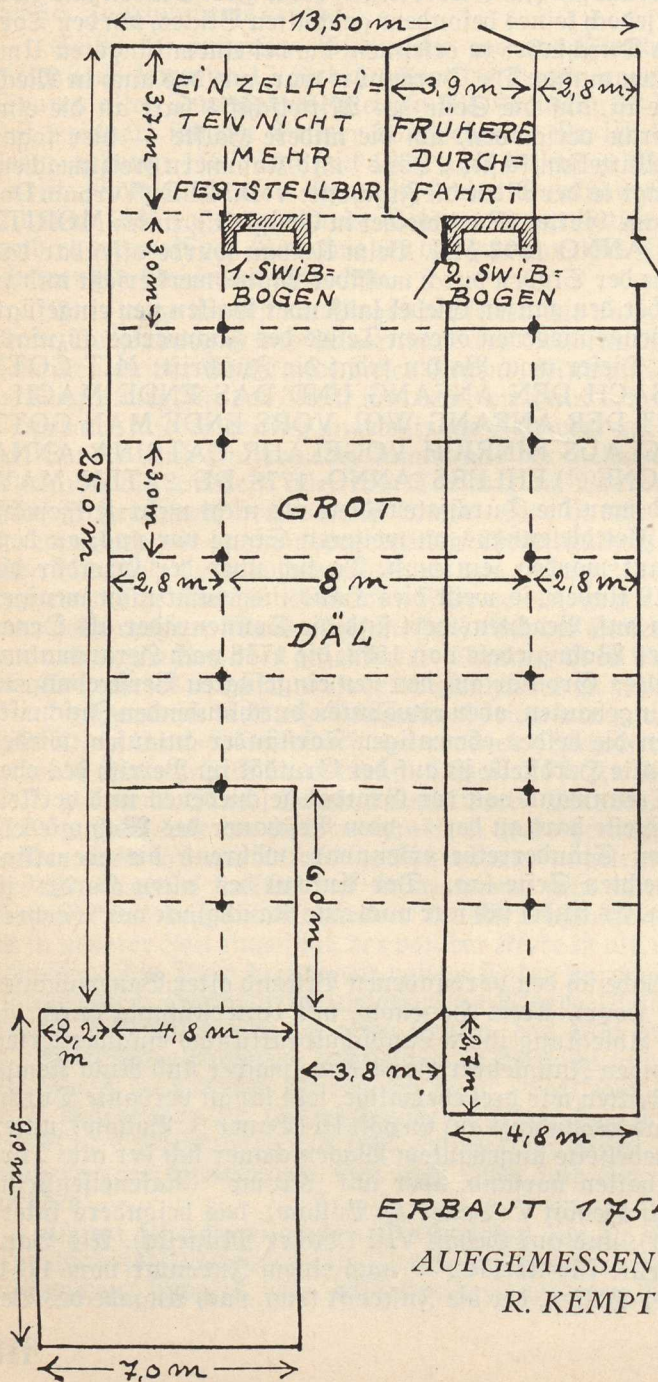
Ein Zeuge des frühen Sieges der Flettdielen und Flettarmdielen im alten Amte Boizenburg ist das Bauernhaus des Gehöftes X in Zweedorf, das der beste Kenner der Volkskunde dieser Gegend, Museumsleiter und Lehrer Vick in Boizenburg, für das älteste ihm bekannte Haus erklärt. „Es ist außen nicht umgebaut, also einheitlich angelegt, das Fachwerk mit den schönen Knaggen am Vorder- und Hintergiebel stammt aus der gleichen Zeit, aus dem Jahre 1608, wie die Inschrift über dem Torsturz am Vordergiebel angibt: 'Anno 1608 D Here Godt vorlene vns Gnade'. Hier ist also 1608 ein geschlossenes Kammerfach mit aneinandergereihten Wohnräumen, die nicht mehr durch eine Durchfahrt unterbrochen sind, an das Haus gelegt. Im Innern ist heute das ehemalige Flett in Küche und Flur geteilt, gegen die große Diele durch eine hochgezogene Wand abgeschlossen, aber die Seitenausgänge sind erhalten und liegen einander gegenüber.“ Dennoch ist es Vick gelungen, auch hier die Spuren des alten Durchfahrtsdielenhauses zu entdecken: „Die 80jährige Frau Hagemann in Groß-Wengerstorf teilte mir mit, daß das frühere Gehöft XII in Groß-Wengerstorf, das vor vielen Jahren abbrannte, eine durchgehende Diele gehabt habe, ebenso Gehöft XVI. In Gallin erinnert sich der 1870 geborene Bauer Schmahl, von Beruf Maurer, daß sein Gehöft VIII (1705 erbaut, wie der noch vorhandene, heute herausgenommene Torsturzballen ausweist) als Durchfahrtsdielenhaus angelegt worden ist. Heute ist der Hintergiebel massiv, das Kammerende geht durch. Davor Küche und Kammer mit gegenüberliegenden Traufseitengängen. Derjenige vom Flur ist in neuerer Zeit eingefügt, der von der Küche ist alt, war aber ursprünglich schmaler. Die Diele konnte mit vollem Fuder durchfahren werden.“ Damit ist aus einem Durchfahrtsdielenhaus ein Pseudo-Flettdielenhaus geworden. „Nach Schmahl waren im alten Gallin, das 1871 abbrannte, alle Häuser Durchfahrtsdielenhäuser, desgleichen in Balluhn und Lüttow, wo das eine Haus noch die verbaute Durchfahrt zeigt“ (Vick). Übrigens machte mich schon 1931 Referendar Dr. D. H. Chrestin in Schwerin auf die Amtsbeschreibung des Amtes Boizenburg von 1697 aufmerksam, in der mehrfach bei Bauernhäusern zwei Dielentüren, eine nach Osten und eine nach Westen, genannt werden.

Einen sehr klarliegenden Beispielsfall für die Umformung des alten Durchfahrtsdielenhauses zum Flettdielenhaus fand ich auf dem linken (hannoverschen) Elbufer, also auf altniederländischem Boden, gegenüber von

Boizenburg in dem Bauernhaus Bogeler zu Radegast (Gehöft II). Das sehr stattliche Haus mit seinem unverwundlichen Eichengebälk wendet seinen Wohngiebel dem Elbdeiche zu. Im Giebel liegen heute zwei Stuben und zwei Kammern. Es bedarf jedoch keines besonders geschulten Blickes, um den Torbogen der ehemaligen Durchfahrt zu erkennen, die bei einem jüngeren Umbau einer Stube weichen mußte. Die Durchfahrt war, wie das auch in Mecklenburg überall Sitte ist, auf die Seite des Mittelschiffs hart an die eine Hauptständerreihe heran verschoben, um die andere Hälfte — hier sogar zwei Drittel! — des Mittelschiffs für „Döns“ und Kammern freizumachen. Der alte Torbogen trägt in der Mitte die Inschrift: V. D. M. I. E. (Verbum Domini manet in aeternum 'Gottes Wort bleibet in Ewigkeit'), links: MORITZ KOLBRANT, rechts: ANNO 1592 MK. Beim Umbau wurde offenbar das Fachwerk bis zur Höhe der Stuben durch massives Mauerwerk ersetzt und zu dessen Abschluß ein über den ganzen Giebel laufender Balken neu eingefügt, um den Druck des stehengebliebenen oberen Teiles des Fachwerkes abzufangen und zu verteilen. Dieser neue Balken trägt die Inschrift: MIT GOTT IN EINER IEDEN SACH DEN ANFANG UND DAS ENDE MACH : MIT GOTT GERÄHT DER ANFANG WOL VORS ENDE MAN GOTT DANCKEN SOLL : CLAUS HINRICH VOGELÄHR CATRINA ANNA VOGELÄHRS GEBONE (!) EHLERS ANNO 1778 DE 27 TEN MAY. Damals also empfand man die Durchfahrtsdielen als nicht mehr zeitgemäß. Heute sehen wir ein Flettdielenhaus im weiteren Sinne vor uns, an dem mehrmals herumgebaut worden sein muß. Da sich über der Grottdör die Zahlen 1716 und 1810 finden, so weist dies Haus insgesamt nicht weniger als vier Jahreszahlen auf. Beachtenswert sind die Sonnenräder als Ornamente am Holzwerk des Wohngiebels von 1592, die 1778 nach Herausnahme der Kopfbänder der alten Grottdör auf den neu eingefügten Verstrebungen, die von dem damals eingebauten, oben erwähnten durchlaufenden Inschriftbalken aufwärts gegen die beiden ehemaligen Torständer anlaufen, wieder ergänzt wurden. Als alte Herdstelle ist auf der Grottdäl im Bereich des ehemaligen (jetzt durch Trennwand von der Grottdäl geschiedenen und verkleinerten) Fletts eine Stelle hart an der — vom Beschauer des Wohngiebels aus gesehen — linken Ständerreihe erkennbar, während die ehemalige Durchfahrt auf der rechten Seite lag. „Der Aufbau des 'alten Herdes' ist nicht mehr festzustellen. Es findet sich nur noch eine Rauchglocke vor“ (Lehrer Bick in Boizenburg).

Im Herbst 1937 habe ich den vorhandenen Bestand alter Bauernhäuser in dem Bauerndorfe Hoort, Kreis Hagenow, mit Unterstützung durch die hier vier Wochen zur Ableistung ihres Landschulpraktikums einquartierten Studierenden und jetzigen Junglehrer Hans Kavelmacher und Rudi Kempt untersucht. Dabei entdeckten wir drei ehemalige Durchfahrtsdielenhäuser: das Wohnhaus auf Gehöft III (Bauer J. Bollow), unter dessen an die Wohngiebelseite angebautem Wagenschauer sich der alte Torbogen wundervoll erhalten vorfand, aber mit „Klump“ (Raseneisenstein) ausgemauert war, auf Gehöft V (Bauer H. Bollow), das besonders interessant ist (Grundriß 1), und auf Gehöft VIII (Bauer Mißfeldt). Als Baujahre wurden festgestellt: für III 1702 — nach einem Inventar vom 11. 1. 1850; am Hause ist der Balken, der die Inschrift trug, nach Angabe des Be-

GRUNDRISS 1
HOORT, KREIS HAGENOW
GEHÖFT V



ERBAUT 1754
AUFGEMESSEN
R. KEMPT

fißers später ausge-
 wechselt worden —,
 für V 1754 und für
 VIII 1716, beides
 nach vorhandenen
 Inschriften.

Im Hause der
 Huße V stellte ich
 fest, daß der noch
 vorhandene Swib-
 bogen 2 (s. Grund-
 riß 1) im Zuge der
 ehemaligen Durch-
 fahrtsdielen steht,
 also jetzt diese sperrt.
 Nach Angabe des
 Besitzers ist der
 Swibbogen erst vor
 40 Jahren, um 1895
 von 1 nach 2 verlegt
 worden. Das Bal-
 kentwerk, insbeson-
 dere der Dielen, ist
 sehr stark verräuch-
 ert.

Heute stellen sich
 die Häuser der Hu-
 ßen III und V als
 Flcttarm die-
 lenhäuser dar.
 Auf Huße III ist al-
 lerdings möglicher-
 weise noch eine Zwi-
 schenstufe als Durch-
 gangsdielenhaus
 einzuschalten, da in
 der vermauerten
 rückwärtigen
 „Grottdör“ zunächst
 eine Fußgänger-
 pforte offen geblie-
 ben zu sein scheint,
 die später ebenfalls
 vermauert worden
 ist. Das Wohnende
 des Hauses auf Huße
 III ist für Scheunen-
 zwecke so stark ver-
 baut, daß über seine
 Geschichte seit Ver-
 mauerung der durch

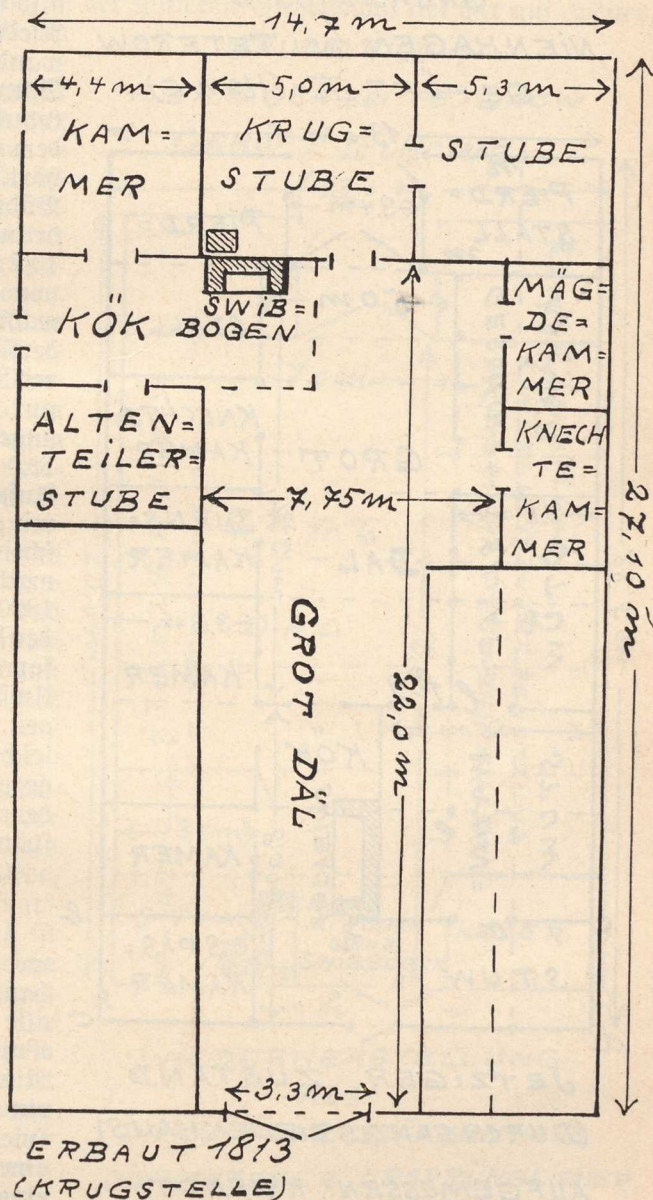
den Torbogen im Wohngiebel noch erkennbaren rückwärtigen Durchfahrt nichts Sicheres mehr ausgesagt werden kann.

Auf Hofe II steht ein Haus, das im Jahre 1800 erbaut, bei seiner Umwandlung in eine Scheune aber im Innern stark verändert wurde. An dem ehemaligen Wohngiebel ist ein Wagenschauer angebaut, das die Augenscheinseinnahme sehr behindert. Darunter wurde aber von stud. paed. Kavelmacher ein alter Ausgang entdeckt. Hofe II („Dieckhof“ genannt, seit 1525 im Besitz der Familie Reinke) muß also ein Durchgangshaus von 1800 gehabt haben.

Die jüngeren Bauernhäuser von Hoort sind alle Flettarmdielenhäuser. Das schönste darunter ist das auf Hofe I (Bauer Christian Groth, das bis 1931 bewohnt war und die Inschrift trägt: „Christian Bollow den 17. April 1813“; s. Grundriß 2). Es ist die alte

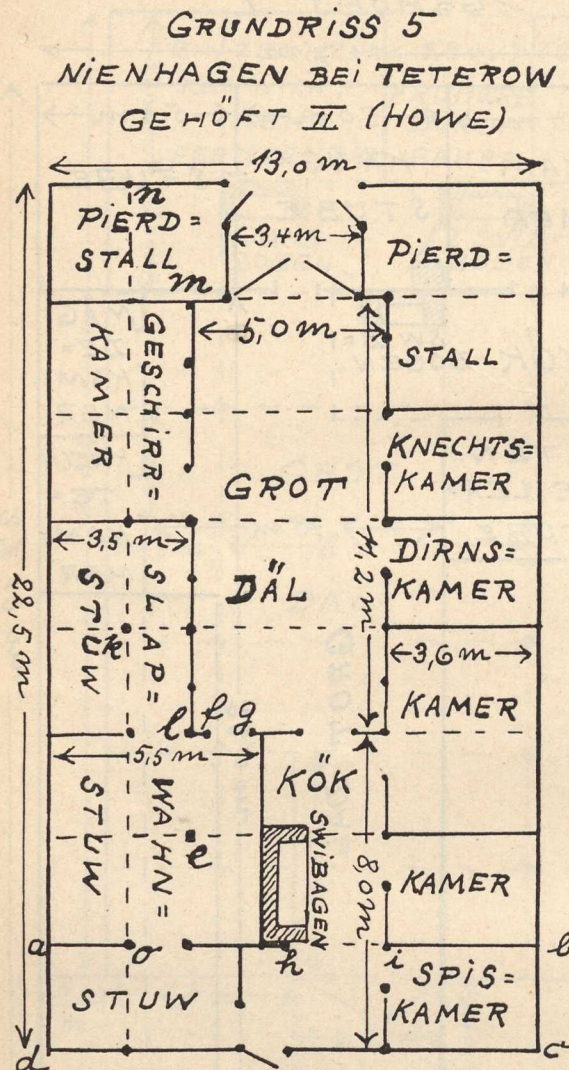
Krugstelle. Sein Grundriß mißt 27,10 × 14,70 m, während die anderen Bauernhäuser 20—25 m lang und 13—14 m breit sind.

GRUNDRISS 2 HOORT, KREIS HAGENOW GEHÖFT I



AUFGEMESSEN: H. KAVELMACHER

Die Bauernhäuser, deren Baujahre mit einer Ausnahme — dem jüngsten Niedersachsenhause auf Hofe IV von 1871 — alle vor 1820 liegen, haben nur einen Flettarm, während die Bündereien, die alle nach 1822 entstanden sind, bei niedersächsischer Grundform nach beiden Seiten einen Flettarm besitzen. Bis 1870 hin wurde also in Hoort eine Form des Niedersachsenhauses angewandt, die im weiteren Sinne dem Flettdielenentypus, im engeren Sinne dem Sackdielentypus angehört. Der niedersächsische Bündereientypus ist sehr gedrungen, durchweg 10,0 bis 10,7 m breit bei einer Länge von durchweg 17 m, die wahrscheinlich jüngste niedersächsisch gebaute Bünderei Nr. 2 vor 1861 hat gar nur 15,9 m Länge bei der ungewöhnlichen Breite von 12,0 m. Die Gefache der Außenwände sind vielfach mit „Klump“ ausgefüllt. Es scheint also, daß dieser heimatische Baustoff erst nach 1820 in Mode kam, da er auf den Bauernhöfen selten vorkommt. Es mag das mit dem Umstände zusammenhängen, daß früher nur der leichte Boden benutzt, dagegen das niedrige Land, in dem der „Klump“ steht, erst später urbar gemacht wurde (Hinweis von Lehrer Haacker in Hoort).



besitzen. Bis 1870 hin wurde also in Hoort eine Form des Niedersachsenhauses angewandt, die im weiteren Sinne dem Flettdielenentypus, im engeren Sinne dem Sackdielentypus angehört. Der niedersächsische Bündereientypus ist sehr gedrungen, durchweg 10,0 bis 10,7 m breit bei einer Länge von durchweg 17 m, die wahrscheinlich jüngste niedersächsisch gebaute Bünderei Nr. 2 vor 1861 hat gar nur 15,9 m Länge bei der ungewöhnlichen Breite von 12,0 m. Die Gefache der Außenwände sind vielfach mit „Klump“ ausgefüllt. Es scheint also, daß dieser heimatische Baustoff erst nach 1820 in Mode kam, da er auf den Bauernhöfen selten vorkommt. Es mag das mit dem Umstände zusammenhängen, daß früher nur der leichte Boden benutzt, dagegen das niedrige Land, in dem der „Klump“ steht, erst später urbar gemacht wurde (Hinweis von Lehrer Haacker in Hoort).

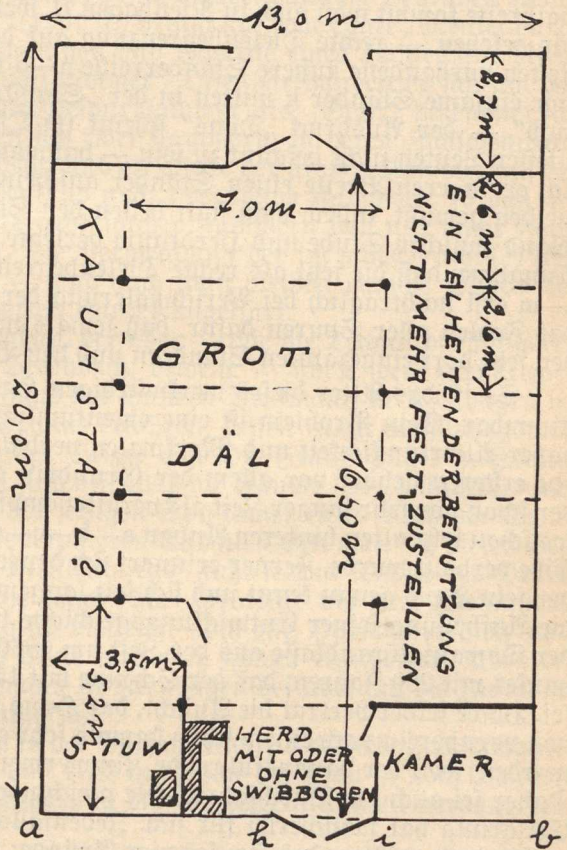
Im Osten des Landes, wo Bauernhäuser überhaupt seltener sind, stellt das alte Niedersachsenhaus des Bauern Home (Geh. II) in Nienhagen südlich Teterow ein sehr interessantes Beispiel des Überganges aus einere zeitlichen Schicht in eine andere dar. Nienhagen liegt inmitten ritterchaftlichen Gebietes auf einer

bäuerlichen Insel, die dem Domanialamte Güstrow unterstand. Der Grundriß (5), den ich einer sehr sorgfältigen Aufmessung durch Lehrer Wendt in Malchin verdanke, zeigt ein klares Durchgangsdielenhaus, dessen genauere Untersuchung aber den Umbau aus älterem Zustand noch deutlich verrät. „Das Giebelende a b c d muß später angebaut sein, denn das schwächere Ständer- und Riegelholz in der hinteren Giebelwand fiel mir auf, weiter, daß jede Verstrebung darin fehlte, war sonderbar.

Nähere Betrachtung zeigte mir eine Überplattung der Sohlen in den Punkten a und b, die nur in den Hausecken ihre Berechtigung hat. Also muß das Haus in der Linie a—b seinen ursprünglichen Giebel gehabt haben. Die Besichtigung der Küche und der Wohnstube bestärkten mich in meinen Mutmaßungen. Die Wand, an die sich der Swibbogen lehnt, ist früher nicht an dieser Stelle gewesen, denn sie ist massiv. Das Wohnzimmer wird früher nur bis zu dem freistehenden Ständer e gereicht haben. Hätte das Zimmer von vornherein die jetzige Größe gehabt, dann hätte der Zimmermeister den Ständer sicher zu vermeiden gewußt. Die Türstiele f und g sind viel schwächer als die übrigen Ständer des Hauses, also später, als die Stube vergrößert wurde, der Tür wegen eingefügt“ (Wendt). Der Ständer h ist ursprünglich, er hat gleiche Stärke mit den übrigen Ständern des Hauses. Die Entfernung h—i mit 2,60 m genügt für eine Ausfahrt mit leerem Erntewagen vollauf. übrigens hat der in dem hinten angebauten Ende a—b—c—d liegende Teil der Küche nur 1,85 m

GRUNDRISS 4

NIENHAGEN BEI TETEROW
GEHÖFT II (HOWE)



WIEDERHERSTELLUNG
ALS
DURCHFAHRTSDIELENHAUS
(VERMUTETER URSPRÜNGLICHER
ZUSTAND)

lichte Höhe, während die Küche sonst die lichte Höhe der großen Diele (3,80 m) besitzt. Aus alledem ergibt sich die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes in Grundriß 4 als Durchfahrtsdielenhaus, das dem Bechelsdorfer Schulzenhaus im äußersten Nordwesten Mecklenburgs in allen Punkten entsprechen würde. Freilich bleibt bei diesem Wiederherstellungsversuch manches Hypothese, so die Dielenbreite und die Benutzung der Seitenschiffe. Die heutige Dielenbreite von nur 5,0 m liegt weit unter der Normalbreite einer mecklenburgischen Bauerdiele des 18. oder gar 17. Jahrhunderts. Ein so hervorragender Sachkenner wie der Geh. Oberbaurat J. Fr. Pries gibt dies Normalmaß mit 6—8 m an¹, und ein Durchschnitt von 7 m entspricht auch meinen Erfahrungen. Auf diese Normalbreite kommt man auch in Nienhagen II, wenn man die — von der Grottdör gesehen — rechte Dielenbegrenzung auf die freilich heute nur noch in Resten vorhandene äußere Ständerreihe n—o verlegt, zu der der merkwürdige einsame Ständer k mitten in der „Slapstum“ gehört. In der „Wahnstum“ — der Ausdruck „Döns“ scheint im Osten Mecklenburgs selbst den ältesten Leuten nicht bekannt zu sein — hat man im Bereich ihrer ursprünglich geringeren Breite einen Ständer anscheinend von vornherein zu vermeiden gewußt, indem man statt dessen den Ständer e in die ursprüngliche Wand zwischen Stube und Herdraum verlegte. Allerdings spricht gegen die Annahme, daß die jetzt als rechte Dielenbegrenzung dienende Ständerreihe l—m erst nachträglich bei Verschmälerung der Diele eingebaut worden sei, das Fehlen aller Spuren dafür, daß jemals in der Linie n—k—o zwischen den jetzt dort eingezapften Ständern und den Balken eine Platte gelegen habe.

So ist das Alter dieses merkwürdigen Hauses kaum noch eindeutig bestimmbar. Sein Problem ist eine eigentümliche Mischung von Merkmalen hoher Altertümlichkeit und Merkmalen verhältnismäßig später Erbauung. Zu ersteren gehört vor allem der Grundriß des Durchfahrtsdielenhauses, der schon vor sehr langer Zeit als veraltet empfunden und durch den zweifellos schon sehr alten hinteren Anbau a—b—c—d mit seiner niedrigen Deckenhöhe verbaut wurde. Ferner erinnert sich der jetzt 80jährige Altbauer Howe, der sein Haus genau kennt und sich seit langem mit liebevoller Sorgfalt um die Aufhellung seiner Entwicklungsgeschichte bemüht hat, einer Aufstellung der Domonialbrandkasse aus der Zeit um 1860, in der das Alter des Wohnhauses mit 200 Jahren, das der Scheune mit 150 Jahren angegeben gewesen sei. Howe selber vertrat die Ansicht, das Haus sei jünger als es scheine, es sei von vornherein nach einem schon damals sehr altmodischen Grundriß erbaut worden, weil der bauausführende Zimmermeister für das Altmodische war. Daher sei auch die Durchfahrtsdiele gleich nachher zugebaut worden. Diese Erklärung hat mancherlei für sich. Jedenfalls sprechen für ein verhältnismäßig junges Alter des Hauses vier Gründe:

1. daß die Dielenbreite nur 5,0 m beträgt, eine größere Breite zwar zu vermuten, aber nicht zu beweisen ist;
2. daß nur der „Ring“, d. h. das Gerippe der vier Außenwände, von Eichenholz, alles übrige, insbesondere Hauptständer und Dielenbalken, aus „dannen“, d. h. Kiefernholz, ist, wie es jüngerer Baugewohnheit entspricht;

¹ Die Entwicklung des mecklenburgischen Niedersachsenhauses usw., S. 339.

3. daß die unteren Sparren („lütt Sporen“) nicht nach alter Sitte wie z. B. im Bechelsdorfer Schulzenhaus auf die Hauptsparren aufgeschoben, sondern mit dem abgesehrägten oberen Ende gegen die Balkenköpfe gelehnt und eingestückt sind, der Querschnitt des Hauses also „modern“ erscheint;

4. daß, wie Altbauer Howe unter Hinweis darauf, daß das Viehhaus des Gehöftes 1844 von seinem Großvater bereits an Stelle eines abgängigen, also viel älteren Viehhauses errichtet sei, nach seinen Untersuchungen des Fußbodens der jetzigen Geschirrkammer annehmen zu müssen glaubt, außer den Pferden niemals Vieh im Hause gestanden habe¹.

Nun hat dieses Haus offenbar schon vor Jahren das Interesse der Bauernhausforschung erregt. Das große Werk des Verbandes deutscher Ingenieur- und Architektenvereine: „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten“ (1901 ff.) bringt auf dem Blatt „Mecklenburg-Schwerin Nr. 1“ sieben Zeichnungen und Schnitte eines Hauses aus Mienhagen bei Teterow ohne Gehöftnummer². Offenbar handelt es sich um das Haus Howe. Nur ist hier die Geschirrkammer als „Stall“ bezeichnet, an Stelle der „Slapstuw“ finden sich zwei Kammern, in deren Zwischenwand der jetzt einsame Ständer k steht, und an Stelle der großen Kammer auf der gegenüberliegenden Seite ebenfalls noch zwei kleine Kammern, so daß auf dieser Seite nicht weniger als sechs solcher Kammern von nur einer Fachlänge sich aneinander reihen. Die Verwendung der im ganzen acht (!) kleinen Kammern bleibt dunkel — und auch sonst bleiben manche Punkte der Geschichte dieses bemerkenswerten Hauses ungeklärt.

Einen nachträglichen Umbau, der aber — wie die Technik der jüngeren Umbauten, Fachwerk unter Strohdach, beweist — schon weit zurückliegen muß, hat offenbar auch das Haus des Bauern Dieckmann in Mienhagen bei Dobbertin (ehemaliges Klosteramt) erfahren, dessen (nicht maßstabgerechten) Grundriß Nr. 3 nach einer Skizze von Dr. Franz Engel in Stettin wiedergibt. Jüngere Zutaten sind offenbar die Räume des „Andeils“ und überhaupt alles, was hinter der jetzigen Spiskamer liegt. Auch der Swibogen liegt wohl schon in diesem späteren Umbau. Denkt man sich diesen weg, so ergibt sich der im Norden Mecklenburgs³ nicht seltene Typus des Durchgangsdielenhauses, bei der die „Kak“ die „Grottdäl“ bis zum Wohngiebel einfach fortsetzt. Ob ursprünglich vielleicht noch gar Durchfahrtsdielen vorhanden gewesen ist, läßt sich heute nur noch schwer entscheiden. Über der „Grottdör“ des Hauses Dieckmann in Mienhagen befindet sich die Inschrift: „Anno 1707 den 1. Majus aufgericht“.

Ganz im Südosten stehen in der Vorpostenkette des Niedersachsenhauses die Büdnerei Nr. 1 (Dahnke) von 1789 in Rehow bei Plau — noch bewohnt, leider der Wohnteil bei Verlängerung bis zur Unkenntlichkeit verbaut, ehe-

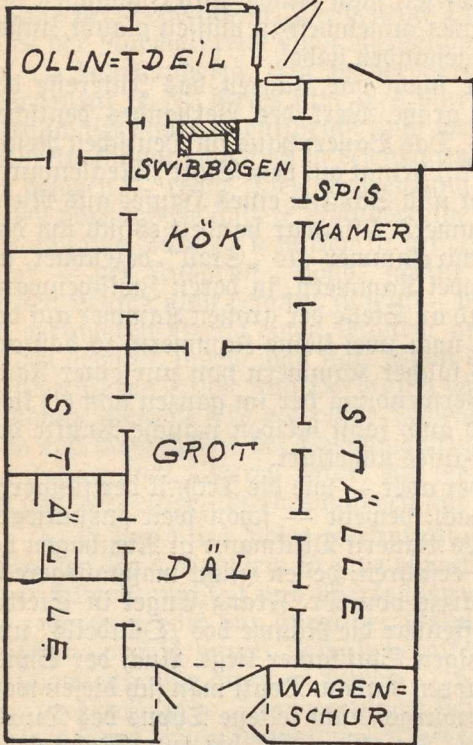
¹ Selbst der Herzogl. Meckl.-Schwerinsche Bauinspektor Ernst Christian August Behrens sieht in seinem Werke „Die mecklenburgische Land-Baukunst oder Sammlung von Original-Zeichnungen, wonach gebauet worden ist und noch gebauet wird“, Schwerin und Wismar 1796, auf allen drei Bauzeichnungen von Bauernhäusern (Tab. 12 und 13, 1—2) den Kuhstall noch mit im Wohnhause vor.

² J. Fr. Pries a. a. O. bringt auf Tafel 3 vier Zeichnungen des Bauernhauswerkes, jedoch nicht ganz unverändert.

³ Vgl. den Grundriß aus Groß-Schwaß (bei Rostock) bei Ritter in der Zeitschr. des Heimatbundes „Mecklenburg“, 3, 1908, S. 92.

GRUNDRISS 3

NIEHAGEN BEI DOBBERTIN
 GEHÖFT DIECKMANN
 ERBAUT 1707 — FENSTER



GROT DÄL=4 FACH, KÖK=2 FACH
 SKIZZE (NICHT MASSSTÄBLICH)
 GEZEICHNET: DR. F. ENGEL
 STETTIN

Um dieselbe Zeit scheint sich auf den besseren Böden des Nordens und Ostens ein großbäuerliches Querdiehlenhaus bzw. Abseiten-querhaus mit zunächst noch niedersächsischer Zimmerung herausgebildet zu haben. Dann wird der Gutshof mit quergestelltem „Herrenhaus“ Vorbild auch für den Bauernhof. So entsteht etwa ein so charakteristisch

mals Rauchhaus¹ — und die beiden Bauernhäuser Wieting (jetzt Seemann) und Martens in Blauerhagen. Leider sind beide zeitlich nicht genau bestimmbar. Das Wietingsche Haus muß von vornherein als Durchgangsdiehlenhaus gebaut sein, da die im Wohngiebel liegende „Kof“ mit Giebelausgang niedrige Balkenlage hat, während das seit 1925 nicht mehr bewohnte Martenssche Haus Flettarmdiehlenhaus war. Im Aufriß waren beide völlig normale Zweiständerhäuser mit wohl von vornherein sehr schmaler Diele bzw. — falls man die Stiele in den Diehlenwänden als Ständerreihen für „voll“ nehmen darf — fünf-schiffige Bierständerhäuser (mit Abseiten beiderseits). Die einzige bei einem niedersächsischen Bauernhaus auffallende Besonderheit ist eine doppelte Balkenlage über der großen Diele, indem unter der „eigentlichen“ Balkenlage sogenannte „Spannriegel“ in die Ständer eingezapft sind², was nach freundlicher Mitteilung des verstorbenen Geh. Oberbauates J. Fr. Pries recht häufig in Gutscheunen aus der Zeit etwa 1775—1825 vorkommt. Älter werden auch die beiden Blauerhäger Häuser nach ihrem Gesamtbefund schwerlich sein, und zwar erscheint das Martenssche Haus jünger als das Wietingsche.

¹ Abb. Zeitschr. des Heimatbundes „Mecklenburg“, 20 (1925), Abb. 4, S. 102.

² Vgl. den Querschnitt durch den Wirtschaftsteil des Petschower Kruges, ebenda Abb. 12 a, S. 112, und den Vordergiebel des Wohnstallhauses zu Wendischhagen (jetzt Seehagen), Gehöft V ebenda Abb. 2, S. 101.

geschichtetes Dorfbild wie in Papendorf bei Rostock, wo die geschlossen beisammen liegenden Bauernhöfe, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts nach einem großen Brande wieder aufgebaut wurden, alle den Gutstypus zeigen, während auf dem angeblich 1818 ausgebauten Gehöft I (Bauer Kröpelin) ein stattliches Abseitenquerhaus steht¹ und am Ende des Dorfes als überlebtes der Zeit vor dem großen Brande ein echtes niedersächsisches Dreiständer- und Durchgangsdielenhaus von 1728 sich vorfindet: der Katen des Gehöftes V, dessen befahrbare Längsdiele nach rückwärts in gleicher Höhe und Breite durch die „Kaf“ mit je einem Swibbogen rechts und links bis zum Wohngiebel fortgesetzt wird und hier mit Fußgängertür in den Garten ausmündet.

Daß auch auf altniedersächsischem Boden Spuren des Durchgangsdielenhauſes zu finden sind, die nur viel früher vom Flettdielentypus überschichtet wurden, habe ich schon 1930 betont². Daß die Durchgangsdiele im süd-niedersächsischen Berglande (bergiges Westfalen und Weserbergland) herrscht, hängt schwerlich mit nicht-sächsischen Baueinflüssen (welcher Art könnten diese sein?), sondern damit zusammen, daß der in den oft sehr eng im Tale gedrängten Dörfern knappe Baugrund eine Verlängerung des uralten Durchfahrtsdieleentypus um das Kammerfach und noch mehr nicht zuließ, sondern die Raumerweiterung in der Höhe gesucht werden mußte. Es ist gewiß kein Zufall, daß das Gebiet des süd-niedersächsischen Durchgangsdieleengebietes weithin mit dem des Vierständerhauses und der Zweistöckigkeit im Wohnteile zusammenfällt³. Hier war die Fortentwicklung des Durchfahrts- und Durchgangsdielenhauſes durch die Landesnatur gehemmt, im Neusiedellande östlich der Elbe kam nach dem Grundgesetz aller Siedelung „van wilder Wortelen“, daß lange Zeit Wirtschaft vor Wohnkultur gehen muß, die Fortentwicklung des niedersächsischen Urtypus erst später in Gang und ging infolge der räumlichen und politischen Trennung von Altniedersachsen zum Teil ihre eigenen Wege. Nur das südwestmecklenburgische Flettdieleengebiet zeigt die spätere Wirksamkeit der Ausstrahlung altniedersächsischer Baugewohnheiten nach Mecklenburg hinein. Der weitverbreitete Flettarmdieleentypus dürfte in Mecklenburg durchweg nicht als verstümmelter Flettdieleentypus anzusehen, sondern unmittelbar aus dem Durchfahrtsdielenhause abzuleiten sein, dessen ältester Vertreter (Hungerstorf um 1400) bereits genau so wie die Großbauernhäuser des gleichen Typus aus dem 18. Jahrhundert den Trausseitenausgang beim Herde ins Freie aufweist. Damit ergab sich das Flettarmdielenhaus von selber, sobald die rückwärtige Dielenausfahrt in eine Stube verwandelt wurde, wie dies oben bei Bogeler in Madegast aufgewiesen wurde.

So prägt sich gerade in den landschaftlichen Besonderheiten des Niedersachsenhauses in Mecklenburg die Pionierleistung jener niedersächsischen Grenzer aus, die um 1200 über die Elbe ins Ostland zogen und blutsmäßig

¹ Endler-Folkers, Das mecklenburgische Bauerndorf, Abb. 1 (Querschnitt und Grundriß).

² Ebenda S. 115 und 118. Vgl. auch das niedersächsische Einraumhaus von Drenthe und Overijssel bei W. Beßler, Die Abarten des altsächsischen Bauernhauses, Archiv für Anthropologie, Neue Folge, 8, 1909, S. 174—175.

³ Vgl. die beiden Übersichtskarten ebenda S. 164 und 173.

die Grundlage der heutigen Bevölkerung Mecklenburgs bildeten. Das niedersächsische Bauernhaus ist die wichtigste Urkunde für den Nachweis der Herkunft der Mecklenburger. Um so mehr muß man es beklagen, daß es bisher noch nicht möglich gewesen ist, wenigstens ein mecklenburgisches Bauernhaus als Denkmal der Großen Ostlandwanderung, die das deutsche Mecklenburg begründete, für die Zukunft sicherzustellen als ein Mahnmal für Kinder und Enkel, die das Niedersachsenhaus nicht mehr wie wir in unseren Dörfern sehen werden. Solange unsere Dörfer lebendig bleiben, können sie nun einmal keine Museen sein, sondern müssen sich wandeln in organischem Wachstum.

Das Heimatmuseum im niederdeutschen Sprachraum

(Mit besonderer Berücksichtigung der Warnemünder Verhältnisse.)

Von Johannes Gossfeld.

Das Heimatmuseum wächst aus einer Sammlung von Gegenständen heraus, die einem begrenzten Gebiet eigentümlich sind. Diese Gegenstände wurden gebraucht von niederdeutschen Menschen, die sie in ihrer Sprache, der plattdeutschen, benannten und von denen sie in ihrer Mundart redeten, auch wenn es sich um Dinge handelte, die von auswärts zu ihnen gekommen waren. Der Name von altem Hausgerät würde mit diesem verloren gehen oder sich doch wahrscheinlich einem Bedeutungswandel unterziehen, wenn seine Herkunft nicht mehr bekannt ist.

Wenn wir ein Alt-Warnemünder Haus einrichten, so lassen wir uns von Trägern der Überlieferung aus Warnemünder Familien erzählen, wie es in der Wohnung ihrer Eltern ausgesehen hat, und was sie von diesen aus früheren Tagen erfahren haben. Die Berichte werden uns in plattdeutscher Sprache gegeben; nur so sind sie echt, und wir sind zu ihrer getreuen Wiedergabe verpflichtet.

Als ich die Sammlung Alt-Warnemünder Gegenstände übernahm, hatte ich das Glück, sie von dem Fischer vorgeführt zu bekommen, der vor nunmehr 25 Jahren mit den Worten: „Dat möt doch Wiert hebbben, wenn de Berliner dat upköpen!“ den Plattdeutschen Verein zur Gründung eines Museums veranlaßte. Ich erhielt über ein Jahr im echtesten Warnemünder Schiffer-Plattdeutsch Unterricht und habe später immer bedauert, wenn ich bei der Führung auswärtiger Gäste hochdeutsch zu ihnen reden mußte. Natürlich wurden die Gegenstände plattdeutsch benannt, die Namen erklärt und verhochdeutsch.

Mein Gewährsmann gab im Eifer oft noch die Vokale in der Form der für Warnemünde bezeichnenden Entrundung wieder, wie sie bei älteren Leuten etwa bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts üblich war: „De Hifer (Hüfer) in de Achter- un de Bör-Keeg sælen jo in Warnemünn (Warnemünn) so wäsen, as se in Freesland bug't werden . . . Manf twee Hifer is de Tisch (Tüsch 'Zwischenraum') vonwägen dat Fier (Fier).“

Wi gahn ewer denn' Süll up de Däl. Nun treten uns schon Sachen entgegen, die von den Warnemündern selbst angefertigt sind, der Not gehorchend, denn Handwerker wurden bis zum Beginn der Gewerbefreiheit in Warnemünde nicht geduldet. „Dor kemen de Kofstocker un wullen uns bahnhasen. Se snückerten in alle Ecken un kregen jeden bi 'n Ranthafen, de ehr int Handwerk fuschert hadd.“ De grot Ruffer is von de Lüchten (es wird der Beiname oder Sckelname gegeben). „Gen Smäd' gefell Hamann wull ein Lüchten-

diern frigen. He schenkt ehr einen groten, schönen Kuffer, denn' he sülsen beslagen hett, un de Nam's von ehr beiden stahn dor up. Se hett denn' Kuffer denn of nahmen, æwersten den Kierl hett se nahsten doch lopen laten." So hören wir Warnemünder Familiengeschichte, die sich an einzelne Gegenstände knüpft, in plattdeutscher Sprache.

Wir gehen weiter in de Wahnstuw'. Da stehen Teller, Töpfe und Krüge, die vor mehr als 100 Jahren aus England mitgebracht wurden, in großer Zahl. Die Trinkgefäße mit den englischen Sprüchen bezeichnet unser Fischer als Krös'. Er erzählt uns weiter von den Familien, deren Ungehörige ihre Namen auf Pfeifenköpfen anbringen ließen, um diese dem Freund zu schenken. Un dat Pipenruhr is ut Flieder. Ja, wozu benutzte man nicht den Flieder, den Holunder! Er fehlte in keinem Garten im alten Warnemünde. He gew denn' Fleadertee, un Fliederbeeren-saft dörrt in 'n Winter nich all warden. Wenn de Suchten braken warden müßten, denn wir mank nägenerlei Holt, dat bruukt würd, of immer Flieder.

In de Eck dor rechts stünn de Beddstäd', meist ein Himmelbedd, un de Haken för dat Aptreckels is noch haben an de Däk. Dat hing dal, un de Ollen können sich dor an hochrecken, wenn se rutwullen ut de Posen.

De Knüttwucken steiht of noch dor to 'n Nettknütten, un de Nettbüdel hängt an de Twäl, un dor sünn in: Lettringnadel, Lettringspon, Lettringsbrett un Goorn. De Spinnrad' seihn ganz verschieden ut: dat ein is 'n Kor, dat anner is de Buck mit dat Rad, wo de knækern Ring' up sünn. De klapp-ten, wenn de Spinnfru in 'n Dorm (Einnicken) kem, un se wöf denn wedder up.

Mit denn' Spiegel, de æwer de Kommod' mit de välen engelschen Humn' un annern Andenkenfram hängen deit, is dat 'n snurrig Sak. „Dat is 'n Zuckerspiegel, de Rahm is ut Holt von de ollen Zuckerkisten maakt, de ut Bomerika kemen!“

In de Eck, wo süs de Alben stünn, is 'n Frugensmisch henstellt, dat is so antreckt, as ein Warnemünder sich antreckt wir, wenn se nah de Karf güng. Un wi hören de Namens för de ollen Kleedagen: Hum mit Hüll, Kam'sol, Postdok, Muff mit Snuuwdok, Schött und Warprock. Ein Hemd seihn wi ut 'n 18. Johrhunnert mit Krimp (Kräuselung) un Winnlaseh. Wie seihn of ein Brutjack mit blank Knöp an de Arms un mit Fullen (Falten). Dat Bruthemd æwersten hett Hollsom: ein, drei, fiv, sæben Löcker, un so geiht dat wider; Flöhjinsten säden de bösen Kierls dorto. „Willn wi mal in de Fischers ehr Stuw gahn. Dor steiht denn jo 'n Fischerfru mit sonn' Hot up 'n Kopp, as wi em männigmal hüt noch up denn' Kostocker Fischmark seihn; Bierdkopp säden wi dorto. Dower ehr Schullern dreggt se de Kiepen, wo de Fisch infemen: de sünn mit ein Egg (Tuchfante) to sambunnen, Windfaden würd jo dörrch dat Kam'sol drücken warden. Ehr Wesselfgeld hadden se in de Fid, æwer meistens in dat Sellbrett. Dat is einen handlangten Kasten, de is mit einen Schüwer tomaakt. Dor steiht æwer noch ein Brettenn' æwer, wo dat Geld rupschüdd't warden künn.“ Wir kennen das Wort sellen für handeln kaum mehr. Vielleicht ist es noch gebräuchlich als versellen und Kleeder-seller. Dabei gab es früher in Kostoek ein richtiges Fischselleramt mit ver-eidigten Beamten (Fischsellereid).

In der Fischersprache werden uns Fanggeräte, Modelle von Fahrzeugen, Gegenstände zum Ausbessern und zum Stricken vorgeführt. Dor

hängt 'n hämpern Schullennett up ein Klav von 1819 mit Flottholt (Flaten). De Klav (Holzgabel), auf die das Netz geschürzt ist (kört't is, seggen se dor'to), trägt die Anfangsbuchstaben des Herstellers und die Hausmarke (Nanteefen), ein auf der Basis stehendes Dreieck, das horizontal halbiert ist. Im Segelbeutel stecken Fethhuurn, Fitt, Kowelgoorn, Marlin, Ritmaten un Madels. Von all diesen Dingen läßt sich viel erzählen. Der Segelbeutel diente aber auch zum Krabbenfangen und heißt deswegen Krääwtbüdel.

In der Küche fällt uns wieder das englische Geschirr auf, das in der Kannbuurt steht. Über den Herd breitet sich de Klock. Man sieht darunter noch de Haken to 'n Rökern, de Dreiföt, de Schapens un Grapens, de Frierlad' un de Fransunzel. Up de Strikk stahn de Bundsfatten (Butterformen), de Lüchters un de Seelpött. „Ja“, sagt unser Gewährsmann, „de Lübecker, de weeten jo nich mihr, worüüm dat Seelpott heit; de meinen dorüüm, wiel de ‚armen Seelen‘ in 'n Armenhus dor ehr Älten in nahkregen!“ Und darunter stehen die Butt-Emmer (de Spanns) mit Brickens dorin, as se up de Horn Mod' wiren. Dor würden se ünner an denn' Wagen hängt.

Wir sehen Gegenstände, die in Beziehung stehen zur Kinderwartung. Dor steht de Weig mit Seegrass, und ein Besen liegt darin, süs können jo de Innerierdschen kamen un tuuschen dat lütt Kind üm. Dat Bedd dornäben schient uns bäten lütt; ewer dat lett sich jo nah de Sid utschuben. Na, dat wir jo of denn blot nödig, wenn de Kierl von See kamen ded'.

Dewersten, dor liggt jo noch mihr Rinnerfram: all de Saken, de to 'n Döpen nödig wiren, un dornäben de Snick (hat die Form einer kriechenden Schnecke), dor kregen s' wat mit in 'n Hals gaten, wenn s' asweint worden füllen von 'n Fitt oder von de Buddel.

Mank de Fischersaken hängt een lang Sträng' to 'n Dragen: de Längen. De würden bruukt tum Heuhalen, un dat Bachholt würd dorin nah 'n Bachhus bröcht, wo de Warnemünnen in backen deden. Ja, woans kenneten se ehr Brot nahsten wedder? Se hadden Margelhölter. De Fot süht ut as 'n Hart. „Wi möken jo up alls Harten. Un dor is de Nam in Speigelschrift upsnäden. Dit würd up dat Brot drückt, dat würd dormit markiert.

Dat wi nu bi de Äteri sünd! Hier liggt einen groten Tinnläpel, dat is de Risknüustläpel, de würd bi de Hochtiden bruukt. Dor würd jo dull anruckt. Dat gew Rindfleischsupp, Rindfleisch un Plummen un witten Ris mit roden Zucker. Denn kemen de Jungs un mühten de Risknüüst utdragen nah de Fründschaft, de nich to de Hochtid kamen wir. ‚Upäters‘ säden s' of to de Knüüst. Dat wiren Semmel, de würden uthölkert un mit denn' Risknüustläpel würd dor Ris infüllt. Worüüm de of Upäters heiten deden? Wiel de Bengels ünnerwägens all dor weck von upäten deden. Isk weit dat noch von Glas Klugen, de had 'n Lütten in de Müß, ewer bi de Upäters wir he to brufen. Un wenn se von 'n Utdragen trüggkemen, denn drösten sei de koppern Kätels utstippen, dor wir noch naug Ris in mit Krömel's mank.“

Wi kamen in de lezt Stuw, wat mal ens de Rauchstall von de Warnemünners wääst is. Un dor seihn wi väl Saken von de Geburt bet to 'n Dod: de Brutkron un dat Dodenkriüz. „Wat Stine Michelsen wir, de verleihnt de Brutkron un dat Kopptüg to 'n Insägen. De Dodenkron hett se mit int Graff frägen, un viertig Johr nahher dunnen hebben wi dat ‚Leiden Christi‘

wedder utpurrt. Dat wüird jo up dat Dodenkrüz leggt, dat wi dor an de Wand annagelt hebben, ein siden, grün Krüz mit Sülwerkant un düstergrön un rod Sleusen besett. Dat wüird up de Rüstkiß von Jungdierns leggt. Un dit schön Krüz, dat hollen wi hoch in Ihren, dat hett uns' Perfessor Wossidlo funnen un hett uns dat hier wedder hergäben, un dor hett he uns ein grot Freud' mit maakt."

Stand und Aufgaben der deutschen Erzählforschung

Von Gottfried Henßen.

Als die Brüder Grimm mit dem planmäßigen Aufzeichnen der deutschen Märchen und Sagen begannen, standen sie ganz im Banne der mythischen Einzelheiten, die hier vorlagen; sie bezeichneten es daher als ihre wesentlichste Aufgabe, diese Niederschläge und Spuren alten Volksglaubens zu bergen und vor der Vergessenheit zu bewahren. Ihre Hinneigung zum Stofflichen bestimmte die Art, in der sie das Gehörte wiedergaben: sie waren vor allem bemüht, den Inhalt getreu im Anschluß an die mündliche Überlieferung festzuhalten; mit der jeweiligen Form dagegen verfahren sie mehr nach Gutdünken, und so überarbeiteten sie weitgehend die einzelnen Erzählungen und glichen sie durch denselben Sprachstil einander an.

Fast bis in die Gegenwart hinein ist ihre Art, das volkstümliche Erzählgut zu sammeln und zu werten, Muster und Vorbild geblieben. Bei den meisten Sammlungen aus den verschiedenen deutschen Sprachgebieten finden wir eine Beschränkung auf die Stoffe wunderbaren Inhaltes. Nirgendwo wird der Versuch gemacht, das vorhandene Erzählgut einer Gegend in seiner gesamten Fülle zu erfassen; wirklichkeitsnahe Geschichten wie Schnurren und Anekdoten werden vernachlässigt oder als belanglos empfunden und ganz außer acht gelassen. Nur ganz selten erfahren wir etwas über den Erzähler und das Leben der Erzählung, und verschwindend gering sind die Fälle, in denen wir Proben der ursprünglichen Erzählweise des Volkes erhalten.

Um die Jahrhundertwende geht Wilhelm Wisser einen Schritt weiter, indem er in seinen Sammlungen grundsätzlich die Mundart der holsteinschen Gewährsleute beibehält. Aber auch er läßt sich in seinen Veröffentlichungen weniger von wissenschaftlichen als von künstlerischen Erwägungen leiten: wo er es für wirksam hält, verschmilzt er mehrere Fassungen des gleichen Stoffes zu einer einzigen Geschichte, und seiner ganzen Sammlung gibt er einen einheitlich-persönlichen, wenn auch mundartlichen Sprachstil.

Die Beschäftigung mit der stofflichen Seite der Erzählung führte zu einer ausgedehnten Motivforschung. Sie setzte mit dem Anmerkungsbande der Brüder Grimm zu ihren Kinder- und Hausmärchen ein, wurde von Reinhold Köhler in zahlreichen kleineren Beiträgen weitergeführt und fand in dem Lebenswerk von Bolte und Polivka ihren reichsten und vielgestaltigsten Ausbau. Als eine letzte Zusammenfassung, gleichzeitig aber auch als ein vorläufiger Abschluß dieser Forschungseinrichtung kann das augenblicklich erscheinende Handwörterbuch des deutschen Märchens gelten, dessen Artikel sich fast ausschließlich mit stofflich-motivischen Fragen auseinandersetzen.

Es ist Friedrich Ranks Verdienst, daß die Erzählforschung im letzten Jahrzehnt eine grundsätzliche Wendung nahm. Nachdem er zunächst in seinen Abhandlungen „Sage und Erlebnis“ wie dem „Suckup“ auf die nahe, oft geradezu untrennbare Verbindung zwischen der Überlieferung und ihrem Träger hingewiesen hatte, stellte er später wiederholt die Forderung nach einer biologischen Betrachtungsweise auf: die genaue Wiedergabe des Inhaltes der Erzählungen sei nicht ausreichend; der Sammler müsse darüber hinaus die Erzähler und ihre Stellung zu den Geschichten berücksichtigen sowie die näheren Umstände festhalten, unter denen das Erzählen zustande käme.

Erst durch diese neue Blickschau, die zu dem Träger der Überlieferung als ihrem Bewahrer und Gestalter hinführte, wurde eine wahrhaft volkswissenschaftliche Methodik der Erzählforschung angebahnt. Sammlungen und Untersuchungen aus den letzten Jahren, die im Sinne Ranks das Erzählgut verschiedener Landschaften bringen, zeigen in ihren Ergebnissen, wie fruchtbar sich die Anregungen auswirkten.

Im Folgenden sei in Kürze ausgeführt, welche Arbeitsgrundsätze auf dem Gebiete der Erzählforschung sich im Anschluß an die Rankschen Forderungen herausgebildet haben, und nach welchen Richtungen die neu gewonnenen Erkenntnisse gehen.

Die Erfassung des Erzählgutes in seinem natürlichen Ablauf, d. h. als gesprochenes Wort in der Gemeinschaft, erfordert eine eindringliche und behutsame Vorarbeit. Der Sammler muß zunächst bemüht sein, sich in die Denkart der Leute seines Gebietes einzuleben und das Vertrauen der Erzähler und Hörer zu gewinnen. Die Gewähr zu einwandfreien Aufnahmen ist gegeben, wenn er in den Erzählkreisen nicht mehr als ein Außenstehender empfunden wird.

Die Funktionen der verschiedenen Arten der Erzählung sind nur dann zu erkennen, wenn alle Geschichten unterschiedslos, gleichviel ob Sage, Märchen, Schwank oder gegenwartsnaher Bericht berücksichtigt werden. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, das gesamte Erzählgut zu erfassen und nicht nur die literarisch und mythologisch fesselnden Stoffe.

Eine wort- und lautgetreue Wiedergabe des Gehörten ist nur bei einer genauen Kenntnis der in Frage kommenden Mundarten möglich. Schallplatten- und Magnetophonaufnahmen sind als Ergänzung der schriftlichen Aufzeichnungen unentbehrlich, weil sie allein die Klanggebilde in ihrer ganzen Ursprünglichkeit wiederzugeben vermögen.

Die zahlreichen Beziehungen des Erzählgutes zu Glaube und Brauchtum verlangen, daß der Sammler bei seinen Untersuchungen auch die sonstige geistige Überlieferung berücksichtigt. Auch ist ein Studium des Arbeits- und Freizeitlebens für ihn unerlässlich, wenn er die gemeinschaftsbildende Kraft des Erzählgutes in ihren verschiedenen Abwandlungen richtig erfassen will.

Bei den Aufnahmeverfahren zeigte sich, daß die Märchen im Vergleich zu den übrigen Erzählformen nur noch eine geringe Rolle spielen. Die Hörschaft ist meist nicht mehr so einfacher Denkart, als daß sie diesen Geschichten ungeteilte Aufmerksamkeit schenkt. So ist denn das Zaubermärchen weit-

gehend aus dem Kreise der Erwachsenen in die Kinderstube abgewandert. Wo aber das Märchen im engsten Familienkreise erzählt wird, da ist es für den Sammler schwer, sein Dasein nachzuweisen und es in größerer Zahl zu erfassen.

Innerhalb der deutschen Teilgebiete lassen sich beachtenswerte Unterschiede feststellen; man kann geradezu von märchenreichen und märchenarmen Landschaften sprechen. Nach den vorliegenden neueren Sammlungen werden die Märchen noch verhältnismäßig häufig im niederdeutschen Sprachraum wie in den deutschen Alpen angetroffen, während sie in den deutschen Mittelgebirgen nur mehr spärlich zu finden sind. Die Ursachen für das Absterben in den Mittellandschaften scheinen einmal in der starken Industrialisierung zu liegen; sie hatte starke Bevölkerungsverchiebungen und damit eine Lockerung der Überlieferung zur Folge. Hinzu kommt die harte Lebensweise, die in den kargen Gebirgsgegenden die Leute bis in ihr hohes Alter hinein zu angestrenzter Tätigkeit zwingt und weder Zeit noch Sinn zum Erzählen von Märchen aufkommen läßt.

Ein Vergleich der jüngsten Sagensammlungen mit früheren aus den gleichen Gebieten zeigt, daß auch hier große Wandlungen im Laufe der letzten Jahrzehnte geschehen sind. Alle Stoffe, in denen Naturvorgänge ihre mythische Ausdeutung erfahren wie etwa die wilde Jagd, die Mittagsmutter, Wassergeister und Waldfrauen, finden nur ganz selten noch wirklichen Glauben und sind daher allenthalben im Absterben begriffen. Soweit solche Geschichten noch erzählt werden, ist es oft nur der spannende Inhalt, der sie weiterleben läßt, oder aber sie werden als Überlieferungen aus alter Zeit zur Erläuterung des Glaubens der Ahnen gebracht, nicht ohne daß die Erzähler in Vor- und Nachworten von diesen Glaubensvorstellungen abrücken, um nicht in den Verdacht einer unzeitgemäßen Denkweise zu kommen. Innerhalb der einzelnen deutschen Landschaften lassen sich erhebliche Unterschiede nachweisen. Die Häufigkeit dieser Gruppen schwankt, je nachdem ob das Sammelgebiet abgeschlossen und schwer zugänglich ist oder mehr in der Nähe wirtschaftlich entwickelter Gegenden oder gar in diesen selbst liegt. Auch in der Verteilung der einzelnen Erzählstoffe ergeben sich beachtenswerte Unterschiede. So begegnen die Sagen vom freundlich-feindlichen Hausdrachen vor allem in Österreich, dem Sudetenland und den Gegenden östlich der Elbe; Geschichten gleicher Art finden sich zahlreich in ganz Skandinavien; dagegen sind sie westlich der Elbe, abgesehen vom thüringisch-mainfränkischen Gebiet, heute nur noch spärlich anzutreffen. Die geisterhafte Spinnerin, die oft ihren Sitz in einem Baume hat, ist für den sächsisch-niederdeutschen Raum bezeichnend, während die drei Frauen, die dem mitternächtigen Wanderer begegnen, in den Gebieten einer ehemaligen keltischen Bevölkerung besonders häufig anzutreffen sind.

Überall verbreitet und beliebt sind die Geschichten, die von den geheimnisvollen Kräften anderer Menschen, dem zweiten Gesicht und den Totengeistern handeln. Sie finden ihre Fortsetzung in den okkulten und magnetisch-hypnotischen Erlebnissen gewisser städtischer Kreise.

Neben dem Absterben verschiedener Gruppen des Volksglaubens und der damit zusammenhängenden Berichte ist ein Vordringen neuer Erzählstoffe festzustellen.

Hier sind zunächst die Geschichten zu nennen, die den Sagen noch nahe stehen. Von den Ahnen her lebt die Erinnerung an den wilden Jäger und andere umziehende Geister weiter fort; aber die Menschen überwinden die alte Gespensterfurcht und rasten nicht eher, als bis das geheimnisvoll Schreckhafte seine natürliche Erklärung gefunden hat. Dann erkennt der Unererschrockene in der weißen Waldjungfer eine seltsam hohe, vom Mondschein beleuchtete Distel, und das Getöse der wilden Jagd erklärt sich als das Geschrei abziehender Zugvögel.

Weitaus an erster Stelle stehen heute die Geschichten, die keine Beziehungen zum Irrationalen haben. Viel Unwahrscheinliches und erzählerisch Gewagtes wird gern in Kauf genommen, wenn nur nicht der feste Boden der Wirklichkeit verlassen wird. Aus diesem Grunde ist es zu verstehen, daß aus der spätmittelalterlichen Blütezeit des Schwanks noch viele Stoffe in voller Kraft stehen und allgemein beliebt sind, obwohl sich die sozialen und kulturellen Verhältnisse seit jener Zeit grundlegend geändert haben — ich denke an die zahlreichen Schwänke vom dumm-lüsterne Geistlichen oder vom einfältigen Bauer sowie an die groben Streiche Culenspiegels.

Zu diesen älteren Erzählungen kommen neuere hinzu, die sich mit geschichtlichen Persönlichkeiten befassen und bei denen stets das Anekdotische der Ausgangspunkt ist. Ferner sind hier die heimischen Geschehnisse zu nennen, die sich über Geschlechter hinaus fortgeerbt haben; sie sind besonders bezeichnend für die Denkweise einer Bevölkerung. Wesentliche Bestandteile des Erzählgutes sind endlich die eigenen Erlebnisse der Erzähler, Schilderungen von Jagdabenteuern, Schmuggelgängen, Schlägereien und Gelagen, Erinnerungen an die Soldaten- und Kriegszeit.

Es ist erklärlich, daß bei der Vielseitigkeit der gesammelten Erzählungen nur ein verhältnismäßig kleiner Teil sich mit dem Typenverzeichnis von Larne-Thompson¹ deckt. Bei den Tier- und Zaubermärchen sind nur einige Ergänzungen vorzunehmen; aber schon die Märchenschwänke vom geprellten Teufel, die Schildbürgerstreiche und die Schwänke vom dummen und schlauen Menschen bedürfen erheblicher Erweiterung. Während bei Larne-Thompson nur die Standeschwänke angeführt sind, in denen der Bauer, der Pfarrer und allenfalls noch der Küster die Helden sind, liegen aus der deutschen Überlieferung zahlreiche Geschichten vor, die sich außerdem noch mit den Vertretern weiterer Stände befassen. Völlig neue Gruppen bilden die Streiche Culenspiegels wie die Schwänke und Anekdoten, die den Alten Fritz und seinen Kreis zum Gegenstande haben.

Noch fehlt es an jeder Übersicht über die Verbreitung der verschiedenen Gruppen und Stoffgebiete; ebenso sind wir noch weit entfernt von einer genauen Kenntnis ihrer Funktionen in den Erzählgemeinschaften der verschiedenen deutschen Länder. Für die künftige deutsche Erzählforschung ergeben sich daher folgende Aufgaben:

1) Eine gleichmäßige Durchführung der Sammelarbeit im gesamtdeutschen Sprachgebiet nach den oben mitgeteilten Arbeitsgrundsätzen; Wiedergabe der Sammelergebnisse in Form monographischer Darstellungen einzelner Landschaftsräume, Erzählgemeinschaften und Erzähler.

¹ The Types of the Folk-Tale, Helsinki 1928.

2) Untersuchungen über Verbreitung, Herkunft und Wesensgehalt der verschiedenen Gruppen und Untergruppen des Erzählgutes unter besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Erzählgemeinschaften.

3) Untersuchungen über die deutsche Sonderart zwischenvölkischer Wanderstoffe.

4) Untersuchungen zur Form volkstümlichen Erzählgutes unter Berücksichtigung der Erzähler- und Hörerkreise.

Aus den gestellten Aufgaben geht deutlich die tiefe Wandlung der deutschen Erzählforschung hervor. Bei allen künftigen Untersuchungen ist die Bezogenheit der Erzählungen auf Erzähler und Hörer die unumgängliche Voraussetzung. Nicht die Erforschung des Erzählgutes an sich, sondern die Erforschung des Volkscharakters durch das Erzählgut ist das Endziel.

Wesen und Wirken der Volkskunst

Mit besonderer Rücksicht auf die Schachtelmalerei

Von Otto Lauffer.

Unter den vielen Kunstwissenschaftlern, mit denen ich in meinem Leben in nähere Beziehung gekommen bin, war keiner, der im Hinblick auf die Gesamtheit der Denkmälerforschung eine so lebendige Einsicht in die verschiedenen hierbei möglichen Arten der wissenschaftlichen Behandlung bewiesen hätte wie Karl Roetschau. Dieser Mann hat in seiner Laufbahn die Sammlungen in Coburg und Weimar, die Rüstkammer des Historischen Museums in Dresden wie die Kunstsammlungen von Düsseldorf und vom Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin geleitet, und er ist durch diese Tätigkeit für die verschiedenartige Betrachtung der Werke der „hohen Kunst“ und des Kunstgewerbes in gleicher Weise geschult. Er hat es auch mehr als alle anderen verstanden, als ich versuchte, den Begriff einer deutschen Altertumskunde gedanklich aufzubauen. Nur eins ist ihm in all seinem Wirken fremd geblieben: das ist der ganze Bereich der Werke der „Volkskunst“, und ich erinnere mich sehr wohl einer Unterhaltung, in der er mir vor etwa einem Jahrzehnt einmal sagte, er habe noch niemanden getroffen, der ihm den Begriff der Volkskunst fest umrissen hätte, und er müsse fragen, ob dieses überhaupt möglich sei.

Ich spreche hiervon an erster Stelle, weil an diesem sehr eindringlichen Beispiele erkenntlich wird, daß auch der best aufgeschlossene Kunsthistoriker eine zutreffende Umgrenzung des Begriffes „Volkskunst“ kaum wird vornehmen können. Die Betrachtungsweise, die ihn in seinen Forschungen leitet, führt ihn — wie wir gelegentlich noch näher sehen werden — auf ganz andere Bahnen. Ich selber aber habe es bei jener Unterhaltung mit Beschämung empfunden, daß ich damals auch nicht in der Lage war, die gewünschte Antwort zu erteilen. Um so mehr habe ich seit jener Zeit immer bei Gelegenheit darüber nachgedacht, und ich glaube, jetzt ein paar zutreffende Bemerkungen hierzu machen zu können. Ich widme sie als Festgabe zum achtzigsten Geburtstag Richard Wossidlo, meinem Freunde und meinem Arbeitsgenossen in der Ausgestaltung volkskundlicher Forschung.

Dabei nehme ich den Bereich der Volkskunst von vornherein grundsätzlich als einen Teil der Volkskunde, und ich bin der Überzeugung, daß nur der Volkskundler in der Lage sein wird, hier die nötigen Aufklärungen zu geben. Der Begriff der Volkskunst umfaßt alle die Teile der volkstümlichen Gegenstandskultur, die irgendwie in volkstümlicher Art und mit volkstümlichen Mitteln künstlerisch ausgestaltet sind. Für ihn gelten aber auch die Grund-

voraussetzungen, die bei der Erzeugung aller Sachgüter entscheidend sind. Von diesen muß man deshalb, wie ich glaube, den Ausgang nehmen, wenn man in Wesen und Wirken der Volkskunst eine tiefere Einsicht gewinnen will.

Ein jeder Gegenstand, den der Mensch für irgendwelchen eigenen Gebrauch geschaffen hat, ruht in dem Gleichgewicht von Stoff, Form und Zweck. Von jeder dieser drei Seiten ergeben sich gewisse Bedingungen, die erfüllt sein müssen, wenn das Stück ebenso seine Dauerhaftigkeit und seine Wohlgefälligkeit wie seine Verwendbarkeit haben soll. Der Zweck bedingt in vieler Hinsicht die Wahl des Werkstoffes. Der Stoff wieder hat jeweils seine eigene Gesetzmäßigkeit, und jedermann weiß, daß es für Werkgerechtigkeit und Formgestaltung ein sehr großer Unterschied ist, ob man in Erdmasse oder in Holz, in Zinn oder in Silber, in Leinen oder in Wolle arbeitet. Gleichbedeutend mit Gebrauchszweck und mit Werkstoff sind endlich Form und Farbe. Sie geben dem Gegenstande seine Gestalt und seine Erscheinung. Aber die bildende Hand ist dabei nicht durchaus frei in schöpferischer Arbeit. Die Form muß mit der Zweckbestimmung und mit der Werkgerechtigkeit im Gleichgewicht ruhen, wenn sie auf die Dauer wohlgefällig sein soll.

Die Arbeitsvoraussetzungen, von denen ich hier spreche, gelten für jede Art von Gebrauchsgegenständen. Sie gelten für die Werke der Volkskunst genau ebenso wie für diejenigen der sogenannten „hohen Kunst“, oder sagen wir hierfür in unserem Zusammenhange lieber: der „Meisterkunst“. Eine Unterscheidung dieser beiden Begriffe muß also von anderer Seite her gewonnen werden. Sie liegt zunächst einmal darin, daß die Volkskunst, im entscheidenden Gegensatz zur Meisterkunst, nicht aus der Einzelleistung, sondern aus der Gemeinschaftsarbeit hervorgeht. Meisterkunst ist, um es noch anders auszudrücken, Individualkunst. Die Volkskunst dagegen ist Kollektivkunst.

Werke der Volkskunst sind, wenn es sich nicht wegen des Werkstoffes und wegen bestimmter Handfertigkeiten um die Erzeugnisse von einzelnen volkstümlichen Werkstätten handelt, zum großen Teile aus hausindustrieller Arbeitsgemeinschaft hervorgegangen. Wir finden, um ein paar Beispiele zu nennen, in den „Schriften des Vereins für Socialpolitik“ Hinweise dieser Art an den verschiedensten Stellen. In einer Zunftordnung der Berchtesgadener Drechsler vom Jahre 1669 wird es ausdrücklich verboten, daß auch die Meistertöchter, wie das bis dahin geschehen sei, im Handwerk unterrichtet werden dürften. Zum Bemalen, das heißt also zur farbigen Ausstattung der Drechslerarbeiten dürfen sie aber mit herangezogen werden¹. Frauenarbeit im Handwerk läuft durch bis auf unsere Tage. In der hessischen Zündholzschnachtmacherei in Klein-Zimmern waren 1889 im ganzen 26 Familien mit 48 erwachsenen männlichen und 62 erwachsenen weiblichen Arbeitern tätig, die von zahlreichen schulpflichtigen Kindern beiderlei Geschlechts unterstützt wurden². Ebenso wird die Schildmalerei der Schwarzwälder Uhrenindustrie zum Teil als Frauenarbeit ausgeführt³. Andererseits hören wir von der thüringischen Holzspielwarenindustrie, daß dort die aus der Schule kommenden

¹ M. Graf v. Armanzperg, Das Berchtesgadener Holzhandwerk als Hausindustrie, 1889, S. 5.

² Möser, Mitteilungen über Hausindustrie im Handelskammerbezirk Darmstadt, 1889, S. 117.

³ Hubbuch, Die Uhrenindustrie des Schwarzwaldes, 1889, S. 91.

Kinder sofort in die Arbeit gestellt werden, um beim Bemalen der Figuren oder sonstigen leichteren Beschäftigungen bis in die sinkende Nacht tätig zu sein¹.

„Hohe Kunst“ hat in allen ihren Werken die durchgehende Art, daß das persönliche Kunstwollen des einzelnen Meisters sich in der Arbeit ausspricht, und daß also die Erschaffung der einzelnen Arbeit immer an Leben und Wirken des Meisters gebunden ist. In der Volkskunst ist das nicht der Fall, auch da nicht, wo es sich um handwerkliche Massenware einzelner Werkstätten, wie etwa des Töpfers, des Böttchers oder des Zinngießers, handelt. Werke der Volkskunst wandern vielfach schon während des Entstehens aus einer Hand in die andere. Auch da, wo dieses im Einzelfalle nicht geschieht, könnte es doch wenigstens immer geschehen. Werke der Volkskunst sind nicht wie die der Meisterkunst in ihrer Entstehung an den einzelnen Hersteller gebunden. Wenn ein Arbeiter ausscheidet, so tritt ein anderer für ihn ein und führt das Werk in durchaus gleicher Art für ihn zu Ende.

In diesem Sinne sind die Werke der Volkskunst in ihrer Erzeugung Gemeinschaftsarbeiten. Sie sind es aber ebenso auch noch in einem anderen Sinne, nämlich überall da, wo es sich um den Abnehmer handelt. Werke der Volkskunst sind nur ausnahmsweise Einzelstücke, besonders dann, wenn sie als Minnegaben geschaffen sind. In der weit überwiegenden Zahl der Fälle sind sie Massenware. Sie suchen als Käufer die breite Menge des Volkes auf dem Marke. Sie sind daher auf die durchschnittliche Kaufkraft des Volksmenschen eingestellt. Das sind wirtschaftliche Rücksichten, die scheinbar mit dem Begriffe der Volkskunst nur wenig zu tun haben. Tatsächlich aber bedingen sie die Beschränkung des Werkstoffes auf das durchschnittlich Erschwingbare. Sie beschränken den Edelmetallverbrauch an Silber auf ein möglichst geringes Maß, und sie lassen schon aus Gründen der Preisgestaltung die Verwendung von Gold so gut wie ganz ausscheiden. Edelware liegt ebenso wie die Meisterkunst außerhalb der Bereiche der Volkskunst.

Zu alledem kommt hier aber endlich noch ein Gesichtspunkt, der uns heute ganz verloren gegangen ist, der aber früher in den Zeiten der ständischen Gliederung des gesamten deutschen Volkstums von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Alles, was wir im kulturgeschichtlichen Bereiche mit dem Schlagworte der „Luxusordnung“ zu bezeichnen pflegen, erscheint uns heute fast lediglich unter wirtschaftlicher Rücksicht als obrigkeitliche Anweisung zur Einschränkung eines unverhältnismäßigen Aufwandes. Tatsächlich aber war es der dauernd wiederholte Versuch, die ständische Gliederung auch in Wesen und Gestalt der zugehörigen Sachgüter äußerlich erkennbar zu machen. Ich habe über diese Frage der „Ausstattung nach Stand und Rang“ an anderer Stelle — in der Festschrift für Alf. Dopf 1938 — eingehend gehandelt. In unserem Zusammenhange kommt es nur darauf an, festzustellen, daß Volkskunst als Massenware sich nicht nur auf das beschränkt, was für Bürger und Bauern wirtschaftlich erreichbar, sondern auch was für sie standesmäßig zulässig war. Es ist deshalb kein Zufall, wenn der Rückgang der Volkskunst zu derselben Zeit erkennbar wird, in der die Schranken zwischen

¹ W. Stieda, Literatur, heutige Zustände und Entstehung der deutschen Hausindustrie, 1889, S. 77.

den einzelnen Ständen niedergerissen werden, das heißt um die Wende vom 18. zum 19. Jahrh.

Es liegt im innersten Wesen der Volkskunst begründet, daß wir uns hier in gedanklichen Zusammenhängen bewegt haben, die von der kunstwissenschaftlichen Betrachtungsweise sehr weit ab liegen. Wir haben damit aber nach meiner Überzeugung die entscheidenden Grundlagen gewonnen, die für die Beurteilung des Gesamtgebietes der Volkskunst maßgeblich sind und die sich auch dann noch in allen Stücken tragfähig erweisen, wenn wir solche volkskünstlerische Betätigungen ins Auge fassen, die den Werken der Meistertkunst scheinbar am nächsten stehen, und die deshalb in einen oder andern Falle auch den Kunstwissenschaftler locken könnten, sie in seine Kreise zu ziehen und sie mit den Maßstäben der Meistertkunst zu messen.

Wenn man eine solche Prüfung anstellen will, dann darf man innerhalb der Volkskunst nicht mehr in erster Linie nach Zweckbestimmungen und nach Werkstoff fragen, dann muß man Form und Farbe und ziermäßige Ausgestaltung aller Art in den Vordergrund der Betrachtung stellen. Ich habe mich unter diesem Gesichtspunkte umgesehen bei Töpfern und Küpern, bei Webern, Glasern und Kannegießern, im Bereiche der Holzgefäße und der Erdenware, der Kachelarbeit und der Glasmalerei. Am ehesten kann man dabei wohl die Hinterglasmalerei und das kleine Andachtsbild ins Auge fassen¹. Aber diese beiden haben nur einen beschränkten Ausdehnungsbereich im katholischen Lande, und es wäre deshalb möglich, daß man ihnen die All-gemeingültigkeit abstreiten könnte. Das lehrreichste von allen sonst etwa möglichen Beispielen ist deshalb, wie mir scheint, das der Schachtelmalerei. Auch H. Wossidlo hat ihr seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und annähernd 200 verschiedene bemalte Schachteln für seine volkskundliche Sammlung zusammengetragen. Ebenso ist es gewiß kein Zufall, wenn Ad. Spamer, der die volkstümliche Bildkunst im weitesten Maße überfiehet, die farbige Wiedergabe einer Schachtelmalerei auf das Werbeblatt für die von ihm herausgegebene „Deutsche Volkskunde“ gesetzt hat. Wir werden im einzelnen sehen, worin der Grund hierfür liegt. Ich schicke dabei zunächst einen Bericht über das Schachtelmachen voraus, ehe ich mich der Schachtelbemalung im besonderen zuwende².

Die älteste Schachtel, die ich kenne, stammt wohl schon aus dem 14. Jahrh. Sie befindet sich im Herzog-Anton-Urich-Museum zu Braunschweig. Früher gehörte sie der Kirche zu Steterburg³. Sie trägt im Deckelbilde quer die Darstellung des Abendmahls Christi, und man kann daher glauben, daß sie zur Aufbewahrung von Meßgeräten gedient hat. Woher sie ursprünglich stammt, und wo sie gearbeitet und bemalt ist, kann man nicht sagen. Die ältesten Werkstattnachrichten, die man kennt, kommen soviel ich sehe, aus Berch-

¹ Heint. Buchner, Hinterglasmalerei in der Böhmerwaldlandschaft und in Südbayern, 1936. — Vgl. Herb. Wolfg. Reiser, Deutsche Hinterglasmalerei, 1937. — Ad. Spamer, Das kleine Andachtsbild vom 14. bis 20. Jahrh., 1930.

² Vgl. Marie Gysin, Das Gadelmachen, eine Hausindustrie im Berchtesgadnerlande. In Mitt. a. d. Museum f. dtsh. Volkstrachten 1 (1900), S. 289 ff. — Aug. Hartmann, Zur Geschichte der Berchtesgadener Schnitzerei. In Volkskunst u. Volkskunde 1 (1903), 61 ff.

³ Abbildung bei P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler Kreis Wolfenbüttel, S. 121.

tesgadener. Die von Koch-Sternfeld aufgestellte Meinung freilich, daß diese Nachrichten schon in das Mittelalter zurückreichen, hat sich nach den Untersuchungen von Aug. Hartmann nicht aufrecht erhalten lassen. Wir sehen aber, daß schon im Jahre 1535 der Propst Wolfgang des Klosters zu Berchtesgaden den „Gadelmachern“ des Berchtesgadener Landes die erste Handwerksordnung erteilt. Eine ähnliche Ordnung wurde 1629 erlassen, und man kann sich bei dem Grafen v. Armanzberg im einzelnen darüber unterrichten, welche große Reihe von Schnitzarbeiten und buntem Spielzeug mannigfacher Art die Berchtesgadener Verleger neben Kästen, „Triücherl“, Büchsen und Schachteln nach einem Preisverzeichnis vom Jahre 1655 auf Lager hatten.

Von der Berchtesgadener Schachtelarbeit im besonderen berichtet, nach Hartmanns Angaben, im Jahre 1785 Franz von Paula Schrank in seinen „Naturhistorischen Briefen“ mit den folgenden Worten: „Fast jeder Landmann bearbeitet einen Teil dieser Industrialprodukte, welche unter diese Arbeiter ordentlich verteilt sind. Derjenige, welcher kleine Schächtelchen zu machen berechtigt ist, darf keine großen verfertigen, und umgekehrt; auch wird sich niemals ein Figureschneider mit Schachtelmachen, oder ein Schachtelmacher mit Figuren abgeben. Gleichwohl sind die Arbeiter nichts weniger als Leute, die sich mit nichts besserem zu beschäftigen wüßten. Sie widmen den ganzen Sommertag ihrer Feldarbeit, und nur am Abend, wenn sie sonst Muße haben, ruhen sie bei dieser Nebenarbeit aus, die sie oft bis tief in die Nacht hinein fortsetzen.“ Bis in unsere Zeit hinein suchen die Bauern und Burschen auf den ertragsarmen Berghöfen des Berchtesgadener Landes zunächst einen Nebenverdienst als Bergarbeiter, Bauleute, Schiffer oder Bergführer, außerdem aber betätigen sich besonders die letzteren im Winter und an Regentagen noch zusammen mit den Frauen und Mädchen im Holzhandwerk. Marie Gysin bestätigt noch im Jahre 1900 im Berchtesgadener Lande eine Zunft der Gadelmacher mit 70 Meistern und 30 Gesellen, außerdem aber noch etwa 40 nicht eingeschriebene, die als Pfuscher daneben arbeiteten, und die ebenfalls „Gadeln“ machten¹.

Schachtelarbeit ist Wäldlerarbeit, und sie hat unzweifelhaft schon im Mittelalter mehrere verschiedene Heimatbezirke in Deutschland gehabt. Hierneben aber haben in den letzten Jahrhunderten offenbar gerade die eben besprochenen Berchtesgadener in mancher Hinsicht anregend gewirkt. Unter den Salzburger Auswanderern der Jahre 1732 und 1733 befanden sich etwa 900 Berchtesgadener, und von diesen hat nachweislich ein Teil die Holzarbeit nach Altdorf bei Nürnberg gebracht, wo er sich im Jahre 1735 niederließ. Gatterer bezeugt im Jahre 1785 ausdrücklich drei verschiedene Arten der Arbeit bei ihm, die Drechslerei, die Schnitzerei und die Schachtelmalerei².

Wir können den Zug der Berchtesgadener um jene Zeit auch noch weiter nach dem Norden verfolgen. Eine Gruppe von ihnen hat sich im Leinetal, in Göttingen und Gimbeck niedergelassen. Sie ist dort aber nicht heimisch geworden und meist wieder abgewandert. Sehr viel dauerhafter war der Zug nach Thüringen, nach Stadt und Kreis Schleusingen, wo die Schachtel- und Kistenmacherei wenigstens früher sehr bedeutend gewesen ist³, und nach

¹ M. Gysin a. a. D., S. 290 f.

² A. Hartmann a. a. D., S. 79.

³ E. Neubert, Die Hausindustrie in den Regierungsbezirken Erfurt und Merseburg, 1889, S. 128.

Sonneberg und Umgebung, von wo die heutige Schachtel- und Spielzeugarbeit Thüringens mindestens zum Teil ihren Ausgang genommen hat.

Ohne Beziehung auf Berchtesgaden berichtet Jacobsson im Jahre 1783, die Schachtelmacher seien „in Sachsen und Böhmen, wo es viel Tannenholz giebt, häufig anzutreffen“¹. Ebenso gab es früher auch im bayrischen Walde ein eigenes Gewerbe der „Schachtler“, die „den glatten Spahn vom astreinen Stamme stießen“². Aber auch damit sind die Herkunftsbezirke der Schachteln wohl so gut wie sicher noch nicht in ihrer ganzen Reihe aufgezählt.

Neben den oberdeutschen Bezeichnungen der Schachtel und der Gadel begegnen uns in Niederdeutschland die Namen *Asf*, *Asch*, *Rass* und *Rasch*, für die Schiller-Lübben aus verschiedenen niederdeutschen Städten, aus Hannover, aus Oldenburg und aus Wismar mittelalterliche Nachweise gegeben haben³. Ich bin dabei zunächst der Meinung gewesen, daß diese älteren Stücke durchweg rund gewesen seien, und daß die ovale Form erst später ausgebildet wäre. Diese Vorstellung ist aber nicht richtig. Schon die erwähnte Schachtel des 14. Jahrh. aus Steterburg ist oval, und wie man in Berchtesgaden bis in unsere Zeit runde, längliche („glangate“) und viereckige Schachteln, letztere mit abgerundeten Ecken, unterscheidet⁴, so haben diese verschiedenen Formen offenbar schon seit mindestens einem halben Jahrtausend nebeneinander bestanden.

Wir haben über den Vertrieb dieser Schachteln schon gehört, daß sie — wenigstens in Berchtesgaden, aber wohl auch sonst — von dem Hersteller zunächst an den Verleger gingen. Von diesem kamen sie an die Mittelsleute, die sie dann weiter an den Markt brachten. In Hamburg können wir in diese Verhältnisse einmal im 17. Jahrh. einen, wenn auch nur flüchtigen Einblick tun. Da erscheinen in den Zollvermerken über einkommende Güter zweimal Mitteilungen über eingeführte Schachteln, einmal am 8. September 1630 über zwei Fässer Schachteln und dann wieder am 2. Januar 1631 über 80 Schachteln, einmal von Lüneburg und einmal von Havelberg⁵. Im anderen Falle hören wir aus neuerer Zeit von der Herstellung der Schachteln in verschiedenen Sägen, bemalt und unbemalt, wobei eine Schachtel immer etwas größer als die andere war, und sie bis zu 16 und 18 ineinander gesteckt waren. In der Zeit um 1900 berichtet M. Gysin aus Berchtesgaden, daß die bemalten länglichen Schachteln größtenteils nach den unteren Donauländern, nach Griechenland und dem Orient gingen⁶. In Deutschland hat der Einzelverkauf der Schachteln offenbar zum großen Teil auf den Jahrmärkten stattgefunden. Da mischten sie sich in den Buden mit Körben und mit Besen, mit Irdenensachen, mit Böttcherwaren und mit allerlei buntem Spielzeug. Nirgends hat es eine so vielfältige Schau von allerhand Sachen der Volkskunst gegeben, und wenn hoffentlich bald einmal die große Bedeutung der Jahrmärkte für das landschaftliche Gemeinschaftsleben ein-

¹ Jacobsson, Technologisches Wörterbuch 3 (1783), 542.

² Linke, Wälder und Wäldler, S. 39.

³ Schiller-Lübben, Mittelnied. Wb. 3, 459.

⁴ M. Gysin a. a. D., S. 293.

⁵ Staats-Archiv Hamburg, Cl. VII, Lit. Ea Pars 1, Nr. 3 g, Vol. 1. Nach Mitteilungen von E. Schellenberg-Hamburg.

⁶ M. Gysin a. a. D., S. 294 f.

gehender behandelt, so dürfen dabei auch ihre Beziehungen zur Ausbreitung von allen verschiedenartigen Werken der Volkskunst nicht übersehen werden.

Wir behalten hier unseren Blick nur auf die Schachteln gerichtet, und wir sehen, daß dieselben in sehr verschiedenen Größen und zu überaus mannigfacher Verwendung zu Markte gebracht wurden. Butter und Schmalz, Pillen und Salben, Ölschwimmer und Stiefelwische und vieles andere, was heute in Pappschachteln und Blechdosen verwahrt wird, wurde früher in Gadeln aufgehoben. Schiller-Lübben geben zwei mittelalterliche Belege aus Bremen und aus Dortmund für die Aufbewahrung von Briefen in einem „Nasch“ oder „Esch“¹. Kleine Schächtelchen, als „Naser“ bezeichnet, sind im 15. Jahrh. auch von den Frauen ebenso wie die ledernen Beutel, die sogenannten „Swedeler“, am Gürtel getragen worden. Eine Lübbische Luxusordnung von 1475 bestimmt Näheres über die Ausstattung derselben: „Item en schal ghene frouwe, borgersche offte inwonersche vorbenomed swedeler edder naser dregen anders gefatet dan alleene mit messinghe, unde nicht van golde edder van sulver gefatet edder vorguldet“².

Nähere Angaben scheinen sonst im Schrifttum erst aus dem Ende des 18. Jahrh. vorzuliegen. Im Jahre 1791 berichtet C. M. Plümcke in seinen „Briefen auf einer Reise durch Deutschland“ über die Holz- und Beinwaren des Berchtesgadener Verlegers Ant. Wallner. Er nennt darunter: „alle Sorten fälschene (= aus Sahlweiden-Holz gefertigte) Schachteln, Pillenschächtelchen, Apothekerfächelchen, Latwergenschächterl, ovale Schächterl, runde Schachteln, Gewürz-Schächterl, Feder-Schachteln, viereckigte Schachteln mit rotem Band, Kranz-, Hauben-, Glas-, Perücken-, Neumode- und Kleider-Schachteln“³. Kurz darauf schildert Jacobssons Technologisches Wörterbuch 3, 542 f. nicht nur die Art der Herstellung der Schachteln, sondern er spricht an anderer Stelle (7, 180) auch über ihre Herkunft, ihre Verwendung und über ihren Zierat. Die einschlägigen Worte hierüber lauten: „Schachteln sind meistens aus Fichten-, Tannen- wie auch aus Saalweidenholze gemacht, von welchem letzteren sonderlich die kleinen braunen Schachteln zu Berchtoldsgaden verfertigt und in großer Menge weit und breit verführet werden. Von Gattungen zählet man überhaupt viererlei: 1) Pack und Futterschachteln, 2.) große und kleine Apothek-Schachteln, welche teils viereckig, teils aber länglich gemacht werden, 3.) lange große Paruquen- und große Federschachteln, 4.) runde hohe Hauben- und Confectschachteln. Jede von diesen Gattungen wird also eingerichtet, daß die äußerste vier oder fünf, auch wohl mehrere ihres gleichen umschließt, deren immer eine kleiner ist als die andere, die innersten aber die kleinsten, und die äußersten die größten, welche man zusammen einen Einsatz nennt. Auch pflegen die Schachtelmacher die Fargen zu den Sieben zu verfertigen, und also den Siebmachern in die Hände zu arbeiten. Die Schachtelmacher pflegen die Schachteln für die Materialisten, damit sie zierlich aussehen, zu malen und mit Titeln der darin befindlichen Waren zu bezeichnen. Es pflegen auch die Galanteriekrämer allerhand mit gläsernen Korallen, gefärbtem Stroh, Pinseln und anderen Sachen zierlich überzogene und mit allerhand Figuren ausgezierte Schach-

¹ Schiller-Lübben, Mittelniederd. Wb. 1, 745 f.; 3, 159.

² Wehrmann in Zf. f. Lübeckische Gesch. 2 (1867), 510.

³ Aug. Hartmann a. a. O., S. 87.

keln zu führen.“ Man kann hierzu schließlich noch hinzufügen, daß die großen Berchtesgadener Gadel, die bis zur Mitte des 19. Jahrh. Reisetasche und Koffer vertreten haben, über ein Meter lang waren¹. Die Haubenschachteln waren in älterer Zeit durchweg über 45 cm lang und 30 cm breit. Später sind sie von kleineren Ausmaßen, etwa 35 zu 20 cm. —

Wir stehen hier an der Stelle, an der wir in unserer Betrachtung zum Ausgange zurückkehren, und an der wir nun die farbige Ausstattung der Schachteln und ihre volkseigentümliche Bemalung ins Auge fassen. Dabei sehen wir, daß die älteren Stücke, die sich als solche schon durch die Wahl des religiösen Bildes oder älterer Trachtendarstellungen ausweisen, meist einen freideartig stumpfen Glanz der Bemalung zeigen. Später im 18. Jahrh. haben die Schachteln einen frischeren Glanz. Auch für sie gilt im übrigen bis in das 19. Jahrh. dasselbe, was Christoph Wilh. Jak. Gatterer in seinem „Technologischen Magazin“ vom Jahre 1790 über die Spielwaren-Bemalung berichtet. Er sagt: „sie sind alle mit bunten Farben, die sie mit Leimwasser anmachen, bemalt und werden, wenn sie trocken sind, um ihnen einen besonderen Glanz zu geben, noch mit bloßem Leimwasser überstrichen, weswegen sie auch keine Nässe vertragen“.

Wir haben es also mit einer Bemalung in Leimfarben zu tun. Jacobffons „Technologisches Wörterbuch“ 8, 215 spricht in diesem Zusammenhange auch einmal von „Wismuthmalerei“, und er sagt, daß „dieser Maler, welche die Spielsachen, als Guckucke, Schachteln u. dergl. bemalen“, als Wismuthmaler bezeichnet würden. Wenn das, wie ich annehme, äußerlich richtig gewesen ist, so würde daraus hervorgehen, daß die Schachtelmaler den alten Namen noch behalten haben, als sie schon lange von der Wismuthmalerei zur Leimfarbenmalerei übergegangen waren. Im übrigen spricht Jacobffon 3, 542 von dem Namen der „Schachtelmaler“ als der „an einigen Orten üblichen Benennung einer Art geringer Maler, welche die hölzernen Schachteln bemalen“, und er fügt noch hinzu, daß sie „auch Briefmaler genannt werden“. Nun haben wir ja schon gesehen, daß die Schachtelbemalung mindestens seit dem 16. Jahrh. hauptsächlich von dem weiblichen Teile der Hausgenossen des Schachtelmachers ausgeführt wurde, und M. Gysin hat das für die „neuere Zeit“ noch einmal ausdrücklich bestätigt². Ich habe das Aufsuchen des „Schachtelmalers“ deshalb zunächst als eine Erscheinung des Verfalles der volkskünstlerischen Betätigung angesehen. Später habe ich mich überzeugt, daß eine solche Schlußfolgerung nicht nötig ist. Wie es bei der Herstellung volkhafter Kleiderformen — wenigstens landschaftlich — eigene Arbeiterinnen gab, die die Stickereien zur Verzierung aufsetzten, ohne daß diese an volkskünstlerischem Werte verloren haben³, wie es im gleichen Sinne eigene Putzmacherinnen für Hauben, Brautkronen und Totenkronen gegeben hat, so braucht auch in einer sachmäßigen Sonderarbeit der Schachtelmalerei an sich noch nichts Bedenkliches gesehen werden, zumal da es sich hierbei doch offenbar nur um eine Ausnahmeerscheinung gegenüber der sonst durchgängig üblichen Frauenarbeit gehandelt hat

¹ M. Gysin a. a. D., S. 294.

² M. Gysin a. a. D., S. 294.

³ Vgl. Hela Fuchs, Frauentracht des Forchheimer Landes, S. 15—16.

Um eine nähere Vorstellung von dem Wesen der Schachtelmalerei zu gewinnen, von ihrem Formentkreise und von der volkstkünstlerischen Art ihrer Durchbildung, habe ich nicht nur die Sammlungen in Hamburg und Altona durchgesehen, sondern vor allem den großen Bestand der Wosfißlo-Sammlung in Schwerin, darüber hinaus aber auch noch die Museen in Flensburg und Meldorf, in Harburg und Bremen, in Lüneburg und Celle, in Hannover und Gotha, in Sonneberg und München, und ich bin den Leitern dieser Sammlungen für manche freundliche Mitteilung über Einzelheiten zu besonderem Danke verpflichtet. Ich habe auch die im Museum für Hamburgische Geschichte vorhandenen Haubenschachteln von dem bei ihnen wie auch sonst immer vorhandenen Schmutz reinigen und sie mit neuem Glanze versehen lassen, und ich habe es gerade bei dieser Wiederherstellung lebendig empfunden, daß man Wesen und Wirken der Volkskunst, soweit es sich um Malerei handelt, eben in diesen Zusammenhängen der Schachtelmalerei am besten kennen lernen kann.

Man wird demgegenüber vielleicht auf die Möbelbemalung der oberdeutschen, besonders der bayrischen Bezirke hinweisen. Ich glaube aber, daß das nur zum Teil zutrifft. Gewiß ist die häuerliche Möbelmalerei vielfach von einer sehr bezeichnenden Art, aber sie ist wohl so gut wie durchgängig Handwerkerarbeit. Sie ist Meisterarbeit, und auch wenn das im einzelnen nicht zutrifft, so scheint mir doch eine Beurteilung der einschlägigen Verhältnisse dann am aussichtsreichsten zu sein, wenn man die Maßstäbe hierzu aus der Betrachtung der Schachtelmalerei entnimmt, die nach ihrer ganzen Wesensart Gemeinschaftsarbeit ist, und von der ein großer Denkmälerbestand zur Verfügung steht.

Dabei kann ich mich nur auf die Haubenschachtelmalerei stützen. Es kann sein, daß im katholischen Lande auch Schachteln in größerer Zahl für kirchliche Zwecke benutzt sind, und daß die Bemalung demnach auch mit christlichen Zeichen und Bildern erfüllt ist. Wir haben im Museum für Hamburgische Geschichte eine Schachtel mit einem Bilde des Crucifixus, und eine von A. Hartmann abgebildete Schachtel von etwa 1800 hat auf dem Deckel einen Sechsstern, dessen äußere Zwickel mit Streublumen ausgefüllt sind, und der in der Mitte das Marienzeichen trägt. Aber sonst entziehen sich solche Stücke meiner Kenntnis. Im übrigen sind sie in der Bemalung volkstkunstmäßig offenbar genau ebenso wie die außerkirchlichen behandelt. Ich will hier auch gleich noch kurz anmerken, daß es auch gelegentliche Verwendungen der Schachteln gegeben hat, die in dem bildmäßigen Inhalt der Malereien überhaupt nicht in die Erscheinung treten. So sind im Bereiche der Niedertwieser und wohl auch sonst die Leichen von totgeborenen Kindern in solchen Schachteln beigelegt. Man tat sie in dieser Form, um die besonderen Beerdigungskosten zu ersparen, der nächstverstorbenen Leiche mit in das Grab¹.

Wenn ich also alles für mich Erreichbare überschauere, so habe ich es ausschließlich mit Haubenschachteln zu tun. Diese aber stehen — das ist für die Geschichte der Volkskunst unsere erste wesentliche Erkenntnis — in Verwendung und in dementsprechender Ausstattung bis zum Ausgange des 18. Jahrh. jede einzeln als geschlossene Einheit vor unseren Augen. Hauben-

¹ Mitteilung von E. Grohne-Bremen.

schachteln waren ausdrücklich bäuerliche Ausstattungsstücke. Sie waren zur Aufnahme von mindestens einem halben Dutzend Hauben bestimmt, die jede junge Bauersfrau für Alltag, Sonntag und Feiertag, für Tage der Freude, der Trauer und der Halbtrauer in die Ehe brachte. Haubenschachteln waren infolgedessen, schon um dieser Zweckbestimmung willen, im bäuerlichen Leben überwiegend Minnegaben des Burschen an seine Liebste. Ein über 90 Jahre alter Bauer aus der Teldau hat noch in letzter Zeit erzählt, daß er einst für seine Braut eine Schachtel in Boizenburg gekauft habe. Daß es sich dabei, mindestens des öfteren, um Jahrmarktseinkäufe handelte, lassen gelegentlich die Inschriften erkennen. Drei Beispiele dieser Art besitzt das Museum in Lüneburg mit folgenden Sprüchen: „Auf dem Lüchower Ostermarkt Ich in dich verliebet ward“, ferner: „Auf dem Crivitzer Johannismarkt Ich mich in dich verliebet hab“, und endlich: „Sonst tanzte ich mit meiner Cathrin Auf dem Markt in Satemin“. Crivitz liegt in Mecklenburg-Schwerin, Satemin im Wendland westlich von Lüchow.

Wegen der sonst üblichen Ausstattung schicke ich voraus, daß die Seitenwände, die „Zargen“ oder „Schiene“, über deren Herstellung M. Gysn unter Angabe der zugehörigen Geräte näher berichtet hat¹, wohl gelegentlich durch Vertikalstriche in einzelne blumengefüllte Felder geteilt², sonst aber in der Regel mit einem umlaufenden Blumenmuster geziert sind. Es gibt auch eine nicht geringe Zahl von Schachteln, bei denen auch der Deckel nur mit Blumenmalerei geziert ist. M. Gysn sagt, man finde zuweilen Rosen und kleine Streumuster auf gelbem Grunde, sonst aber werde die ganze Gadel rot — aus Fernambukholz — überstrichen und mit weißen und gelben Spiralen verziert“.

Im übrigen aber sind die Schachteln, solange sie noch im 18. Jahrh. die Gebilde einer lebendigen Volkskunst waren, in Herrichtung und Ausstattung völlig einheitlich in gleicher Richtung entwickelt. Der Zweck, dem sie als Minnegaben dienen sollten, wurde auch im Bilde und ebenso in den beigefügten Inschriften zum Ausdruck gebracht. Wenn man dabei die große Menge der verschiedenen Sprüchlein übersieht, dann kann man nur glauben, daß die Maler und Malerinnen eigene Sammlungen sich angelegt haben, aus denen sie von Fall zu Fall den einzelnen Spruch entnahmen. Ich will hier nur ein paar Beispiele vor vielen anderen nennen: „Mein Herz und Dein Herz ist ein Herz.“ — „Mein Herz in mir teil ich mit dir.“ — „Nimm hin mein Herz und gib mir das Deine dafür.“ — „Liebe mich wie ich dich.“ — „Lieben in Ehren kann niemand wehren.“ — „Liebster Schatz auf Erden du bist und sollst mein eigen werden.“ — „Mein Herz soll sein vor dich, so du wirst lieben mich.“ — „Das ist noch das allerbest, daß mein Schatz sich küssen läßt.“ — „Ach wie wird mein Schätzchen lachen, Wenn wir beide Hochzeit machen.“ — „Überall in Lieb und Lust Drück ich dich an meine Brust“, oder statt dessen auch wiederholt: „Ich drücke dich an Deine Brust.“ So oder so ähnlich steht es entweder in gerader Zeile über den Deckel oder viel häufiger rings um seine äußere Kante geschrieben.

¹ M. Gysn a. a. D., S. 291 ff.

² Abbildung bei A. Hartmann a. a. D., S. 78.

Man sieht, daß der Spruch jeweils mit dem Zweck der Schachtel als Minnegabe zusammengeht. Ebenso aber gehen auch Minnegabe und Bild und endlich Spruch und Bild zusammen. Alle drei bilden gedanklich untrennbar eine Einheit. Das Bild aber, das die ganze Fläche des Deckels überspannt, stellt das Liebespaar selber dar.

In der alten Art des ausgehenden 17. und des 18. Jahrh. zeigen diese Bemalungen eine Durchführung, die an die Wandmalereien und an die Glasfenster des hohen Mittelalters erinnern könnte. In ausgeglichener Verteilung steht eine Farbfläche neben der anderen in der Ebene. Die Zeichnung wird, meist in weißen oder hellgelben Farbstrichen, darübergerlegt. Auf eine körperliche Durchbildung der Figuren in Licht und Schatten wird mit Bewußtsein verzichtet. Die Bemalung ordnet aber ihre Schmuckbilder in vollendetem Ausgleich über die ganze verfügbare Fläche. Sie überspannt mit ihrer Darstellung wie mit einem festgeschlossenen Linienspiele den ganzen Malgrund. Sie legt den Nachdruck auf den Reiz der Farbe und auf die linienhafte Zeichnung.

Die Figuren stehen steif nebeneinander. Was sie auszeichnet, ist die innere Geschlossenheit und die ruhige Haltung. Aber es fehlt ihnen die Bewegung und die Darstellung irgendeines Geschehens. Die Kleidung mit ihren zeitgebundenen Formen wird mehr angedeutet als im einzelnen ausgeführt. Dabei können besonders wirksame Stücke in der Bemalung noch eine gewisse Zeit weiterleben, wenn sie aus dem Kreise der lebendigen Tracht schon ausgeschieden sind. Entscheidend bleiben immer die ganz flächenhafte Durchführung, die Andeutung in der Darstellung und die Geschlossenheit der Haltung. In solcher Form aber vertragen diese Bilder eine Vergrößerung bis zu zehnfacher Höhe, ohne an ihrer eigentümlichen Wirkung einzubüßen.

In der vollen Größe der Bildfläche stehen auf den älteren Schachteln Mann und Frau in Vorderansicht nebeneinander. Die einzig dargestellte Bewegung besteht darin, daß er einen Arm um sie legt. Es kann sein, daß es sich dabei um eine symbolische Gebärde handelt, wenigstens hören wir, daß zum Beispiel im schlesischen Wendlande — und wohl auch in anderen Bereichen des deutschen Volkstums — der Bräutigam, sobald er nach der Trauung wieder neben der Braut im Wagen sitzt, seinen Arm um ihre Schultern legen muß. Sonstige symbolische Formen, auch solche minniglicher Art, sind mir auffallenderweise auf diesen Schachtelbildern nicht begegnet.

Neben den Liebespaaren erscheinen hier und da auch andere Darstellungen, Modebilder, auch Modefarifikationen wie etwa im Museum für Hamburgische Geschichte ein „Marquis de bon gout — allerneueste Frisur zu Paris“. In Celle sehen wir einen Vogelfänger mit der Inschrift: „Ein Vogelgarn stell ich jetzt hier, Fang ich etwas, gefällt es mir“, in Lübeck einen Sahnreiter, in Flensburg die volkstümliche Darstellung des „Nassen Bruders“ in der Kanne, mit dem Spruche „Der nasse Bruder werd ich genannt, In Speyerbach ist mein Waterland“. Vorherrschend sind aber die Liebespaar-Bilder, und sie dauern in der alten Form im Einzelfalle noch bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrh.

In der Zeit der Wende vom 18. zum 19. Jahrh. tritt nun aber der entscheidende Umschwung ein, der die Schachtelmalerei loslöst von ihren alten

volkstümlicheren Grundlagen, und der sie sehr schnell dem Verfall entgegenführt. Rein äußerlich vollzieht sich in dieser Zeit der Übergang vom Hochbilde zum Querbilde. Liebespaare werden, wenn auch seltener, so doch auch jetzt noch dargestellt. Aber das Kunstwollen schiebt sich im ganzen in völlig neue Bahnen. Von der Flächenbemalung geht man zum Tiefenbilde über mit Landschaften und perspektivischen Räumen, bei denen der Himmel allein oft die Hälfte der Fläche einnimmt. Die Gestalten sind klein in den Raum gestellt. Sie erscheinen im modischen Gewande. Die nur andeutende Art verschwindet. Alles wird im einzelnen ausgeführt. Es verschwindet auch die stille Haltung der Vorderansicht. Die Gestalten werden zueinander in Beziehung gesetzt. Sie werden mehr und mehr miteinander bewegt. Die Darstellungen schieben sich fortschreitend mehr auf die Seite des Sittengeschichtlichen. Die Inschriften folgen dem Bilde, und bald sind Bild und Schrift in den meisten Fällen von dem Gebrauche der Schachtel ganz losgelöst. Die alte gedankliche Verbindung geht verloren, und der künstlerische Verfall wird dadurch nur noch mehr beschleunigt.

Sittengeschichtliche Darstellungen wie die eines Festmahles oder eines Bauerntanzes begegnen in der volkstümlichen Möbelmalerei von Altbayern schon in den siebziger Jahren des 18. Jahrh.¹ Die Schachtelmaler sind dem bald gefolgt, und so bildet sich zunehmend mehr eine bunte Mannigfaltigkeit aus. Die Wossidlo-Sammlung in Schwerin zeigt außer dem Liebespaar ein Stiergefecht, eine Hezjagd, den Walfischfang, Landschaften, eine Kirche, ein Gasthaus, Fürst Blücher, einen türkischen Sultan und ähnliche wechselnde Darstellungen. Manches bezieht sich auf Zeitereignisse. Ein Rosaknabild in Flensburg trägt die Inschrift: „Es wird gewagt ganz unverzagt“, ein ähnliches in Glückstadt sagt: „Dieweil der Kampf ist aus So reite ich nach Haus“. Noch genauer lesen wir in Hamburg: „Den Bürger hat der Spieß getroffen, Nun können wir den Frieden hoffen. Anno 1815. 26. Juni“.

In Celle zeigt um 1830 ein volkstümliches Bild aus der Tierfabel einen Fuchs mit Herbergsschild vor Tonnen und links einen Trupp Gänse, dazu den Ausruf: „Wollt ihr meine Gäste sein, Ich habe gut Bier und Wein“. In Lüneburg treibt um dieselbe Zeit ein zwischen zwei Bäumen gehender Fuchs mit der Gerte fünf Gänse vor sich her. Die zugehörige Inschrift lautet: „Ich will zum Markte laufen und meine Gänse verkaufen“. In Flensburg sieht man einen Esel im Lehnstuhl, der eine Landkarte besieht.

Man kann die Schachtelbilder, weil sie offenbar immer nur einmalig sind, nicht ohne weiteres mit den volkstümlichen Bilderbogen in eine Reihe stellen. In der Vielseitigkeit der Darstellungen sind sie ihnen aber doch vergleichbar. Da gibt es scherzhafte Bilder wie in Schwerin das eines Jungen, der mit einer Gabel die große Nase eines Mannes stützt, oder in Celle um 1830 das Bild eines Baumes, an dem Rock und Hose und darunter zwei Wickelfinder hängen, mit erklärendem Spruche: „Unter Rock und Hosen wachsen solche Rosen“.

In anderen Fällen sehen wir zwei Wanderburschen, sonst auch die „Auswanderer nach Amerika“. Wir sehen ein Picknick im Freien, ein anderes Mal Seiltänzer. In Celle gibt ein Bild aus der Biedermeierzeit das Lob des

¹ Vgl. L. Gebhard a. a. D., Taf. I und Abb. 46.

Kaffee. Ein Mädchen hält in der Linken eine Kanne, in der Rechten ein Hemd, und die Inschrift sagt dazu: „Der Coffe als mein Element hat mir versetzt das letzte Hemd“. Ich erwähne noch aus Altona ein Paar schaukelnde Knaben und aus Flensburg ein Paar Pferde in der Schwemme.

Schließlich ist man dazu übergegangen, die eigene Ausführung der Deckmalerei überhaupt aufzugeben und statt dessen die Verzierung der Schachtel durch das Aufkleben von Lithographien zu bewerkstelligen. Inhaltlich gibt es auch dann noch manchen Wechsel. Da erscheint die „glückliche Familie“, oder — wie in Celle — das Bild von Kindern, die Hufbeschlag spielen. In Stralsund zeigt ein aufgeklebtes Deckelbild drei nackte Mädchen, die in einem Waldteich baden und dabei von einem Jäger hinterm Baum beobachtet werden. Von der Seite kommt durch das Schilf ein Hund. Daneben steht das Sprüchlein: „O weh wir sind verraten, daß wir im Wald uns baden“. Die Darstellungen mögen aber sein wie sie wollen: mit der Verwendung von Klebebildern hat die Deckmalerei als Volkskunst sich selbst endgültig preisgegeben.

Auf das Ganze gesehen, haben wir in der Schachtmalerei ein sehr reiches Beispiel, an dem wir das Absinken von einer lebendigen volkskünstlerischen Betätigung bis zur Verwendung des Surrogates deutlich verfolgen können. Die Begleiterscheinungen, die wir dabei im Fortgang der Entwicklung beobachten, sind — wie ich glaube — für die Beurteilung von Wesen und Wirken der Volkskunst im ganzen von erheblicher Bedeutung.

Mit dem Wechsel der Bilder nach der Wende vom 18. zum 19. Jahrh. ändern sich auch die Inschriften. Früher bezogen sich die Reime auf die Zweckbestimmung der Schachteln, vor allem als Minnegaben. Jetzt lösen sie sich ganz hiervon los. Statt dessen erscheinen nun Sprüchlein, die als erklärende Beischriften zu den inhaltlich verselbständigten Bildern zu dienen haben. Die alte gedankliche Einheit geht damit verloren. Gleichzeitig aber erfährt die volkskünstlerische Betätigung selber einen entscheidenden Umschlag. Durch den Übergang zum Bewegungsbilde und zum zeitgenössischen Sittenbilde unterstellte sich die Schachtmalerei den Maßstäben der Beurteilung und der künstlerischen Bewertung, die außerhalb des volkskünstlerischen liegen, die den Bereichen der Meisterei angehören. Sie wandte sich gattungsmäßig im innersten Kern ihrer künstlerischen Art nach einer Seite, deren Behandlung nur von ganz anders gerichteten Kräften erfolgreich hätte durchgeführt werden können.

Die Schachtmaler verloren damit im volkskünstlerischen Sinne die Unbefangenheit und die Naivität. Sie lösten sich aus der völkischen Gemeinschaftsart. Ihre Werke konnten wohl im Einzelfalle noch volkstümlich sein. Aber in der Gesamtheit mußte ihnen die volkskünstlerische Erscheinung rasch verloren gehen¹.

Volkskunst schafft für die Volksgemeinschaft. Sie schöpft aber auch ihr Leben und ihre Kraft allein aus der Volksgemeinschaft, und von dieser Voraussetzung darf sie sich ohne eigenen Schaden niemals lösen.

¹ Das schöne Buch von Otto Lehmann, Deutsches Volkstum in Volkskunst und Volkstracht, 1938, ist mir erst nach Abschluß meines Manuskriptes bekannt geworden. Es hätte aber zu Änderungen keinen Anlaß gegeben.

Das Begräbnis der Wöchnerin

Von Hugo Sepding.

Die Vorstellung von der nicht nur physiologischen, sondern auch kulturellen Unreinheit der Wöchnerin findet sich bei sehr vielen, man wird vielleicht sagen dürfen, den meisten Völkern¹, und oft bildet ein Reinigungsakt den Abschluß der vielfach 40 Tage² (= sechs Wochen³) dauernden Unreinheit. Unter dem Einfluß des Christentums verfestigten sich noch diese Anschauungen: die Reinigungsvorschriften des mosaischen Gesetzes (Lev. 12, 1—8) und der Bericht von der Reinigung Marias bei Lukas 2, 22—39⁴ führten zu der Sitte der kirchlichen Aussegnung der Wöchnerin⁵, die auch in vielen protestantischen Gemeinden noch heute als (Dank-)Kirchgang erhalten und mancherorts auch noch mit einer besonderen agendarisch festgelegten Aussegnung verbunden ist⁶. Die römische Kirche hat zwar schon seit Gregor d. Gr. immer wieder „die Unverbindlichkeit der jüdischen Reinigungsgeetze für die Christen“ betont; im Gegensatz zur Ostkirche wird in der Aussegnung nur eine löbliche consuetudo, keine kirchengesetzlich vorgeschriebene Verpflichtung, gesehen, aber sie hat sich, wohl weil sie auch den im Volke lebenden Anschauungen sehr entgegenkam, seit dem frühen Mittelalter durchgesetzt⁵ und sogar

¹ Es genügt, wenn ich dafür auf Th. Wächter, Reinheitsvorschriften im griechischen Kult (Religionsgesch. Versuche u. Vorarb. 9, 1 [1910]), S. 25 ff. mit den Literaturangaben S. 34 f., und H. Bloß und M. u. P. Bartels, Das Weib in der Natur- u. Völkerkunde 3¹¹ (1927), 159 ff. verweise.

² Vgl. Wilh. Heinr. Koicher, Die Zahl 40 im Glauben, Brauch und Schrifttum der Semiten (Abh. d. Sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 27 IV [1909]); dens., Die Tessarafontaden und Tessarafontadenlehren der Griechen und anderer Völker: Berichte II. d. Verh. d. Sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 61 (1909), 17 ff.

³ Koicher, Tessarafontaden, S. 150 (vgl. J. Grimm, Dt. Rechtsaltertümer⁴ 1, 302), daher die deutsche Bezeichnung „Sechswöchnerin“.

⁴ Das Fest Mariä Reinigung wurde ursprünglich am 40. Tag nach Epiphania (dem 14. Febr.), nach der Festlegung der Geburt Jesu auf den 25. Dez. wird es am 2. Febr. begangen.

⁵ Ad. Franz, Die kirchlichen Benediktionen des Mittelalters (1909), 2, 213 ff.; Peter Browe, Beiträge zur Sexualethik des Mittelalters (1932), S. 15 ff. [In der orthodoxen Kirche καθαρισμός, σαραντισμός (von σαράντα = 40), in der römisch-katholischen purificatio oder introductio mulieris [in ecclesiam], französisch purification, relevailles, deutsch bei Gottfried v. Straßburg, Tristan 1962 inleite, heute: Einleiten (M. Lorenz, Die Kirchenordnung des Stiftes und der Stadt Quedlinburg [1907], S. 18; Die Neumark 2 [1925], 111 ff.), Aus-, Auf-, Hervor-, Vor-, Fürsegnung, auch Fürgehen, schwedisch kyrktågning, hålla sin kyrkogång (Louise Hagberg, När döden gästar [1937], S. 507), englisch: churching.] Der Artikel „Aussegnung“ von Lüers im Handwbt. d. d. Aberggl. 1, 729 f. befriedigt nicht ganz.

⁶ Rietschel in Herzog-Haucks Realencykl. d. prot. Theol. u. Kirche³ 10, 493; Mbr. Jöbstl, Sammlung kirchlicher Sitte (1938), S. 22 ff.

vielfach zu einem mit allerlei weltlichen Bräuchen verbundenen Fest entwickelt¹, auch mancherlei abergläubische Vorstellungen knüpften sich daran².

Bernardino da Siena (1380—1444) wendet sich in seinen Bußpredigten gegen den Aberglauben, die Wöchnerin sei bis zu ihrem Kirchgang *pagana*, sie dürfe sich daher nicht bekreuzigen³, und noch 1896 wird aus Gossensfaß berichtet: „Der Teufel hat Gewalt über die Mutter, die keine rechte Christin mehr ist, bis sie aufgesegnet worden; ihr Kind hat bei der Geburt das Christentum mit sich genommen; sie darf kein Kreuz vor der Aufsehung über dasselbe machen, es wäre für nichts“⁴. Nach Thiers' *Traité des superstitions* wurde die Wöchnerin bis nach ihrer Reinigung als Jüdin angesehen⁵, und auch in dem protestantischen Schweden heißt es, sie sei bis zu ihrem Kirchgang eine Heidin⁶.

Man versteht, daß aus solchen Vorstellungen, die auf gewissen, auch von kirchlichen Stellen vertretenen Meinungen über „den sittlichen Makel, der Wöchnerinnen anhafte“ und der „eine Wiederverföhnung mit der Kirche“ notwendig mache⁷, beruhten, manche, für uns heute ganz unverständliche, Anschauungen und Bräuche beim Tod und Begräbnis einer Wöchnerin entstehen konnten. Trotzdem mehrere Synoden, wie die von Rouen 1074 und Köln 1279, erklärt hatten, *mulieri in partu mortuae nullatenus negentur iura christianitatis nec ecclesiastica sepultura*⁸, geschah dies doch in manchen Gegenden. Wie die Verbrecher, Selbstmörder, Ungläubigen, Exkommunizierten und die ungetauften Kinder wurden auch die nichtausgesegneten Wöchnerinnen „oft noch bis ins 18. Jahrhundert hinein außerhalb der Friedhöfe auf freiem Feld in ungeweihter Erde beigesetzt oder späterhin an abgesonderten Plätzen der Gottesäcker bestattet“⁹. Wenn von Begraben

¹ Vgl. z. B. Browe a. a. D., S. 27 f.; P. Sartori, *Sitte und Brauch* 1 (1910), 32; A. Gascard, *La naissance au moyen âge*: Rev. arch. Sér IV t. 24 (1914), 291 ff.; Lüers a. a. D.; Ad. Bach, *Hexenprozesse in der Vogtei Ems* (1923), S. 39; W. Garfe, *Geburt und Taufe ... des Magdeburger Landes* (1930), S. 33 f.; Chr. Jensen, *Die nordfriesischen Inseln* (1891), S. 230 f.; Th. Jimme, *Beitr. z. Gesch. von Stadt und Stift Effen* 35 (1913), 318.

² S. z. B. Ad. Franz a. a. D. 2, 239 f.; Sartori a. a. D.; Afr. Wirth, *Unhaltliche Volksfide* (1932), S. 137; Fr. Krönig, *Chronik des Dorfes Niedergebra* (1902), S. 356; *Die Frankenburg (Würzburg)* 1926, Nr. 11.

³ Th. Zacharia, *Zeitschr. d. Ver. f. Volksk.* 22 (1912), 235. 239. Nach den in der Ostkirche geltenden Anschauungen durfte die Mutter ihr Kind, wenn es wegen Krankheit schon in den ersten Tagen nach der Geburt getauft worden war, vor ihrer Aussegnung nicht berühren, eine andere christliche Frau sollte ihm in der Zeit die Brust geben: A. J. Binterim, *Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christ-kath. Kirche* VI 2 (1830), 183.

⁴ *Zeitschr. d. Ver. f. Volksk.* 6 (1896), 309.

⁵ Nach Gascard a. a. D., S. 289.

⁶ L. Hagberg a. a. D., S. 507. Wenn aber aus Niederhessen der Glaube bezeugt wird, die nicht ausgesegnete Wöchnerin habe „die Kraft und Fähigkeit zum Hexen“ (*Heimat-Schollen* 11 [1931], 70), so wird das wohl auf die Vorstellungen von den Gefahren ihrer Unreinheit für alles, was mit ihr in Berührung kommt, zurückgehen.

⁷ Ad. Franz a. a. D. 2, 241; Browe a. a. D., S. 20.

⁸ Browe a. a. D. Ad. Franz a. a. D. 2, 241, 1. J. G. Krünitz, *Ökonom.-technol. Encyclop.* 73 (1798), 466: Noch vor etwa 20 Jahren soll man in einigen Ländern so unvorsinnig gewesen sein, daß man einer im Wochenbett verstorbenen Frau kein öffentliches ... Leichenbegängnis hat versatteln wollen.

⁹ Ad. Spamer in *Beßlers Handbuch der deutschen Volksk.* 2, 197, f. a. L. Hagberg a. a. D., S. 507.

unter der Dachtraufe berichtet wird¹ — man sagt zur Erklärung, das vom Dach herabfließende Wasser solle noch die Toten reinigen² —, so ist m. E. dies zunächst jedenfalls ein unehrlicher Platz gewesen³, an dem man begrub, was man als unrein und gefährlich bannen und unschädlich machen wollte⁴. Luther wendet sich in seiner Predigt vom Ehestand (1525) gegen das Bestatten „hinder der mauren auff dem Kirchhoffe, wie im Papstumb geschehen ist, als weren die Sechswocherinne von Gott vermaledeyet, das sie nicht müssen mitten auff dem Kirchhoff bey andern Christen begraben werden“⁵. Noch 1790 wurde in Niebusch bei Grünberg in Schlesien die Leiche einer Wöchnerin nicht auf dem Kirchhof, sondern dicht an der Mauer des Gottesackers begraben⁶. Auch Jeremias Gotthelf spricht von der besonderen Stätte des Friedhofs, wo die Kindbetterin ruht⁷. Ebenso bezeugt Th. Imme für einige Orte in der Umgebung von Essen von den andern getrennte Grabstätten der Wöchnerinnen⁸. Auch der Beschluß einer Dekanatskonferenz im Bistum Gent von 1632, der sich gegen die Sitte *si quandoque aliqua puerpera moriatur infra mensem puerperii, sepeliatur secreto* richtet⁹, bezieht sich m. E. auf die Bestattung abseits an abgesondertem Platz im Friedhof, nicht auf ein „geheimes Begräbniß“, wie Browe meint.

Luther führt in seiner Materialsammlung zu der „Vermanung an die Geistlichen“ 1530 unter den Mißbräuchen „in der kirchen des Babstes“ u. a. auch an: „Frawen, die Im kindbette sterben, auch mit eigener ceremonien begraben, vnnnd erst Inn die kirchen furen“¹⁰. Er meint damit wohl Ge-

¹ L. Weiser im Handwbt. d. d. Obergl. 2, 127; F. Geiger ebda. 3, 90; Ad. Franz a. a. D., S. 244 f.

² Ad. Franz a. a. D.; auch von der Bestattung ungetaufter Kinder unter der Kirchen-Dachtraufe wird ja gelegentlich eine Art Ersatz der Taufe erwartet: F. Liebrecht, Zur Volksf. (1879), S. 351; L. Weiser a. a. D.; Koscher, Tessarakontaden a. a. D., S. 41, 34.

³ Vgl. Geiger, a. a. D. 3, 89.

⁴ Vgl. L. Weiser a. a. D. 2, 128, § 4. 5.

⁵ Werke (Weimarer Ausg.) 17, 25.

⁶ B. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien 1 (1903), 306.

⁷ Schweiz. Arch. f. Volksf. 18 (1914), 114. Auch bei den Juden wurden in Württemberg früher die Wöchnerinnen auf dem Friedhof besonders gelegt: H. Höhn, Mitt. ii. volkstüml. überlief. in Württemberg 7 (1913), 346.

⁸ Zeitschr. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volksf. 10 (1913), 170. — Wenn es in des Durandus *Rationale divinorum officiorum* lib. I im Abschnitt *de cimiterio* heißt: *Rursus mulier moriens in partu non debet in ecclesia poni ut quidam dicunt, ne pavimentum ecclesie sanguine polluat, sed extra ecclesiam ei dicatur obsequium et in cimiterio sepeliatur*, so scheint das derselbe Text zu sein, den Jos. Klapper, *Schlesische Volksf.* (1925), S. 287 nach einer Breslauer Handschrift anführt; dem Zusammenhang nach dies damals von manchen abgelehnt wurde. Wie Klapper scheint übrigens auch S. Stryk zu Joh. Brunnemann, *De iure ecclesiastico tractatus posthumus* (Frankfurt und Leipzig 1686), S. 349 die Stelle zu verstehen: *non esse in Coemiterio sepeliendos infantes nondum baptizatos; aut in templo uxores in puerperio decedentes*; unter Berufung auf Durandus bemerkt er dazu: *quae et talia plura, sua sponte corruunt*.

⁹ Browe a. a. D., S. 21 mit Anm. 28.

¹⁰ Werke (Weimarer Ausg.) 30, 2, 252 (bei Browe, S. 21 nach den unrichtigen Lesungen der Ausgabe von Luthers Briefwechsel von Enders zitiert).

bräuche, um die auch von den mittelalterlichen Theologen oft gestritten wurde: das Verbringen der Leiche einer Wöchnerin zu den Exequien in die Kirche vor der Beisetzung im Friedhof, was ja von manchen abgelehnt wurde, damit „nicht die Kirche durch etwaige Blutungen entweiht werde“¹, und das Nachholen der Aussegnung (introductio), wodurch die „Ausföhnung mit der Kirche“ herbeigeführt und ein ehrliches Begräbnis in geweihter Erde erst ermöglicht würde². Obwohl auch diese Anschauung von Theologen und Synoden als Aberglauben bekämpft worden war, setzte sie sich doch in manchen Gegenden durch. Adolph Franz kann sogar zwei Formulare für die introductio mulieris mortuae post partum mitteilen; dabei wird, entsprechend dem Ritus bei der Aussegnung der Lebenden, die Leiche erst vor der Kirche oder im Turm mit Weihwasser besprengt und dann in die Kirche zur Aussegnung getragen. Obwohl die Mißbräuche, die sich aus dem Glauben an die Notwendigkeit der Aussegnung für die ehrliche Bestattung und für das Seelenheil der verstorbenen Wöchnerin entwickelten, auch noch von Synoden des 16. und 17. Jahrh. bekämpft wurden³, blieben sie hie und da, auch sogar in protestantischen Gegenden, bis in die Gegenwart bestehen.

C. G. Hinz berichtet aus Altpreußen: Stirbt eine Wöchnerin, so wird sie in die Kirche getragen, weil sie nun einmal ihren Kirchgang halten muß, und mit Gesang, Gebet und großer Feierlichkeit beerdigt⁴. Im Kirchspiel Breklum genossen die vor ihrem Kirchgang gestorbenen Wöchnerinnen „die besondere Ehre, daß der Sarg in die Kirche getragen wurde und also die Leichenpredigt der Beerdigung voranging (hier sollte die Aufbahrung vor dem Altar gleichsam den Kirchgang ersetzen)“⁵ derselbe Brauch ist auch für Rodinghausen, Kreis Herford, bezeugt⁶. In einigen Gegenden Westpreußens wird eine solche Wöchnerin bei der Beerdigung in der Kirche um den Altar getragen⁷. Es lebt da offenbar noch ein von der Ermländischen Synode 1610 verbotener Brauch weiter, nach dem „Frauen die Leiche der Wöchnerin, nachdem sie purifiziert worden war, in der Kirche dreimal um den Altar trugen“ (darauf Beisetzung unter der Dachtraufe!), „das dreimalige Tragen um den Altar sollte offenbar

¹ Ad. Franz a. a. D. 2, 242; Brome a. a. D., S. 22; Hugo Grün, Das kirchliche Beerdigungsweisen Deutschlands im 16. Jahrh. (Diss. Gießen): Theol. Studien und Kritiken 102 (1930), 359 f.

² Ad. Franz a. a. D. 2, 242; Brome a. a. D., S. 20; H. Grün a. a. D., S. 360; Frz. Arens, Der Liber ordinarius der Essener Stiftskirche: Beitr. z. Gesch. v. Stadt u. Stift Essen 21 (1901), 73.

³ Dementsprechend finden sich auch die entgegengesetzten Vorstellungen und Bräuche: Im östlichen Allgäu wird eine solche Wöchnerin wie eine Jungfrau bestattet, sie erhält einen Kranz und weißes Totenkleid, ihre Seele kommt „vom Mund auf in den Himmel“; im oberen und westlichen Allgäu wird sie als eine „Märtyrin“ betrachtet: K. Keiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus 2 (1902), 300; ähnlich in Oberbayern und Tirol: Der Katholik 83, 2 (1903), 526; M. Höfler, Volksmedizin u. Aberglaube in Oberbayern (1893), S. 204; J. B. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes² (1871), S. 4. Auch im oberen Mühlviertel bekommt die Verstorbene weiße Kleider angetan, und weißgekleidete Mädchen gehen mit dem Sarge und tragen ein weißes Tuch, „das aus dem Sarge vor- und rückwärts hängt“: Heimatgau 13 (1932), 178. Im Zürcher Oberlande wurde der Wöchnerin sogar ein Grab an bevorzugter Stelle an oder in der Kirche gewährt: S. Messlihammer, Aus alter Zeit 1 (1909), 191. Weiteres bei Geiger, Handwbt. d. d. Aberggl. 5, 1075.

⁴ Die alte gute Sitte in Altpreußen (1862), S. 72 (danach Abr. Jobst, Sammlung kirchlicher Sitte [1938], S. 22).

⁵ Die Heimat (Kiel) 33 (1923), 255.

⁶ Zeitschr. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volksk. 4 (1907), 111. 280.

⁷ C. G. Hinz a. a. D., S. 94.

den Opfergang darstellen“¹. — In anderen Gegenden wurde statt der Toten „eine andere Frau in der sonst üblichen Form eingeführt“ (Gnesener Agende 1579)². Eine derartige Stellvertretung der Toten durch die Trägerinnen war weitverbreitet, wie Agenden und kirchliche Verbote zeigen, erst seit dem 17. Jahrh. verschwindet sie³. Im Risummoor wurde der Sarg in die Kirche getragen und vor den Altar gestellt, zwei Nachbarinnen machten den üblichen Opfergang um den Altar. Dit legte man der Verstorbene ihr schwarzes Kleid, das nach alter Sitte jede Wöchnerin bei ihrem Kirchgang trug, in den Sarg⁴. In Amrum ging „früher (so schreibt Clement 1845), wenn die Wöchnerin gestorben war, die Älterfrau, von allen Frauen begleitet, welche zur sogenannten 'Wüßsamlang', d. i. Weiberversammlung gleich nach der Entbindung, gewesen waren, beim Kirchgang zum Altar hinauf, und alle opferten . . . , während der Gesang gesungen ward: 'Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen'. . . . In alter Zeit beging die Wöchnerin ihren Kirchgang mit sieben Frauen aus der Familie“⁵.

Louise Hagberg hat uns in ihrem großen Werk *När döden gästar*⁶ S. 507 f. das Weiterleben ganz der gleichen Bräuche auch für Schweden bezeugt; ich teile die ganze Stelle in Übersetzung mit:

„Man tat alles Mögliche, um solchen armen Frauen zu helfen und ihnen Ruhe im Grabe zu verschaffen. Um sie doch noch ihren Kirchgang halten zu lassen, bestand bis zum Jahr 1720 der Brauch, die Frauen, die im Kindbett starben, auf der Bahre zuerst in die Kirche zu tragen, bevor sie auf dem Friedhof begraben wurden, wie von Allestad (Westgötland) aus dem Jahr 1685 berichtet wird. Als das verboten wurde, machte man mit einer solchen Leiche eine Weile an der Kirchentür halt, was auch, wie Nicolovius 1868 aus Schonen berichtet, ‚heutzutage noch bisweilen geschieht‘. Es zu unterlassen, wurde von den Älten geradezu als unchristlich angesehen. Es konnte aber sogar auch eine andere Frau an Stelle der Toten die Gebetsandacht im Gotteshaus verrichten: Eine solche Leiche wurde im Gericht Skytts immer an einem Sonntag begraben, die Träger setzten die Leiche vor dem Kircheneingang nieder, eine Frau aus der nächsten Verwandtschaft der Toten ging dann in die Kirche und betete dort leise für die Seele der Entschlafenen, schritt darauf zum Altar hinauf und legte eine Gabe nieder, worauf sie wieder aus der Kirche herausging, um sich mit dem außen wartenden Leichengefolge zu vereinigen. Der Zug setzte sich nun in Bewegung, um die Entschlafene zu ihrer letzten Ruhestätte zu begleiten. Es war früher üblich, daß die Wöchnerin bei ihrem Kirchgang ‚opferte‘ als Dank für die glückliche Entbindung, indem sie ein Geldstück als Opfer auf den Altar legte. Wurde diese Gebetshandlung in Stellvertretung der Entschlafenen nicht verrichtet, so konnte auch ein Vaterunser an der Kirchentür gebetet werden, oder man begnügte sich damit, den Sarg einen Augenblick davor oder innerhalb des Friedhofstors niederzustellen, bevor die Beerdigung stattfand, was ja leicht möglich war, wenn der Sarg auf einer Bahre getragen wurde. Statt die Leiche in die Kirche zu tragen, konnte man sie auch um diese herumtragen, was in Dänemark dreimal zu geschehen pflegte“⁷.

¹ *Ud. Franz a. a. D.* 2, 244. (Die vorzufegnenden Mütter gehen z. B. in Apfeltrang, ehe sie an den Stufen des Altars niederknien, um den Altar herum: *Deutsche Gauen* 26 [1925], 188.)

² *Ud. Franz ebda.*

³ *H. Grün a. a. D.*, S. 360 mit Anm. 46; *Gascard a. a. D.*, S. 290.

⁴ *Mitt. d. Nordfries. Ver. f. Heimatkd.* 20 (1930), 19. Auch in Westfalen wurde mancherorts die Kindbetterin nicht ins gewöhnliche Totenhemd, sondern ganz so angekleidet, wie sie in die Kirche gehen wollte, um sich aussegnen zu lassen: *J. Grimm, Deutsche Mythol.* 4 3, 467, Nr. 900.

⁵ *Chr. Jensen, Die nordfriesischen Inseln* (1891), S. 233.

⁶ *S. meine Anzeige in den Hess. Bl. f. Volksk.* 36 (1937), 201 ff.

⁷ Letzteres geschah sonst übrigens auch bei gewöhnlichen Leichen, s. *L. Hagberg a. a. D.*, S. 393 f., *Sartori, Sitte und Brauch* 1, 149. Wenn, z. B. aus Dölzig in der Mark oder aus Hohenwalde-Markendorf, berichtet wird, daß man den Sarg einer Wöchnerin auf dem Weg zum Friedhof dreimal niederseze, damit sie Ruhe habe, oder wenn es gelegentlich heißt, der Sarg müsse besonders bei Wöchnerinnen unterwegs

Schließlich sei hier noch eine Nachricht über einen auch hierher gehörigen Brauch bei den Serbokroaten angeführt, obwohl ich sie nicht ganz verstehe: „Wöchnerinnen, welche im Zustand der Unreinheit sterben, werden von der Kirchentür an von vier Frauen vorwärts getragen; das soll ein Ersatz sein für die 40 Tage nach der Niederkunft übliche Lustration“¹.

Mit den abergläubischen Anschauungen über die Unreinheit der Wöchnerin verbanden sich auch medizinische Erwägungen über Gefahren, die bei der Berührung der Leiche einer solchen² oder durch deren Vermesungsgeruch³ und die Ausdünstungen ihres Grabes entstehen könnten. H. Grün⁴ hat z. B. auf die *Ordinatio tumuliste* für Crailsheim (von 1480) aufmerksam gemacht, in der es heißt: *ibi est periculum magnum, quod natura docet, quia si ibi reperitur os recens vel humidum mulieris puerpere vel que fuerat menstruata, quecunque virgo adulta aut iuvencula mulier desuper steterit ymo per modicam horam, raro vel nunquam concipiet*⁵. Eine ganz ähnliche Erklärung hatte Th. F. Tiede 1804 als den „Grund des abgesonderten Begräbnisplatzes der Wöchnerinnen in Niebusch (s. oben S. 153) erfahren, nämlich „daß alle Frauenzimmer zwischen 15 und 49 Jahren zu einer gewissen Zeit im Monate theuer dafür büßen müßten, wenn sie zufällig über den Grabhügel einer im Wochenbett gestorbenen Frau wegschritten“⁶. Auch in Geilshausen (Oberhessen) „dürfen [1907] Wöchnerinnen nicht inmitten des Kirchhofs beerdigt werden, damit keine Frau das Grab überschreitet; das würde Unglück bringen“⁷. Aus Fronau teilt Fr. Schönwerth mit: „Steigt ein Weib zur Zeit ihres monatlichen Unwohlseins über das Grab einer Kindbetterin, so bleibt das Blut stehen, und sie muß sterben“⁸. Nach einer Nachricht aus Bukendorf, Grafschaft Schaumburg, auf die wir nachher noch

„geruht“ werden (Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 1 [1891], 185, Nr. 17; Mitt. d. Hist. Ver. f. Heimatkde. zu Frankfurt a. d. O. 28 [1928], 44; Zeitschr. f. Volkskde. N. F. 2 [1930], 285), so ist das ebenfalls ein auch bei gewöhnlichen Leichenzügen beobachteter Brauch (s. Handwrtb. d. d. Aberggl. 5, 1156 f.). In dem besonders ängstlichen Fall des Wöchnerinnenbegräbnisses bemühte man sich, nichts zu versäumen, und so befehlt man dabei solche Bräuche als wichtig bei, auch wenn sie sonst schon nicht mehr geübt wurden.

¹ Edm. Schneeweis, Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten (1935), S. 133.

² Vielleicht darf in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß in Hildesheim 1477 der Schinder, der zugleich der Totengräber war, für eyn fruwen to handelende in puerperio unde or graf to makende 10 neue Schillinge zu beanspruchen hatte, während er sonst für das Grab eines ausgewachsenen Menschen im Sommer nur 3, im Winter 4 neue Schillinge bekam: G. Becker, Zeitschr. f. klin. Medicin 38 (1899), 331; 343.

³ So ist wohl auch der Brauch aus dem Saterland (bei L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus d. Herzogt. Oldenburg² 2, 218) zu erklären, daß, während gewöhnliche Leichen wie überall mit der Bahre auf der Schulter getragen wurden, dagegen, „wenn eine Wöchnerin starb, die Bahre mit dem Sarg in den Händen, also hangend, nach und um den Kirchhof getragen wurde“.

⁴ Hugo Grün, der deutsche Friedhof im 16. Jahrhundert: Hess. Bl. f. Volksk. 24 (1925), 82. Vgl. a. die abergläubische Verwendung der Erde vom Grab einer Wöchnerin: Wuttke, Der dt. Volksaberggl.³, S. 367, § 554.

⁵ Blätter f. württemb. Kirchengesch. N. F. 15 (1911), 88 f.

⁶ Merkwürdigkeiten Schlesiens, S. 127, angeführt von M. Hippe, Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. 7, 13 (1905), 105.

⁷ W. Lenß, Vom Tod: Hess. Bl. f. Volksk. 6 (1907), 106.

⁸ Aus der Oberpfalz 1 (1857), 207 (danach Fr. Viërs, Sitte und Brauch im Menschenleben [1926], S. 92).

einmal zurückkommen müssen, besteht dort der Aberglaube, „daß jede Frau, und besonders Mädchen und junge Frauen, in ihrem ersten Kindsbett sterben werden, wenn sie ein solches Grab überschreiten“¹. Das ist offenbar auch der Sinn der Bestimmungen in der Schul- und Kirchenordnung der Stadt Breslau von 1528: „Es sollen auch die Todtengreber, wo sie eine Sechswecherin begraben wollen, eyn fleißig auffmerken haben, damit sie nicht graben am wege, do man pflegt zu gehen oder viel zu schaffen hot, sondern yndert an einem winckel oder an der Mauer, do man am wenigsten zu thun hott“². Ganz ähnlich spricht eine Zwickauer Aufzeichnung von 1561 über die Pflicht des Totengräbers, „die Schwangere und Sechswöchnerinnen an ein sonder orth, do nit vil leuth hinkommen, zu begraben, da die weyber ein sonderlich Superstition an denselben haben“³.

Der Züricher Mediziner Joh. v. Muralt (1646—1733) spricht bei der Behandlung der Frage „Ob man keine toten Kindbettern in Städten oder Kirchen begraben solle?“ über die in dem toten Körper sich entwickelnde, dem lebenden antipathische Mumia⁴ und führt dabei u. a. aus: „So mögen auch viel andere Zufälle durch dieselbe in Weibsbildern verursacht werden, als da sind Mutterkrankheiten, immerwährender Blutgang, der da anhanget biß in Tod. Welcher erwecket wird in der Zeit, da die Natur sich anfängt zu eröffnen zur Reinigung, und eine solche Person an Orte hinkommt, da andere an solchem Fluß gestorben, und nun die weibliche Mumia in die putrefaction gegangen, davon sie einen solchen Streich von ihr empfahet, damit sie ihr Lebenlang zu schaffen hat. . . . Item erfolgt etwan Unfruchtbarkeit, Abgänge der Leibesfrucht, dergleichen Schwindluchten, Ohnmachten und viele andere ungenante und unbekante Zufälle“⁵. Bei Joh. Jacob Waldschmidt⁶, *Ἐπιστολαὶ ἀποβίαιαι sive Dissertationes epistolicae de rebus medicis et philosophicis* (1689) p. 96, liest man: *Equis inficiabitur corpora puerperarum esse valde fermentescibilia, cum illud et ante mortem et post mortem ex variis probari possit apparentiis?* Unde fortè mos adolevit, ut puerperarum tumbae sepiemento muniantur, e[st] ut extra templa sepeliantur, ne putrilaginosum illud fermentum facile ad plures abire possit. Er fennt und billigt offenbar die Sitte, Wöchnerinnen nicht in der Kirche zu begraben und ihre Gräber zu umzäunen, damit andere nicht durch ihr Verwesungsgift angesteckt würden.

In Breslau bestand, wie wir sahen, 1528 die Vorschrift, Wöchnerinnen in einem Winkel oder an der Mauer des Friedhofs abseits von den Wegen zu begraben. Um das besonders gefährvolle überschreiten eines solchen Grabes unmöglich zu machen, muß in der Folgezeit die Abtrennung dieser Grä-

¹ Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. 7, 14 (1905), 60. — In Nord-England gilt es als sehr gefährlich, über unchristened ground, d. h. über das Grab eines ungetauften Kindes, zu gehen: J. Brand, *Observations on popular antiquities* (1813) 2, 8. In Schweden ist es für Schwangere besonders bedenklich, auf oder über ein Grab zu treten: L. Hagberg a. a. D., S. 261. Weiteres s. bei Geiger, *Handwth. d. d. Abergl.* 3, 1079. — Man bannt Krankheiten, indem man sie in die Erde vergräbt, überschreitet ein anderer eine solche „Anstätte“, so überträgt sich das Leiden auf ihn: C. Seyfarth, *Abergl. und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens* (1913), S. 216.

² Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrh., hrsg. v. E. Sehling, 3, 399 = Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. 7, 13 (1905), 102.

³ D. Langer, über Totenbestattung im 16. Jahrh., vornehmlich in Zwickau: *Neues Arch. f. sächs. Gesch.* 28 (1907), 2.

⁴ Vgl. Alfr. Wiedemann, Mumie als Heilmittel: *Zeitschr. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volksk.* 3 (1906), 1 ff.; Jacoby, *Handwth. d. d. Abergl.* 6, 617 ff. Beide erwähnen nicht die Lehre Muralts.

⁵ Mitgeteilt bei Bloß-Bartels a. a. D. 3¹¹, 457 f. ohne genaues Zitat (in der S. 528 unter Muralt angeführten Denkschrift stehen diese Ausführungen nicht).

⁶ Nicht H. Waldschmidt, wie an der von Hippe angeführten Stelle geschrieben ist.

ber von den übrigen durch Stafeten veranlaßt worden sein. Das geht aus einem sehr aufschlußreichen Aktenstück aus dem Jahre 1713 hervor, das Max Hippe veröffentlicht hat¹: Das Breslauer evangelische Stadtkonfistorium behandelt darin nämlich die Frage, „ob die verstorbenen Kindbetherinnen mit Recht in gewisse Gegitter zu begraben“. Unter Berufung auf den alten Durandus² und auf jüngere Kirchenrechtler³ wird gegen Waldschmidt dieser Brauch als unberechtigt abgelehnt: quod lege scripta expressa die Sepultura unter andern ehrlichen Leuten denen Puerperis nirgends denegiret, dann heißet das Besorgniß, daß andere lebendige von der Evaporation dergleichen Gräber verwahrloset werden sollten, auch nichts“. „Die Unreinigkeit derer Weiber“ bestehe „in einem puren nichts“. Das Konfistorium faßte am 25. April 1713 folgendes Conclusum: „Es solle zwar die alte observanz, die Sechswöcherinnen in die Staffetter zu begraben, nicht gänzl. auf einmahl aufgehoben seyn, jedoch einem jeden, Wer der auch sey, praevia Imploratione gratificiret werden, die Puerperas Anders Wohin zu begraben.“ Der Rat der Stadt genehmigte diesen Beschluß des Konfistoriums, der bezeichnenderweise nur ein allmähliches Aufheben dieser „alten Observanz“ zu empfehlen wagte. Der Wortlaut spricht übrigens nicht von einer Umgitterung des Einzelgrabes, wie B. Kahle zu meinen scheint⁴, der seinerseits dafür einen Beleg aus der Gegenwart beibringt: In Bufedorf in der alten Grafschaft Schaumburg sind auf dem Kirchhof „bei vielen Gräbern an den vier Ecken kunstlose Holzpflöcke eingerammt, welche durch weiße Leinenbänder verbunden sind. Es sind die Ruhestätten der ärmeren Frauen, die im Kindbett gestorben sind. Haben die reicheren Leute die Mittel, ihren Entschlafenen ein Denkmal mit Eiseneinfriedigung errichten zu können, so müssen die ärmeren sich mit jenen weißen Leinenbändern begnügen, um einem Aberglauben Genüge zu leisten, welcher besagt, daß jede Frau . . . in ihrem ersten Kindbett sterben werde, wenn sie ein solches Grab überschreite“. Ähnliches erfahren wir auch noch aus anderen Gegenden: In Beuren (Nagold) werden auf die vier Ecken des Grabs einer Wöchnerin vier Pföfchen gesteckt und um dieselben ein Faden ringsum herumgezogen, „damit die hiedurch gebildete Umzäunung die Ruhe der Toten sichere“⁵. Im badischen Hanauerland wurden gleich nach der Beerdigung einer Wöchnerin 6 bis 8 Schuh hohe Stecken um ihr Grab gesteckt und mit weißem Garn umwickelt⁶. Aus der Gegend von Metz erfahren wir: „La tombe d'une femme morte en couches était entourée d'un long fil retenu par quatre piquets fichés en terre aux quatre coins du tombeau. Ce fil devait être renouvelé s'il se rompait avant les quarante jours exigés“⁷. Diese Angabe ist wertvoll,

¹ Max Hippe, Die Gräber der Wöchnerinnen: Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. 7, 13 (1905), 101 ff.

² Siehe S. 153, Anm. 8.

³ Samuel Strijf zu J. Brunnemann, De iure ecclesiastico tractatus posthumus (1686), S. 349.

⁴ Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. 7, 14 (1905), 59; er schreibt: „Wöchnerinnen in 'staffetter' zu begraben“ statt „in die Staffetter“.

⁵ H. Böhn, Mitt. ü. volkstüml. überlief. in Württemberg 7 (1913), 356.

⁶ E. H. Meyer, Badisches Volksleben (1900), S. 586 u. 394 (danach ganz unverstanden A. Ludwig, Das kirchliche Leben der ev.-prot. Kirche des Großh. Baden [1907], S. 134).

⁷ R. de Westphalen, Petit dictionnaire des traditions messines (1934), Sp. 185. — Wenn ich M. Brunwald recht verstehe, findet sich das Umgarnen des Grabs auch bei

weil sich daraus ergibt, daß eben die sechs Wochen der Unreinheit die gefährliche Zeit sind. E. S. Meyer zieht in diesem Zusammenhang noch den eigentümlichen Brauch aus dem Ramlachtal im bayrischen Schwaben heran, bei „Wöchnerinnen, die vor dem sogenannten Aufsegnen sterben, . . . auf den Grabhügel statt der Blumen einen ‚Schneller‘, d. h. ein Garngewinde von 400 Faden, niederzulegen, indem man ihn in Form eines Andreaskreuzes um vier in die Erde gesteckte Spindeln oder Pflockchen schlingt: diesen Schneller, welchen die Verstorbene bei ihrer Aufsegnung in der Kirche hätte opfern müssen, läßt man auf ihrem Grab verfaulen“¹. Dieser Brauch kann aus dem vorhin besprochenen entstanden sein, in der hier geschilderten Form handelt es sich aber offenbar nicht um eine Umhegung des Grabes, sondern wieder um eine Art Nachholung des Aufsegnungsopfers für die Verstorbene².

Aus Tod. Vorich (Ende des 16. Jahrh.) hat A. Birlinger³ eine sehr wertvolle Notiz ausgezogen: „Daß man auff der verstorbnen Kindbetterin grab ein weiß gestrickt netz legen soll, damit kein verwundter darüber gehe, ist abergläubig“. Diese Nachricht hat leider E. Maas nicht gekannt, als er in seinem Aufsatz „Die Lebenden und die Toten“ ein Wort des Ammianus XVI 2, 12 über die Alemannen behandelte⁴: *ipsa oppida, ut circumdata retiis busta, declinant* „den [ummauerten] Städten gehen sie wie netz-umgebenen Gräbern aus dem Wege“. Für das Anschließen von Gräbern oder Leichen mit Netzen konnte er nur einige Parallelen aus Asien und Amerika anführen. Durch unseren Beleg aus Schwaben wird es nun wohl doch wahrscheinlich, daß es sich dabei um eine alemannische Sitte handelt, nicht um einen von Ammianus aus seiner griechisch-römischen Welt herangezogenen Vergleich⁵. Ursprünglich sollte vielleicht das Netz die Tote im Grabe fesseln; aber Vorichs Angabe über den Zweck der Maßnahme weist doch auf dieselben Vorstellungen, die wir bei der Angitterung und Fadenumhegung der Wöchnerinnengräber kennen gelernt haben.

Nun möchte ich nur noch auf einen Brauch eingehen, der jedenfalls an die Umhegung mit weißem Garn und weißen Netzen erinnert: das Überdecken des Grabes mit einem weißen Tuch. Ich habe dafür im Lauf der Zeit eine größere Menge von Zeugnissen, besonders aus unserem Hessenland, aber auch aus anderen Teilen Deutschlands, gesammelt⁶:

Wöchnerinnen legt man in Hessen eine Windel aufs Grab und beschwert sie an den vier Ecken mit Steinen (1852)⁷. Nach E. Mühlhause wird das Bettuch, auf dem der

den Juden: Jahrb. f. jüd. Volksk. 1 (1923), 20. Ethnographische Parallelen zur Grabumhegung s. bei E. Maas, Neue Jahrb. f. d. Altertum 49 (1922), 209.

¹ Bavaria II 2, 832.

² Bei der Aufsegnung wurde Garn (öfter wird gerade ein Garnschneller genannt) oder Flachs geopfert: Der Katholik 83 I (1903), 275; A. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben 2 (1862), 319, Nr. 314; S. Höhn, Mitt. u. volkstüml. Überlief. in Württemberg 4 (1910), 266; Herm. Fischer, Schwäb. Wörterbuch 5, 1068.

³ Ant. Birlinger, Aus Schwaben 2 (1874), 241.

⁴ Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum 49 (1922), 214 ff. Vgl. a. E. Fehrle zu Tacitus' Germania 16, S. 84, 1 seiner Ausg.² (1929).

⁵ Auch Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte 1 (1935), 276 sieht darin einen alemannischen Brauch.

⁶ Sartori, Sitte und Brauch 1. 158; Geiger in Handwbt. d. d. Abergl. 1, 986; Nach Ad. Wuttke a. a. O.³, S. 470, § 748 soll er außer in Hessen auch in Baden und Bayern vorkommen, leider gibt er seine Quellen nicht an.

⁷ J. W. Wolf, Beitr. z. deutschen Mythologie 1, 212, Nr. 114.

Tod erfolgte, über das Grab hingebreitet und mit vier Spießen an dem Boden befestigt. Dasselbe geschieht, wenn ein Kind stirbt, das noch keine vier Wochen alt ist. Bettuch und Windel bleiben zum Vermodern auf dem Grab liegen (Kurheffen 1867)¹. Der Marburger Pfarrer W. Kolbe schreibt 1886: „Auf einem Grabhügel ist ein großes, weißes Tuch ausgebreitet, hier und da mit Steinen beschwert oder mit einigen hölzernen Pflöcken, auch Sprekeln, befestigt. Oft flattert dasselbe aber, vom Winde erfasst über dem Grabe, in der Luft. Denselben Anblick bietet hier und da auch ein ganz kleines Kindergrab. Fragt man, was das bedeuten solle, so erhält man nur die Antwort, dort liegt eine Wöchnerin oder ein Säugling. Das große, weiße Tuch ist nämlich das Bettuch, darauf die Entschlafene ihr Kind geboren und gestorben, das kleine Tuch aber ist die Windel des heimgegangenen Kindes“². H. Franz spricht, gestützt zum Teil wohl auf Kolbe und Lenz, aber auch auf mündliche Mitteilungen, von einem Bettuch, das mit Steckhölzern befestigt wird, oder einer bzw. mehreren an den vier Ecken mit Steinen beschwerten Windeln auf dem Grab der Wöchnerin, in der gleichen Weise würden auch dem während des Wochenbetts gestorbenen, also noch ungetauften Säugling die Windeln aufs Grab gespreitet und befestigt³. In Bleichenbach, Kreis Bidingen, schneidet man drei Löcher in das Bettuch, das man über das Wöchnerinnengrab breitet und durch Steckhölzer befestigt, bei einem Säuglingsgrab nimmt man eine Windel; in Stangenrod war es eine vollständig neue, ungebrauchte Windel, während in Bleichenbach ein gebrauchtes Bettuch dazu verwendet worden sein soll⁴. Nach freundlicher Mitteilung von Fr. D. Schulte (1914) bestand dieselbe Seite im Vogelsberg, z. B. in Engelrod, Laubach, Ruppertsburg; in letzterem Ort bleibt die Windel, die mit vier Steinen an den Ecken befestigt war, so lange liegen, bis sie durch die Witterung zerstört ist, in Engelrod dagegen pflegten sich die Hebammen oder arme Leute das Bettuch oder die Windel alsbald nach der Beerdigung zu holen. In Homberg a. d. Dh. wurde mir gesagt (1910), daß man aufs Grab der Wöchnerin nur ein Stück von einem Bettuch lege, auf einem Säuglingsgrab werde eine Windel mit vier Steinchen befestigt. In Bissés in der Wetterau wurden in das Bettuch oder die Windel Löcher geschnitten, damit sie nicht gestohlen würden. Eine Nachricht aus Klein-Linden bei Gießen, daß ein Bettuch, und zwar wohl das, auf dem der Verstorbene gelegen, auf seinen Grabhügel gebreitet und nach einigen Tagen von armen Leuten geholt werden durfte, beruht offenbar auf nicht ganz zuverlässigen Angaben⁵. Nach einer Mitteilung von Fr. Moser, Wohnbach, (+) findet sich im Sterbeprotokoll der Pfarrei Höchst im Odenwald vom Jahr 1731 folgender Eintrag: „Weil bis dahin die Gewohnheit gewesen, über die Sechswöchnerinnen- und deren verstorbener Kinder Gräber weiße Tücher zu decken, welche doch nur kaum eine Nacht liegen bleiben und hernach zu abergläubischen Kuren gebraucht werden; als ist solches auf Gn. Herrschaftl. Befehl verboten und bei diesem Kind unterlassen worden.“ Trotzdem bestand nach Moser noch um 1900 in dem etwa eine Stunde von Höchst entfernten Sandbach die Sitte, auf Gräber ungetauft verstorbener Kinder ein Stück Leinwand so groß wie eine Kinderwindel zu legen; es blieb liegen, bis es verwitterte. Lehrer Hassenfrasz in Hainstadt, Kreis Erbach, schreibt: „Auf dem Grab einer Wöchnerin sah ich früher oft ein weißes Tuch, etwas größer als ein Taschentuch, mit vier Hölzchen festgemacht. Was es bedeuten sollte, ist mir nicht klar geworden; auf mein Befragen wurde mir gesagt, das mache die Hebamme“⁶; er teilte uns außerdem mit, daß auch

¹ Die aus der Sagenzeit stammenden Gebräuche der Deutschen, namentlich der Hessen (Sonderdr. aus: Zeitschr. des Ver. f. hess. Gesch. N. F. 1 [1867]), S. 80.

² Hessische Volks-Sitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit (1886), S. 50; ²(1888), S. 74.

³ Hessenland 40 (1928), 369. Daß mehrere Windeln aufs Grab gelegt werden, habe ich nie gehört.

⁴ W. Lenz in Hess. Bl. f. Volksk. 6 (1907), 106.

⁵ A. Böhler in Gieß. Familienblätter 1914, 91 (danach H. Matthes, Heimat im Bild [Gießen] 1931, 80), angeblich nach dem Protokollum des Pfarrers Weigel (1652 bis 1682); Fr. Schulte schreibt mir dazu: „Die Angabe, daß ein weißes Tuch über jedes Grab gebreitet worden sei, ist sicher falsch. W. hat da etwas gehört und nicht richtig verstanden, oder es ist ihm etwas Unrichtiges mitgeteilt worden. In Weigels Protokoll steht davon gar nichts.“

⁶ Die Heimat (Erbach) 1928, Nr. 2, S. 4.

auf Gräbern ungetaufter oder totgeborener Kinder ein weißes Tuch etwa in der Größe einer Windel mit vier Holzstückchen aufgesteckt wurde. Vor etwa 50—60 Jahren bestand noch in Versau die Sitte, „daß die Kindergräber, die unmittelbar neben der Kirche ihren Platz fanden, mit weißen Tüchern überspannt wurden, die an den Zipfeln vermittelt Schnüren durch kleine hakenförmige Blöcke festgehalten wurden. Einen ganz eigenartigen Eindruck sollen diese sonderbaren Gräberdecken, die von Zeit zu Zeit erneuert wurden, auf den Beschauer ausgeübt haben, der sich in der Dunkelheit zu einem direkt gespenstischen steigerte“¹. In H. bei Mainz legte man in früherer Zeit, „wenn eine Frau im Wochenbett starb, ein weißes Tuch auf das Grab, um anzudeuten, daß sie, die versehen mit den heiligen Sterbe-Sakramenten, nach schweren Leiden gewiß alles eingeblüht, wohl in den Himmel eingegangen sei“². Das „Tränentüchlein“ auf dem Grab der Wöchnerin konnte man in Hohenhessen bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts sehen, jetzt aber nirgends mehr³. Am 8. August 1786 verbot der Fürst von Solms-Braunfels, „daß die Grabhügel verstorbener Wöchnerinnen und Wochenbettfinder mit weißen Tüchern überdeckt werden, welche häufig zu schädlichem Aberglauben mißbraucht werden“⁴. In der Gegend von Essen kennzeichnete man die von den andern getrennte Grabstelle einer vor ihrer Aussegnung gestorbenen Wöchnerin „vielsach noch durch ein weißes Taschentuch, das man an seinen vier Ecken mit Pflöden befestigte. Dies ließ man entweder, so in Borbeck, sechs Wochen dort liegen, was der „Sechswöchnerin“ entsprach, oder, so in Rellinghausen und Rarnap, so lange, bis es von selbst vermoderte. Erst dann, so sagte man, habe die betr. Frau in den Himmel kommen können“⁵. Auch in Altendorf legte man für die sechs Wochen der „Unreinheit“ ein ausgebreitetes weißes Taschentuch auf den Grabhügel (um 1865—75)⁶. D. Schell berichtet aus Meiderich im Bergischen, auf das Grab einer Wöchnerin habe man ehemals „ein viereckiges Läpchen“ gelegt, „welches an allen vier Ecken mit einer kleinen Schleife versehen war“⁷. In einigen braunschweigischen Dörfern erhalten totgeborene oder ungetaupte Kinder keine Blumen aufs Grab, sondern ein viereckiges, weißleinenes Tuch wird über dem Grabhügel befestigt. Auch die im Wochenbett gestorbene Frau bekommt ein weißes Laken mit schwarzen Düben an den Ecken auf ihr Grab gelegt; ursprünglich ist dies das Bettuch, auf dem die Entschlafene ihr Kind geboren hat, das kleine Tuch des Säuglings ist dessen Windel“⁸. In Lüttgenrode, Kreis Halberstadt, und einigen umliegenden Orten wird auf den Grabhügel einer Wöchnerin ein weißes, vielsach mittels Messerfischen durchlöcheretes Leinentuch von etwa einer Quadratelle Größe gelegt und an den Seiten mit Holzhäkchen festgepflockt. Dieses Tuch bleibt bis zur Verwitterung auf dem Grab liegen⁹.

Ich mußte diese Belege möglichst wörtlich geben, damit sich der Leser selbst ein Urteil bilden könne. Da es sich um einen ausgestorbenen oder doch aussterbenden Brauch handelt, sind die Angaben oft nicht mehr so genau, wie

¹ L. L., Unsere Heimat, Mitt. d. Heimatkundl. Arbeitsgemeinschaft f. d. Kr. Dieburg 1 (1928), Nr. 2 (ich verdanke die Abschrift der Güte Fr. Wotzingers).

² Franz Jos. Lemb, Die Bestattung der Todten (1887), S. 76.

³ Wilh. Hoffmann, Rheinbessische Volkskunde (1932), S. 194; in den Hess. Bl. f. Volksk. 10 (1911), 112 sprach er übrigens von dem „Tränentüchlein“ auf den Gräbern ungetaufter Kinder, wo es so lange liegen blieb, bis es vermittelte.

⁴ Scotti, Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in den vormaligen Nied-Neuwiedischen ..., nunmehr Rgl. Preuß. Landesgebieten ... ergangen sind 3 (1836), 1216. Fr. Himmelreich in Mitt. d. Weklarer Geschichtsvereins 10 (1927), 30 bemerkt dazu, das Tuch sei so lang und so breit gewesen wie der Grabhügel.

⁵ Th. Imme in Beitr. z. Gesch. von Stadt und Stift Essen 35 (1913), 319, und etwas gefürzt: Zeitschr. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volksk. 10 (1913), 170.

⁶ F. Frizen in Beitr. z. Gesch. von Stadt und Stift Essen 53 (1935), 176.

⁷ Zeitschr. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volksk. 5 (1908), 270.

⁸ R. Andree, Braunschweiger Volkskunde² (1901), S. 318.

⁹ Am Urdsbrunnen, Fg. 7, Bd. 6 (1888/89), S. 127. Geiger in Handwbt. d. d. Abergl. 1, 988, Anm. 108, zitiert noch Ons Volksleven 8 (1896), 20 [ich habe den Band erst nach Abschluß der Arbeit einsehen können, er liefert noch einen Beleg aus Nord-Brabant: op het graf eener kraamvrouw legde men een witten doek met eenen steen of iets dergelijks op de hoeken].

man wünschen möchte. Wöchnerin und ungetauftes Kind werden hier gleich behandelt: beiden gemeinsam ist ja die nicht durch kirchliche Weihe beseitigte Unreinheit, beide finden keine Ruhe im Grab, da sie beide zu den vorzeitig (άωροί) Verstorbenen gehören¹. Man wird daher geneigt sein, in diesem Brauch ein Mittel zu sehen, um die Wiederkehr des Toten abzuwehren². Sechs Wochen lang sucht nach dem Volksglauben die tote Wöchnerin um Mitternacht zu ihrem Kind zurückzukehren, um es zu nähren und zu pflegen¹. Dazu würde es gut passen, daß wiederholt gesagt wird, das weiße Tuch müsse sechs Wochen lang auf dem Grabe liegen bleiben³, ähnlich wie die Garnumhägung in Lothringen 40 Tage erhalten bleiben muß⁴. Häufiger jedoch begegnet uns die Angabe, daß es liegen bleiben muß, bis es vermodert⁵. Daß sich die Hebamme und arme Leute die Tücher holen dürfen, ist dagegen eine junge Entwicklung, denn man fürchtet sich, etwas von einem Grab oder vom Friedhof wegzunehmen⁶. Wenn man Löcher in die Tücher schneidet, so erklärt man das damit, daß man dadurch verhindern will, daß sie gestohlen werden. Ich glaube eher, daß das ursprünglich ein Unbrauchbarmachen war, wie man es ja auch bei Totenopfern und Grabbeigaben findet. Wenn das Tuch gestohlen wurde, so geschah es in der Regel nur, um damit Zauberei zu treiben⁷, die beiden oben angeführten staatlichen Verbote der hier behandelten Sitte führen ja als Grund den abergläubischen Mißbrauch der Tücher an⁸. In Hessen scheint man in der Regel ein, meistens offenbar ihr Bettuch,

¹ Geiger in Handwbt. d. d. Aberggl. 9, 572 f. (vgl. E. Rohde. *Wische*² (1898) 2, 392, 2. 411 f.), man erinnere sich an das von Burchard von Worms überlieferte Pfählen der Ungetauften und Wöchnerinnen (Handwbt. 6, 1550).

² Geiger in Handwbt. d. d. Aberggl. 1, 986 f.

³ Die 40tägige oder 6-Wochen-Frist der Gebundenheit der Seele an den Leichnam, die wir besonders in Osteuropa finden (Handwbt. 8, 1022), kommt wohl kaum dafür in Betracht.

⁴ Siehe S. 158, Anm. 7.

⁵ Man könnte daran denken, daß damit dieselbe Vorstellung verbunden sei, die gelegentlich bei den Totenbrettern bezeugt ist: Wenn das Brett verfault ist, ist auch die Leiche verfault und die Seele erlöst (Handwbt. d. d. Aberggl. 8, 1057).

⁶ Viele Sagen berichten von der Rache der Toten (z. B. Wolke-Poljowa, Anm. zu den *RM.* 3, 482); besonders häufig sind bei uns die Erzählungen von Bestrafung des Fäulnisigen, der eine Wette eingegangen war, etwas nachts von einem Grab zu holen. Ich verweise bes. auf die von E. Mühlhause a. a. O., S. 81 mitgeteilte Sage aus Schönstedt, in der ein Mädchen in der Spinnstube wettet, ein solches Bettuch vom Grab einer Wöchnerin wegzuholen (die Geschichte verbindet dann damit das Motiv von der geraubten Mütze des Toten), und eine thüringische Sage, in der ein Mann das Leichenlaken seiner verstorbenen Frau holt, während diese an der Wiege ihres Kindes weilt: *Ztschr. d. Ver. f. Volksk.* 12 (1902), 71.

⁷ *Deutsches Volksblatt* 1 (1845), 190, 60.

⁸ Wenn schon dem Bettuch, auf dem eine Frau ihr Kind geboren, besondere Kraft zugeschrieben wird — man kann eine Feuersbrunst löschen, indem man ein solches zusammengewickelt hineinwirft (Wuttke a. a. O.³, S. 401, § 618) —, so schreibt man natürlich einem solchen, in der Geisterstunde vom Grab der Wöchnerin geholten noch viel größere Kräfte zu: es wird bei allerhand langwierigen, sonst als unheilbar geltenden Krankheiten, Geschwüren, Weinschäden usw. (Hess. Bl. f. Volksk. 6 [1907], 106), bei Rotlauf, Schnupfen und anderen Erkältungskrankheiten (Hessenland 40 [1928], 369) angewandt; ein Fetzen des „Tränenstückleins“ von einem Säuglingsgrab half bei Zahnweh (Hess. Bl. f. Volksk. 10 [1911], 112). Wer an Gicht litt, holte sich am 1. Advent ein solches Tuch nachts um 12 Uhr, band es um den achtschließenden Körnerteil und brachte es auf Neujahr wieder um 12 Uhr an seine Stelle im Friedhof. — Aus Wersau (o. S. 160, 6) wird noch berichtet, daß man, wenn eine Kuh nicht rindern wollte, „zwi-

gelegentlich auch eine Windel dazu genommen zu haben (bei Säuglingen ist's fast immer eine Windel), in der Wetterau genügt ein Stück von einem Bettuch, im Braunsfelsischen mußte es ein weißes Tuch so groß und breit wie ein Grab sein; anderswo soll es ein Tuch sein etwas größer als ein Taschentuch, eine Quadratelle groß, oder ein weißes Taschentuch oder ein viereckiges Lappchen: alle diese Angaben passen ungefähr auf eine Windel. Ich könnte mir denken, daß für die Entstehung dieses Brauchs der Gedanke maßgebend war, man könne die tote Wöchnerin, wenn sie in der Mitternacht ihr Haus auffuchen will, dadurch irreführen und zurückhalten, daß sie ihr Bettuch oder die Windel des Kindes auf dem Grabhügel vorfand. Aber hätte man dann nicht einfacher dieses Tuch wie andere Grabbeigaben¹ in den Sarg gelegt?

Vielleicht darf man doch noch etwas anderes zur Erklärung heranziehen. Im Mittelalter „ließen reiche Leute Leichentücher über das Grab breiten und längere Zeit darauf liegen, was zu Nürnberg im 15. Jahrh. durch obrigkeitliche Verordnung auf die ersten sieben Tage nach der Beerdigung reducirt und außerdem nur noch am 30. gestattet wurde“². In Ostfriesland stellt man die sogenannten „Dodensbeck“ über die Gräber, „darauf werden die Trauerlaken gebreitet, die man dann sechs Wochen lang hängen läßt; nachdem diese Zeit verstrichen, erhalten die Armen, was davon noch übrig ist“³. Neben den schwarzen Bahrtüchern werden auch weiße erwähnt, z. B. in Mecklenburg⁴, im Schaumburger Land⁵ und im Kanton Appenzell⁶, und ich glaube, daß das weiße Leichentuch früher allgemein Brauch gewesen ist. Als die wertvolleren Bahrtücher aus schwarzem Tuch oder Samt aufgekomen waren, blieben in ärmeren Landgemeinden, die keine Leichentücher hatten, die Bauern dabei, „ein bloßes Bettlaken über den Sarg zu breiten“ (Ende des 18. Jahrh.)⁷. Aus Niederhessen, dem Schmalkalder Land und Schlesien⁸ weiß ich, daß man über den Sarg erst ein weißes, dann ein schwarzes Tuch deckte: man behielt also wohl das von früher übliche weiße Laken bei und legte das (neue) schwarze Bahrtuch darüber. Nun wird aus manchen Gegen-

schen Licht und Besem“ über die Kirchhofsmauer stieg, um ungerufen ein Stück von einem solchen Grabertuch von einem Kindergrab zu holen — in der Regel wurde, da die Furcht zur Eile trieb, ein ganzes mitgenommen —, dies wurde dann in kleinere Stücke geschnitten, eins davon legte man zwischen zwei Schnitte Brot und gab es so der Ruh zu fressen. Nötigenfalls wiederholt man diese Fütterung, bis der gewünschte Erfolg sich einstellte, in hartnäckigen Fällen gebrauchte man das halbe Tuch.

¹ Vgl. Handwrb. d. d. Aberggl. 3, 1092, bes. Anm. 83.

² G. L. Kriegl, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter N. F. (1871), S. 182; J. Sepp, Völkerverbr. bei Hochzeit, Geburt und Tod, S. 153.

³ A. Kleinpaul, Behaagliches und Unbehaagliches aus der guten alten Zeit (1925), S. 21; W. Lüpkes, Ostfriesische Volksf. (1907), S. 120.

⁴ R. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 2 (1880), 96.

⁵ Hess. Landes- u. Volkskd., hrsg. v. C. Heßler 2 (1904), 563; Mein Heimatland (Hersfeld) 1 (1910), 34.

⁶ E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes (1913), S. 17.

⁷ Krünitz, Ökon.-technol. Encyklop. 73 (1798), 768, danach H. Derwein, Geschichte d. christl. Friedhofs in Deutschland (1931), S. 123.

⁸ Hess. Landes- u. Volkskd., hrsg. v. C. Heßler 2, 74; 516; 481; Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksf. 16 (1914), 247: „gleichwie man die Boren erlich mit einem weißen Lehsach, zum andern mit einem schwarzen tuch, zum dritten mit auffgestreweten Kreuterlein ... ziert“ (1611). [Vgl. auch noch D. Herrliberger, Kurze Beschreibung d. gottesdienstl. Gebräuche, wie solche in ... Zürich begangen werden (1751), S. 5.]

den aber berichtet, daß beim Begräbniß einer Wöchnerin ein weißes Tuch über die Bahre oder den Sarg gedeckt wurde¹, oder daß — dies offenbar wieder eine jüngere Entwicklung — über das schwarze Leichentuch ein weißes gelegt wurde². Auf diese verschiedenen Angaben fällt wohl ein klärendes Licht durch einen Satz in der Quedlinburger Kirchenordnung von 1627³: „Die sechswöchnerin sind bishero ohne aufflegung eines schwarzen leichentuches zu ihrer grabstätte hingetragen worden, aus was vrsachen, ist vns nicht bewußt; wiew wollen aber allerley nachdäncken verhuhten hiermit die anordnung gemacht haben, daß sie ebenmäßig andern leichen mit einem schwarzentuche bedäcket zu ihren ruhestättlein gebracht werden sollen.“ Wie in Quedlinburg ist wohl auch an anderen Orten der Wöchnerin die Ehre des schwarzen Bahrtuches versagt geblieben, sei es, weil ihr Begräbniß noch als ein unehrliches angesehen wurde, sei es, daß man Bedenken hatte wegen der Ansteckungsgefahr, da diese Bahrtücher ja in der Regel nur verliehen wurden. So blieb das weiße Leichentuch bei der Wöchnerin feste Sitte, und allmählich konnte man sich keine Rechenschaft mehr darüber geben, „aus was Ursachen“ dies geschah⁴. — Noch ein merkwürdiger Brauch, für den ich bisher nur drei Belege aus sehr verschiedenen Gegenden gefunden habe, möge schließlich in diesem Zusammenhang erwähnt werden:

Im Unter-Engadin halten beim Begräbniß einer Mutter, die im Wochenbett gestorben ist, vier Mädchen ein weißes Leintuch über das Grab, bis das erste Gebet gesprochen ist⁵. Ebenso halten in Lüttgenrode, Kreis Halberstadt, wenn der Sarg der Wöchnerin ins Grab gesenkt ist, vier Jungfrauen ein weißes Laten an den Zipfeln so über die Grabesöffnung, daß die Erde unter demselben eingeschüttet werden kann⁶. Prälat D. Dr. Diehl veröffentlichte in seiner „Bessischen Chronik“ 22 (1935), 17 f. einen Eintrag des Pfarrers Schott in die Pfarrchronik von Freienseen aus dem Jahr 1884: „Seit unvordenklicher Zeit bestand hier die seltsame, sonst nirgend bekannte Sitte, nach der Einsenkung des Sarges während der ganzen Rede und Handlung das Bahrtuch von zwei zu Häupten und Füßen des Grabes stehenden Mädchen über das offene Grab ausgebreitet halten zu lassen. Die Schadhastigkeit des Bahrtuchs und die auftauchende Frage, wem die — bei jener Sitte sehr oft nötig werdende — Reinigung desselben obliege, gab Anlaß zu der Erwägung, ob diese Sitte überhaupt beibehalten werden soll. Da nun ein besonderer religiöser oder liturgischer Werth an ihr nicht zu finden war, die ganze Sache aber bei Regen und besonders bei strenger Winterkälte sehr beschwerlich, ja bei Sturm und schlüpfrigem Boden geradezu gefährlich erscheinen muß, überdies das Bahrtuch dabei sehr stark abgenutzt und verdorben wird, so konnte der Pfarrer selbst, bei aller grundsätzlichen Pietät gegen alte Bräuche, der bemerklichen Geneigtheit zur Beseitigung dieser Sitte nicht entgegenzutreten, sondern beantragte dieselbe seinerseits in der Sitzung der Kirchengemeindevertretung vom 14. Sept., wo dasselbe denn auch sofort einstimmig gut geheißsen wurde. Da die meisten Särge seit neuerer Zeit nicht mehr auf der Bahre bzw. auf den Achseln, sondern mit freier Hand an den metallenen, mit Tüchern umwickelten Sarggriffen hinausgetragen werden, so kommt ohnedies das Bahrtuch nur selten zur Verwendung.“

Aus dieser interessanten Urkunde geht hervor, daß diese Sitte, für die ich bis jetzt keine Erklärung weiß, ursprünglich wohl auch anderswärts, bei

¹ Handwrb. d. d. Obergl. 7, 948, dazu B. G. Siebs, Die Norderneyer (1930), S. 108; Ztschr. d. Ver. f. rhein. u. westf. Volksk. 5 (1908), 252.

² Handwrb. d. d. Obergl. 5, 1101.

³ M. Lorenz, Die Kirchenordnungen des Stiftes und der Stadt Quedlinburg (1907), S. 62, f. a. S. 50 f.

⁴ Bei den Särglein eines totgeborenen oder ungetauften Kindes war die Verwendung einer Windel als Leichentuch sehr naheliegend.

⁵ Schweizer Volkskunde 14 (1924), 41.

⁶ Am Urdsbrunnen, Jg. 7, Bd. 6 (1888/89), S. 126 f.

a l l e n Leichenbegängnissen geübt wurde, sie hat sich, wie andere veraltete Gebräuche, an den beiden anderen Orten aber nur noch bei der Bestattung einer Wöchnerin erhalten, und sie ist da besonders altertümlich dadurch, daß nicht das Bahrtuch, sondern das eben in diesem Fall nur übliche weiße Leintuch verwendet wurde¹. In derselben Weise konnte, wo die Sitte bestanden hatte, das Lechentuch über jeden Grabhügel zu legen und längere Zeit (sechs Wochen) liegen zu lassen, diese leicht wieder gerade bei den gefährlichen Wöchnerinnengräbern erhalten bleiben. Wo man die abergläubische Angst vor dem Überschreiten eines solchen Grabes hatte, wurde vielleicht sogar von der Gemeinde Wert darauf gelegt, daß man zur Kennzeichnung dieser Gräber die Sitte beibehielt. Wir sahen, daß als Leichenlaken vielfach ein Bettuch verwendet wurde; dann konnte man sehr wohl auf den Gedanken kommen, um eine Wiederkehr der Toten zu verhindern, dazu das Bettuch der Wöchnerin zu nehmen.

Ich will nicht in den Fehler mancher neuerer volkswissenschaftlichen Untersuchungen verfallen, die unbedenklich kühne Vermutungen aufstellen oder von anderen aufgestellte übernehmen, um darauf neue Hypothesen aufzubauen, sondern ausdrücklich darauf hinweisen, daß ich mir wohl bewußt bin, im letzten Abschnitt nur Erklärungsmöglichkeiten, keine sichere Deutung, gegeben zu haben. Vielleicht regen meine Ausführungen zur Nachforschung nach weiterem Material zu dem Gegenstand an, das uns dann vielleicht doch noch weiter — und vielleicht zu einem sicheren Urteil führen kann. Ich wäre für jeden Nachweis dankbar.

[Nachträglich sei noch auf das inzwischen erschienene Buch von Wilh. Menzel Mutter und Kind im schlesischen Volksglauben und Brauch (Breslau 1938) hingewiesen, und als Ergänzung zu meinen Ausführungen seien daraus noch einige Belege angeführt. S. 86: Man zieht der im Wochenbett Gestorbenen ihren „Kirchgangsstaat“ an, den sie sonst bei der Einsegnung getragen hätte. S. 87: Man gibt ihr das Wechnern-gelt ins Grab mit, das Geld, das sie beim Kirchgang geopfert hätte, damit sie im Jenseits den Kirchgang nachhalten kann. S. 88: Beim Begräbnis wird der Sarg um den Altar getragen. Besonders wichtig ist S. 89 eine Stelle aus Fr. Lucae (d. i. Fr. Lichtstern), Schlesische Fürsten-Krone (Frankfurt a. M. 1685), S. 800: „Auch dieses scheint weder lobenswürdig weder der Christlichen Religion gemäß zu seyn: Wenn eine Kindbetterin in währenden Sechswochen stirbt, so muß sie in einem abgesonderten Winkel an der Kirche oder an dem Todten-Hof begraben werden damit nicht etwa jemand oder eine andere schwangere Frau derselben Grab überschreite oder betrete zu verhüten, damit sie nicht selbst oder ihr Leibes Frucht in gleichen Unfall gerathen möchte.“]

¹ Anmerkungsweise mag hier noch eine aus Harterod 1731 berichtete Sitte erwähnt werden (bei Ferd. Justi, Hessisches Trachtenbuch [1905], S. 40): „Sist die todte eine kindbetterin, so wird an das schwarze Kreuz [das nach der Einsenkung der Leiche zu Häupten auf das Grab gestellt wird] ein weiß schnuytuch ins quadrat angenagelt, das auch daran bleiben muß.“ Aus dieser Sitte kann leicht eine Sage entstehen, wie sie aus Tirol erzählt wird, nach der tote Wöchnerinnen zuweilen um Mitternacht Windeln an den Totenkreuzen aufhängen; aber wehe dem, der die Windeln stiehlt! Der Raub kostet ihm das Leben: Niederd. Zeitschr. f. Volkst. 5 (1927), 144, Anm. 163 (nach Zingerle, Sagen aus Tyrol², Nr. 491).

Eine unbekannte Volksliedsammlung

Ernst Moritz Arndts

Von Karl Schulte Kemminghausen.

E. M. Arndts Bemühungen um das deutsche Volkslied sind bereits mehrfach behandelt worden, am ausführlichsten von R. Heckscher in dem Buche „Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises“ (Hamburg 1925), S. 220—240. Dennoch wäre eine systematische Darstellung seiner Beschäftigung mit dem Volksliede eine durchaus noch lohnende Aufgabe, die zweifellos zu neuen beachtenswerten Ergebnissen führen würde. Der folgende Beitrag zu unserer Festschrift will zur Vorbereitung einer solchen Arbeit dadurch beisteuern, daß eine bisher unbekannte handschriftliche Volksliedsammlung des großen Deutschen veröffentlicht wird.

Es scheint mir nicht unangebracht zu sein, gerade eine solche Gabe einem verdienten, deutschbewußten Volkskundler zum 80. Geburtstag darzureichen, der in einem arbeitsreichen Leben Volkstumsäußerungen seiner Heimat in einem Umfange und mit einer Sorgfalt gesammelt hat, wie es bisher in keiner anderen Landschaft einer einzelnen Persönlichkeit möglich gewesen ist.

Von handschriftlichen Aufzeichnungen geschlossener Volksliedsammlungen E. M. Arndts kennen wir bisher drei. Die erste ist eine 110 Seiten umfassende Handschrift der Berliner Literaturarchivgesellschaft, in der 85 Seiten von Arndts Hand beschrieben sind. Das Format der Blätter ist nicht gleichmäßig; 54 Seiten haben die Größe $16\frac{1}{2} : 20\frac{1}{2}$ cm, 56 dagegen $19 : 22\frac{1}{2}$ cm. Ich führe diese Zahlen hier an, um sofort festzustellen, daß die Blätter unserer Handschrift, die die Größe $10,8 : 18$ cm haben, in keinem Zusammenhang mit der Berliner Sammlung stehen. Wie Heckscher wahrscheinlich gemacht hat, sind die in der Berliner Handschrift verzeichneten Lieder nicht aus dem Volksmunde aufgeschrieben, sondern es handelt sich — mit zwei Ausnahmen — um Abschriften aus „Des Knaben Wunderhorn“.

Von einer zweiten Zusammenstellung von Volksliedern sind wir durch zwei Briefe an den Buchhändler Georg Andreas Reimer unterrichtet. 1810 schrieb Arndt an ihn: „Hier sind einige Säbelschen, die meine Freunde gesammelt haben, wovon einiges vielleicht für das Wunderhorn dienen könnte. Du magst es Arnim geben.“ Und 1811: „Hier noch ein paar Reime für das Wunderhorn.“ Das Schreiben an Reimer gehört zu den Zeugnissen für die starke Wirkung, die von der Volksliedsammlung Arnims und Brentanos ausging, und erinnert an das Schreiben des aus Wolgast in Pommern stammenden Malers Ph. D. Runge, das dieser am 24. Januar 1806 an den Heidelbergberger Verleger des „Wunderhorn“, Joh. Georg Zimmer, als Begleit-

brief zu den beiden plattdeutschen Märcchen „Van den Fischer un sine Fru“ und „Van den Machandel-Boom“ schickte, die ihrerseits wieder auf die formale Gestaltung der Grimmschen Märcchen Einfluß gehabt haben. Über den Umfang und den Verbleib der in den Briefen an Reimer genannten Aufzeichnungen ist bisher nichts bekannt.

Eine dritte handschriftliche Zusammenstellung von Volksliedern stammt aus späterer Zeit. Arndt hat am 5. April 1831 an den damals in Breslau studierenden R. Bouterwek, der später als Herausgeber altenglischer Texte hervorgetreten ist¹, einige Volkslieder geschickt, von denen Creelius die plattdeutschen veröffentlicht hat, und zwar zwei in: „Deutsche Lieder. Festgruß an Ludw. Erk von Ant. Birlinger und Wilh. Creelius. Heilbromm 1876“ („Sniderfreud“ [S. 43 f.] und „de Hochtid“ [S. 45]), die beiden anderen im „Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung“ 3 (1878), 71 f. („De bedragene Junfer“ und „Hänschen im Schottsteen“), ein fünftes („De Burjung up Reisen“) ebenda 7 (1882), 26 ff. Auch über das Schicksal dieser Handschrift ist in der Literatur nichts bekannt.

Heckscher meint, daß vielleicht zu den in den Briefen an Reimer erwähnten Liedern die drei „Volkslieder von der Insel Rügen“ gehört hätten, die als Veröffentlichung Arndts im Jahre 1818 in der von H. Straube und J. B. Hornthal herausgegebenen Zeitschrift „Wünschelruthe“ erschienen sind. Diese Vermutung läßt sich kaum aufrecht erhalten, obwohl Arnim zu den Mitarbeitern dieser Zeitschrift gehört hat². Dieses kurzlebige „Zeitblatt“³ aus der Zeit der Romantik war das Publikationsorgan eines studentischen literarischen Vereins, der „Poetischen Schuftergilde“⁴ in Göttingen, in dem August von Harthausen⁵ eine führende Rolle spielte. Um ihn hatte sich nach Beendigung der Freiheitskriege eine Schar deutschtumsbewußter Studenten, zum Teil nicht mehr im üblichen Studentenalter, zusammengeschlossen, die vom Geist der Romantik besetzt waren. In der Ankündigung ihres Blattes schrieben die Herausgeber: „Die Liebe zur Poesie und zur freien Kunst überhaupt, die jetzt im deutschen Vaterlande überall sich aus den Herzen in so viele Adern ergießt, hat schon zahlreiche Sammelplätze für deren Vereinigung gefunden. Doch sind noch wohl in mancher Menschenbrust welche vorhanden, und der Rutengänger brauchte nur herum zu gehen, so würde die Rute noch unzähliger Orten anschlagen.“ Sie wandten sich an eine Reihe geistig führender Persönlichkeiten, bei denen sie eine Übereinstimmung in der Grundhaltung gegenüber den Erscheinungen des Volkstums voraussetzten. Zu ihnen gehörte auch G. M. Arndt. Vermittler war ein in Bonn lebender Bruder August von Harthausens, mit Namen Moriz. Er war der älteste von 14 Geschwistern. Älter als er war die Stiefschwester Therese, die Mutter der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Moriz hatte ohne Ein-

¹ über ihn vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 3, 216 (Creelius).

² Vgl. R. Schulte Kemminghausen, Aus dem Briefwechsel zwischen Achim von Arnim und August von Harthausen. Jahrbuch für Volksliedforschung 4, 138 ff.

³ Vgl. Joh. Bobeth, Die Zeitschriften der Romantik, 1911, S. 316 ff.

⁴ Vgl. Graubeer, Jofephya, und Arens, Eduard, Die poetische Schufterinnung an der Leine, Göttingen 1929.

⁵ Vgl. R. Schulte Kemminghausen in: Westfälische Lebensbilder I, 1, Münster 1930, und Arens = Schulte Kemminghausen, Droste-Bibliographie, Münster 1932, S. 208 ff.

willigung des Vaters eine als Protestantin nicht stiftsfähige Dame geheiratet und mußte deshalb auf das Erbe der väterlichen Güter verzichten. Er zog mit seiner Gemahlin Sophie geb. von Blumenthal nach Bonn, wo er mit Arndt persönliche Bekanntschaft schloß, was schon kurz nach der Übersiedlung des letzteren stattgefunden haben muß. Übrigens wohnte damals im nahen Köln ein dritter Bruder, Werner von Harthausen, der bekannte Sammler neugriechischer Volkslieder¹. Aus dem Begleitschreiben zu den Volksliedern, das am 22. Februar 1818 abgefaßt ist und nur an August gerichtet sein kann, ergibt sich, daß Moritz an Arndt die Bitte gerichtet hatte, für die „Wünschelruthe“ — denn nur um diese Zeitschrift kann es sich handeln, wenn von dem Druck der Lieder, für deren Zusendung Eile geboten ist, gesprochen wird — Material zur Verfügung zu stellen. Es ist anzunehmen, daß August von Harthausen im besonderen um die Zusendung von Volksliedern gebeten hatte, da er selbst mit dem Gedanken umging, eine umfangreiche Sammlung deutscher Volkslieder zu veröffentlichen. Er ist ebensowenig dazu gekommen, diesen Plan in die Wirklichkeit umzusetzen, wie sein Bruder Werner zur Herausgabe seiner neugriechischen Volkslieder, zu der selbst Goethe seine Unterstützung zugesagt hatte. Nur einen Teil seiner Sammlung hat August zum Druck befördert, als er im Jahre 1850 in Paderborn „Geistliche Volkslieder mit ihren ursprünglichen Weisen, gesammelt aus mündlicher Tradition und seltenen alten Gesangbüchern“ anonym erscheinen ließ. Was sich im übrigen von seinen reichen Volksliedschätzen erhalten hat, konnte ich vor einigen Jahren im Archiv des Schlosses Bever bei Paderborn wieder auffinden. Der Liebeshwürdigkeit des Freiherrn von Brenken verdanke ich es, daß nunmehr die Sammlung in meinem Besitz ist². Aus ihr stammt auch die nachstehend veröffentlichte Handschrift Arndts.

Leider ist sie nicht vollständig erhalten. Sie bestand ursprünglich aus 32 Seiten in Oktavformat der oben angegebenen Größe. Seite 2 ist leer, Seitel enthält den Text des Begleitschreibens. Die Seiten mit dem Text der Volkslieder sind doppelt paginiert; am oberen Außenrand sind mit Bleistift die Zahlen 1—28 eingetragen, die beiden letzten Seiten sind unbeziffert geblieben. Je 8 Seiten sind zu einzelnen Lagen zusammengefaßt, die durch die Buchstaben a—f gekennzeichnet sind. Es fehlen heute die Lagen b und d mit den Seiten 5—8 und 17—20. Zweifellos haben in diesen Lücken mindestens zwei von den in der „Wünschelruthe“ veröffentlichten Liedern gestanden: „Der Spielmannssohn“ (Als ich ein kleiner Knabe war [S. 181]) und „Die drei Königstöchter“ (Es fielen drei Sterne vom Himmel herab [S. 198]). Unklar bleibt es freilich, wie es zu erklären ist, daß das „Jägerlied“, das in der „Wünschelruthe“ S. 203 gedruckt ist, noch in unserer Sammlung erhalten ist. Da eine Lage durchschnittlich 6—7 Lieder enthält, müssen wir mit einem Verlust von etwa einem Duzend Lieder rechnen.

Im folgenden drucke ich das Begleitschreiben und alle Lieder der Handschrift ab, auch wenn sie an einer anderen Stelle von Arndt oder anderen

¹ Vgl. Schulte Remminghausen-Soyter, Neugriechische Volkslieder, gesammelt von Werner von Harthausen, Münster 1935.

² Vgl. R. Schulte Remminghausen, Eine neu aufgefundene Volksliedsammlung aus der Zeit der Romantik. Zeitschr. des Vereins f. rhein. und westf. Volkskunde 1933, S. 1 ff.

Herausgebern seiner Werke veröffentlicht worden sind. In vielen Fällen bieten sie beachtenswerte Varianten, die ich in den Anmerkungen im einzelnen vermerke, wobei ich die Schreibweise mit einbeziehe. Die durchgehende Numerierung der Lieder stammt von mir. Notizen sind an keiner Stelle der Handschrift mitgeteilt.

Herrn v. Sarthausen
in Göttingen.

Bonn, den 22.ten Febr. 18.

Ihr hiesiger Herr Bruder ist die Veranlassung gewesen, daß ich Euer Hochwohlgeboren hiebei von Nr. a—f einige Blättchen schicke. Vielleicht haben Sie Mehreres darauf Geschriebene nicht oder doch in Varianten. Ich habe dies Wenige in der Eile zusammengesucht aus meinen Papieren, worin noch Mehreres dergleichen liegt, was ich eben nicht auffinden konnte. Da es gut ist, daß die Örtlichkeiten solcher Volkslieder bemerkt werden, so bitte ich Sie in einer Note zu bemerken, daß diese von der Insel Rügen sind, auch daß die Mundart der Saßischen die Rügenschische ist. Dazu können Sie setzen, daß ich sie meistens von meinem seligen Bruder Friedrich Arndt, sonst Bürgermeister in Bergen auf Rügen, und von Herrn J. F. Grümbke, der dort lebt, erhalten habe.

EM Arndt.

1. Dragonerlied
aus dem siebenj[ährigen] Kriege.

In Böhmerland bei Prag
Da hat der König von Preußen
Getanzt mit der Königin
Von Ungarn und von Böhmerland
Gar lustig wohl auf dem Plan. (bis)

Sie tanzeten so vortrefflich herum,
Daß ihnen das Gehirn im Kopf ward dumm,
Ein solcher Tanz kostet Muth;
Doch wenn ich's wiederum recht bedenk,
So thut es euch von Herzen kränk'n:
Meine Kammeraden liegen in dem Blut.
Da heißt es nicht: Bruder komm herein!
Hier ist gutes Bier, hier ist guter Wein —
Nein da kost't es Fleisch und Blut.

Hoß tausend! ei! ei! ei! ei!

Eins hätt' ich bald vergeßen,
Die Sachsen waren auch mit dabei —
Sie machten ja solche lange Schritt,
Daß der Zehnte nicht konnte halten das Glied —
Da war der Tanz vorbei!

2. Der junge Cavalierer.

Einmal war ich verliebet,
Hum! Hum! Hum! Hum!
In einen jungen Cavalierer,
Ha! Ha! Ha! Ha!

Er prahlt', er wollt' mich nehmen H.
Ich thät ihn aber sehr beschämen H.

Er prahlt', er hätt' eintausend Thaler,
Allein er war ein schlechter Zahler, etc!

Er prahlt, er hätt' ein Duzend Hemder,
Das log er wie ein Unerschämter etc!

Stiefelmanschetten wollt' er tragen
Dazu einen vergüldeten Kragen.

Ein Paar wollt' ich ihm schenken
Er thät mir's aber schlecht gedenken.

Auch trug er einen blanken Degen,
Doch das Herz schlug ihm gar nicht verwegen.

Auch trug er einen Haarbeutel,
Ich aber sprach: die Pracht ist nur eitel.

Ich ging wohl in meine Kammer,
Hum Hum Hum Hum!
Beweinte da meinen Jammer,
Ha! Ha! Ha! Ha!

Ich legt' mich in mein Bettchen,
Hum! Hum! Hum! Hum!
Allein schließ ich so nettchen,
Ha! Ha! Ha! Ha!

3. Der traurige Knab.

Es war einmal ein junger Knab,
Der liebt ein Mädchen von achtzehn Jahr;
Der Knab zog hin in fremdes Land,
Derweil ward sein Feinsliebchen krank.

So krank, so krank bis in den Tod,
Drei Tag', drei Nächt' sprach sie kein Wort.
Drei Tag', drei Nächt', drei Viertelstund
Sprach sie kein Wort aus ihrem Mund.

Und als der Knab die Botschaft kriegt,
Daß sein Feinsliebchen so krank liegt,
Verläßt er all sein Hab und Gut

Und schaut, was sein Feinsliebchen thut.
Behüt' dich Gott, lieb Schätzchen mein!

Wie liegst du so in Angst und Pein.
Ich dank dir schön, sein junger Knabe,
Mit mir wird's heißen: bald in dem Grabe.

Nicht so, nicht so, lieb Schätzchen mein!
Die Lieb und Treu muß länger seyn.
Er nahm sein Liebchen wohl in den Arm,
Sie ward ihm kalt und nicht mehr warm.

Geschwind! geschwind! bringt mir ein Licht!
Mein Liebchen stirbt, daß niemand sieht.
Ist nun die Lieb und Treu vorbei,

So muß ich tragen ein schwarzes Kleid:
Ein schwarzes Kleid und noch viel mehr,
Mein Trauern nimmt kein Ende mehr.

4. Der untreue Schatz.

Adje! mein Schatz, behüt' dich Gott!
Du bleibst hier und ich muß fort.

Halte dich bei deiner Ehre wohl,
Bis daß ich zu dir wieder komm. —

Wollte wünschen, daß es heute noch würde so wahr,
Daß wir beide ständen wohl vor dem Altar
Und hätten uns einander die Hände gegeben —
In Freuden wollten wir dann leben.

Wollte wünschen, daß es heute noch würde so wahr,
Daß wir beide lägen auf der Todtenbaar,
Wohl auf der Todtenbaare, wohl in dem kühlen Grab,
Allwo die Liebe kein Ende nicht hat.

Mein Schatz hat sich in eine andre verliebt,
Das macht mich so traurig und betrübt;
Weil er meine Liebe so wenig geacht't.

So wünsch' ich ihm von Herzen gute Nacht.

Eine gute Nacht, einen frohlichen Tag —
Ach! Scheiden hat manchen zum Weinen gebracht.
Das Scheiden von der Liebe ist ja wahrlich eine Pein,
Wie kann wohl ein bitterer Scheiden seyn!

5. [Fragment¹.]

Tausend Seufzer, liebes Kind,
Schick ich dir wohl durch den Wind,
Durch den Wind wohl in das Haus
Wo mein Schatz geht ein und aus.

Einen Ring hab' ich von dir,
Trag' ihn an meinem Finger,
Durch den Ring, mein liebes Kind,
An dich gedenk ich immer.

Schätzchen, ach gräme dich nicht so sehr!
Werde ja wiederum kommen;
Geschieht es denn im Winter nicht,
So geschieht's im Sommer.

Im Sommer, wann es grüne wird,
Gehn wir spazieren im Garten,
Ich und mein herallerliebster Schatz
Wollen uns beid' heirathen.

Drum so habe guten Muth,
O du getreues Herze,
Du sollst nun und nimmermehr
Kommen aus meinem Herzen.

6. Schatz Treulieb.

Hilf du Himmel, ich muß scheiden
Und muß sagen Lebewohl,
Lange Zeit muß ich dich meiden,
Was mich sehr betrüben soll
Und so sag ich denn mit Schmerzen
Und mit Weinen manches Wort,
Ja mit wehmuthvollem Herzen,
Hilf, du Himmel, ich muß fort.

Alle Leute, die dich haßen,
All und jede sagen mir,
Ich soll gänzlich von dir laßen
Und soll bleiben weg von dir.
Aber Treu hab' ich geschworen,
Wie ich's treu von Herzen mein',
Dich hab' ich mir auserkoren,
Ohne dich kann ich nicht seyn!

Ja, solange das Waßer rinnet,
Mühlstein' zu Grunde gehn
Und solange das Feuer brennet,
Sollst und wirst mein eigen seyn;
Aber sollt' ich unterdeßen

¹ Der Anfang, der auf Lage b stand, fehlt.

Auf dem Todbett schlafen ein,
Thu dann auf mein Grab mir setzen
Eine Blum Vergißnichtmein.

Schönste laß dir doch gefallen
Nur noch dieses Lied von mir,
Bist die Schönste unter allen,
Und mein Herz erhalt' ich dir;
Wünschen thu ich dein zu werden,
Wie ich's treu von Herzen mein',
Meine Wünsche in der Erden
Soll zu deinen Diensten sehn.

7. H ä n s c h e n.

Hänschen satt im Schottsteen
Un sliedet sine Schoh,
Da kam en wackres Mädelein
Un sprach Hänschen to:
Hänschen, wenn du frien wullt,
So frie du man na mi,
Ick hebb' enen blanken Daler,
Den will ick gewen di.

En Daler is to veele,
En Witten is to wenig,
Enen Witten giwt de Bedelmann,
Enen Daler giwt de König!

Un as de Brut to Karfen ging,
Da was se wohl geflochten,
Un as se wedder heruter kam,
Da hadd se ne junge Dochter.

Vader un Moder wurden quad,
Swestern un Bröder gewen Rath —
Hänschen reist na Holland
Köfft sic Weg un Windelband:
Wege mit Violon,
Windelband mit Rosen,
Sinen lütten Jung'n darin to wegen,
Sinen lütten Jung'n damit to drögen.

8. [H a n s E n f a l t.]

Hans Enfalt wull de Welt vermih'r'n

He nam sic ene stäwige Diern —
Zuchhei Hopsasa! Zuchhei Fallallera!

He nam sic ene stäwige Diern.

Ene Diern, de hadd sit langen Tiden
Recht giern muocht de Mannslüd liden etc.

Dre odder vier Weeken na de Fru
Wat hört man van de junge Fru? etc.

Man hört von allen Lüden spreken,
Hans Enfalts Fru schall in de Weeken.

Wat seggt de gode Hans darto?
De dumme Schöps was herzlich froh.

He meent, dat em de Lüid beihren,
Wenn se em Hahnrich tituliren.

Hans Enfalt he führt na de Stadt,
He köfft sic in van dit un dat.

He köfft sic in en Duzend Wegen,
Zwelf Stück, ick mag vörwahr nich legen.

He meent, dat wär en richtig Refen,

Sine Fru kem' alle Maand in de Weeken.
Zuchhei Hopsasa! Zuchhei Fassallara!
Sine Fru kem' alle Maand in de Weeken.

9. De Hochtied.

Rückerii! seggt unse Hahn
Upt Frieen wull he riden,
Blanke Sporen snallt he an,
Bortpoe an sine Siden.
As he vör ückermünde kam,
Wat säden sine Lüde?
De Koh stand vör dem Bürr,
dat Kalf lag in de Wege,
De Hund de haart de Botter,
De Katt de lickt de Schöttel.
De Scharnwewer segt dat Hus,
De Mullwurm dregt dat Mull herut,
He drog dat woll vör ene Schün,
Dar döschten dre Kapunen in,
Döschten dat schöne Hawerkaff,
Dar bruden se stark Bier aff,
Dat Bier namm enen starken Sus
Tom Gebel ut dem Hus herut. —
Häster mit dem langen Swanz
Deed mit de Brut den Vördanz,
Sparling dat lüttike Ding
Gaw de Brut den Truring,
Udbar mit de langen Knaken
Wull de Brut dat Bedd upmaken.

10. De bedragne Zumfer.

As Muschüken ut de Schole kam,
Ging he de lange Strat entlang,
Stund en Zumferken vör de Dör,
De hadd ene hellblanke Schörte vör.
Zumfer, is Ehr Vader in?
Muschüken kam He näger in!
Zumferken, wo is Ehr de Schört so glatt?
D Muschüken, wo süht He dat?
As he nu in de Stuwte satt,
Un Grapenbrod mit Blummen att,
Smeest se em mit en Blummensteen,
Dat he sich mußte ümmesehn.
De Moder freeg de Dochter vör
Un schult se vör en Stratengör:
Dochter! Dochter! wat is dat,
Datt di de Kirl so ansach?
Wo du mi den Kirl nimmst,
Du unse ganze Fründschaft schimpst!
Da wahnt en oll Mann up'n Sommerkroog,
Nimm den, so heft du din Lewdag nog.
Den ollen Kirl den will ick nich,
Jek mag nich bi em wäsen,
Jek mütt em Schoh un Strümp uttehn
Un snuben em de Näsien.
He hett enen ollen grisen Bart
Un de kriippt em vull Lüse,
Un wenn he achtern Fürhied sitt,
So danzen se as Müse.

Iß sett't mi up den breden Steen,
 Wull mi de Dgen utwenen,
 Dat alle annern fregen en'n
 Un id' alleen freg fenen.

11. Weidmannslied.

Ich armes Häselein im weiten Feld,
 Wie wird mir doch so nachgestellt!
 Bei Tagen und bei Nächten
 Da thut man mir nachtrachten,
 Man stellt mir nach dem Leben mein —
 Wo bleib' ich armes Häselein?

Ich aß ja nur ein Gräslein grün,
 Was kann denn das für Schaden thun?
 Ich pflücke nur ein Blättchen,
 Daran thu ich mich fätt'gen!
 Ich trinke das Waßer aus meinem Revier
 Und gehe dann wieder nach meinem Quartier.

Kriegen mich dann die Hunde zu sehn,
 Muß ich ein Gänglein mit ihnen gehn,
 Durch Berg durchs tiefe Thal
 Da jagt man Marten all,
 Dann ruft der Jäger: Hei Hopfsasa!
 Haß, haß verspielt, Flactoria!

Und greift mich denn am End das Wind,
 Der Jäger mich an seinen Sattel bindt,
 Wohl an dem großen Brangen
 Da muß ich Marten hängen,
 Dann schlacker' und schlacker' ich hin und her,
 Als wenn ich ein Dieb vom Galgen wär.

Kriggt mich die Köchin dann zur Hand,
 So hängt sie mich Marten wohl an die Wand,
 Sie kriegen mich ans Feuer und drehn mich herum,
 Das Mädchen kommt geqangen,
 Den Herren thut verlangen:
 Sie saßen, sie aßen alle frisch,
 Sie hatten einen gebratnen Hasen auf dem Tisch.

Darum, ihr Brüder insgemein,
 So viel wir in dem Walde sehn,
 Entlaufet vor dem Jäger,
 Entfliehet vor dem Schläger,
 Entlaufet, eilet, und säumt euch nicht!
 Drum gute Nacht! lieber Marten spricht.

12. [Der Schneider.]

Ein Schneider, so hager und mager er ist,
 Und wann er den Jungfern das Leibchen zumißt,
 So saßt er's ums Leibchen,
 Ach, wärst du mein Weibchen.
 Hei Tuckelung! tung, hei, hopfsasa!

Ein Schuster, so hackig und pechig er ist,
 Und wenn er den Jungfern das Schühlein anmißt,
 So saßt er's beim Kniechen,
 Ach! wärst du mein Liebchen.
 Hei Tuckelung usw.

Ein Müller, so mehlig und staubig er ist,
 Wenn er begierig das feine Brod frißt,
 So ist es nicht eitel
 Aus einem Mehlbeutel —
 Hei Tuckelung usw.

13. Romanze.

Es stand eine Linde im tiefen Thal,
 Das unten breit und oben schmal.
 Schatz sprach: Wir müßen von einander,
 Ich muß noch sieben Jahre wandern.
 Mußt du noch sieben Jahre wandern,
 So heirath' ich doch keinen andern.
 Und als sieben Jahre vergangen sind,
 Da ging in den Garten das arme Kind
 Sie ging wohl in das grüne Holz,
 Da kam ein Reiter geritten stolz.
 Gott grüß dich, liebes Mägdlein fein!
 Was machst du hier so ganz allein?
 Sind Vater oder Mutter dir gram?
 Oder hast du heimlich einen Mann?
 Vater und Mutter sind mir nicht gram,
 Auch hab' ich heimlich keinen Mann.
 Gestern sind's drei Wochen uwer sieben Jahr,
 Daß mein Liebster ausgewandert war.
 Bin gestern geritten durch eine Stadt,
 Wo Hochzeit dein Liebster gehalten hat.
 Dann wünsch ich ihm so viel gute Zeit,
 Als Sand und Stein am Meere seyn.
 Er warf den Ring in ihren Schooß,
 Sie weinte, daß der Ring zerfloß.
 Er zog sein Taschentüchlein,
 Trockn' ab, trocken' ab die Augelein!
 Du sollst hinfort mein eigen seyn.
 Hätt'st gleich einen Lasterfluch gethon,
 So wär' ich heimlich geritten davon.

14. Jägerlied.

Es wollt ein Jäger jagen,
 So sagt er,
 Es wollt ein Jäger jagen
 Drei Stunden vor dem Tagen,
 Im Walde hin und her:
 Einen Hirsch, einen Hasen und ein Reh,
 So sagt er.
 Er grüßt das Mädchen feine:
 Was thut Sie so alleine
 Wohl in dem Wald so früh?
 Ich will mir pflücken Rosen,
 So sagt' sie,
 Ich will mir pflücken Rosen,
 Wir wollen beide kosen
 Wohl in dem Walde früh.
 Ich kann vor meinen Hunden nicht,
 So sagt' er,
 Ich kann vor meinen Hunden nicht,
 Bleib Sie nur. Schönste, wer Sie ist,
 Wohl in dem Walde früh.
 Laß Er die Hunde laufen,
 So sagt' sie,
 Laß Er die Hunde laufen,
 Wir wollen sie verkaufen
 Wohl in dem Walde früh.
 Ich kann vor meinen Hasen nicht,
 So sagt' er

Ich kann vor meinen Hasen nicht,
Bleib Sie nur, Schönste, wer Sie ist,
Wohl in dem Walde früh.

Laß Er die Hasen schmausen,
So sagt sie,
Laß Er die Hasen schmausen,
Es sind ja mehr als tausend,
Wohl in dem Walde früh.

Ich kann vor meinem Pferde nicht,
So sagt' er,
Ich kann vor meinem Pferde nicht,
Bleib Sie nur, Schönste, wer Sie ist,
Wohl in dem Walde früh.

Laß Er das Pferd doch stehen,
So sagt sie,
Laß Er das Pferd doch stehen,
Wir beide wollen geben
Wohl in dem Walde früh.

Ich kann vor meinen Sporen nicht,
So sagt er,
Ich kann vor meinen Sporen nicht,
Bleib Sie nur, Schönste, wer Sie ist,
Wohl in dem Walde früh.

Laß Er die Sporen klingen,
So sagt sie,
Laß Er die Sporen klingen,
Wir beide wollen singen,
Wohl in dem Walde früh.

Ach! Mädchen, bist du rasend blind?
So sagt er,
Ich bin dein Vater, du mein Kind,
Ach! Mädchen, bist du rasend blind
Wohl in dem Walde früh.

15. Der untreue Gesell.

So ist es nun geschehen,
Was ich schon längst gedacht,
Ich seh dich von mir gehen,
Wer hat dich falsch gemacht?
Ist's nicht dein untreu Herze?

Bist selber schuld daran.
Daß mach' ich mir zum Scherze,
Weil ich's nicht ändern kann.

Geh fort, du falsche Seele!
Geh du nur immerhin!
Meinst du, daß ich mich quäle,
Weil ich verlassen bin?

Ich geb dir alles wieder —
Auf ewig gute Nacht!
Du bist's, der mich betrübet,
Du hast mich klug gemacht.

Einz aber thu ich bitten,
Leg mir die Schuld nicht bei,
Ich hab' genug gelitten
Von wegen deiner Treu.

Ob du mich gleich betrübest,
Leb' ich doch einst in Ruh,
So du ein' andre liebest,
Wünsch' ich dir Glück dazu.

16. Laufpaß.

Es gingen drei Gefellen,
Sich Mägdlein zu erwählen,
Und schloßen alle Dreie
Wohl heimlich einen Rath,
Wer übernacht die Treue
Und Schönste bei sich hat.

Der eine konnt' nicht schweigen,
Er fing laut an zu schreien:
Es hat mir gestern Abend
Ein Mägdlein zugesagt,
Ich sollte bei ihr schlafen
Im Federbett die Nacht.

Und wenn ich bei ihr schlief
Und mich der Vater träfe,
So setzt' ich mich aufs Köhle
Und ritte schnell davon
Und ließ das schwangre Mädle
In Schimpf und Schande stohn.

Die Glock hatt zwölf geschlagen,
Da kam er an zu jagen,
Er klopf't mit leisem Schlage
Mit seinem güldnen Ring:
Schläfst oder wachst du, sage!
Mach auf, mein schönstes Kind!

Ich schlafe nicht, ich wache,
Die Thür' ich nicht aufmache,
Reit hin zu deinen Knaben,
Wo du gewesen bist,
Ich kann alleine schlafen,
Wenn du nicht bei mir bist.

Du sagtest gestern Abend,
Du wolltest dannen traben,
Wenn uns der Vater fände,
Das schwache Mädelein
In Schimpf und auch in Schande
Dann laßen stehn allein.

Gestern Abend nur im Trunke
Da rief ich, was ich kundte,
Doch was ich da auch redte,
Das macht' der rothe Wein;
Es nichts zu sagen hätte,
So du mich liebest ein.

Es donnert, es hagelt, geschwinde!
Es wehen kalt die Winde.
Es schlafen alle Leute
Und alle Bürgerkind —
Wohin soll ich mich wenden,
Mein aller schönstes Kind?

Reit du nach grüner Haide,
Da stehn zwei Linden beide,
Dein Pferd das binde du
Dort an den Lindenbaum:
Dann schläfst du ohne Ruh
und ich schlaf ohne Traum.

17. Sniderhochtid.

De Matt de satt im Nettelbusch,
Im Nettelbusch verborgen,

Da kam de Lumpensnider gahn
 Un hot ehr goden Morgen.
 Wist du nicht na Huse gahn,
 De Klock de hett all Zein slan.
 Du Zickenbuck! du Rottenkopp! du Zottenkopp! du Snider!
 De Supp is satt van Wuggenmell,
 Von Muggenmell im Manschien,
 En Flicken van des Schulten Broot
 Dat was darto ehr Deckeldooß
 Du Zickenbuck usw.
 De Fru de hett den Disch gedeckt
 Den Disch gedeckt tom Spisen,
 De Gerichter sünt nu alle klar,
 Dre Lüß un ene Schullenswar usw.
 Se drog to Disch ene Flöhpastet
 Ene Flöhpastet in de Schachtel
 För unsen ollen Zickenbuck
 De Maltid is ball all to smuck usw.
 Tolezt kam noch en Eierbuck
 Mit Lusbeern
 Lustig sünt de Spelliid hier,
 De Snider danzt na sin'm Blasir. usw.
 Dat Bier is sur, de Brannwin ut,
 De Brannwin ut, — lat bruen!
 In de Rättschell mäsch't sik't got —
 Sla äwer in den Fingerhot!
 Dat Hoiken söddert di up tom Danz
 Di up tom Danz — lat springen!
 In de Krüz un in de Queer!
 De Beeg de danzt all bi di her —
 Du Zickenbuck! du Rottenkopp! du Zottenkopp! Du Snider.

18. Das Hasenlied.

Gestern Abend ging ich aus,
 Ging wohl in den Wald hinaus.
 Sah ein Häslein in dem Strauch,
 Guckt' mit seinen schwarzbraunen Auglein 'raus.
 Liebes Häschen, was du sagst
 Und gar traurig zu mir klagst.
 Bist du denn der Weidemann?
 Hebest nur die Hunde an?
 Wenn der Jäger mich dann ertappt
 Und das Windspiel mich erschnappt,
 Beide wüthten also sehr,
 Als ob gar kein Haf' mehr wär.
 Bin ich todt, ich armer Haf',
 Geh ich dem Bauren nicht mehr ins Gras,
 Geh dem Bauren nicht mehr ins Kraut,
 Hab's bezahlt mit meiner Haut.
 Wann ich an mein Schicksal denk,
 Thut es mich von Herzen kränk'n.
 Lange Ohren, das Maul ist breit
 Und der Kopf gar ungescheidt,
 Spitze Zähne, langer Bart,
 Als wär' ich von Judenart.
 Wann ich an mein Schicksal denk',
 Thut es mich von Herzen kränk'n.
 Ein Schwänzchen hab' ich, das ist klein,
 Ich wünscht', es möchte größer sehn;
 Weil es aber nicht größer ist,

Muß es bleiben, wie es ist.
 Wann ich an mein Schwänzchen denk',
 Thut es mich von Herzen kränk'n.
 Trägt mich der Jäger dann nach Haus'
 Zieht man mir Pelz und Hosen aus,
 Legt mich auf das Küchenbrett,
 Spielt mir den Buckel brav mit Speck,
 Steckt den Spieß von hinten ein —
 Sagt, wer kann so grob doch seyn?
 Wenn ich dann gebraten bin,
 Trägt man mich zur Tafel hin;
 Der eine schneidt sich ab sein Theil,
 Der andre bricht mir's Wein inzwei,
 Der dritte nimmt das Allerbest —
 Laßt's euch schmecken, ihr lieben Gäst.

Lesarten.

1. Gedruckt bei G. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, 2. Aufl., Leipzig 1840 (Erg.); Abdruck bei Heckscher, a. a. D., S. 226. 3. 5: Es fehlt in Erg.: (bis) 3. 7: Erg.: war dumm 3. 13: Erg.: kostet 3. 16: Erg.: Herren Sachsen 3. 17: Erg.: solche weite Schritt

5. Nach Mitteilung von Herrn Prof. Dr. J. Meier gehört die erste der hier abgedruckten Strophen zu dem Liede „Meine Red ist abschiedsvoll“. (Kunstlieder im Volksmunde 104, Ost-Böhme 778, Grolimund Argau 123.)

7. Gedruckt im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 3, 72 (Kbl.). 3. 3: Kbl.: Madelin 3. 6: Kbl.: fri 3. 12: Kbl.: gift 3. 13: Kbl.: to'r Karke 3. 14: Kbl.: Ehr Haar was schon geflochten 3. 16: Kbl.: Hedd se ne junge 3. 17 ff.: Kbl.: 5. Vader un Moder wurden quat,

Und hedden veel to kiven,
 Schwester und Bröder gewen Rath,
 Doch müßt dat Ding so bliven.

6. Hänzchen reißt na Holland,
 Sahlt sich Weeg un Windelband,
 Weege mit Viole,
 Windelband mit Rosen.

9. Gedruckt im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 3, 11. 3. 4: Kbl.: up sine 3. 7: Kbl.: stund 3. 8: Kbl.: lagg, Weege 3. 9: Kbl.: faart 3. 11: Scharnwewer 'Mistkäfer' 3. 12: Kbl.: drägt 3. 14: Kbl.: Da 3. 16: Kbl.: Da 3. 21: Kbl.: Bett

10. Gedruckt ebenda 3, 71. überschrift: Kbl.: bedragene 3. 1: Kbl.: Ms 3. 2: Kbl.: Straat 3. 4: Kbl.: hadd ne hellblag 3. 11: Kbl.: mit 'n 3. 16: Kbl.: ansag 3. 19: Kbl.: op 'n 3. 20: Kbl.: Dag 3. 22: Kbl.: wesen 3. 29: Kbl.: sett mi 3. 32: Kbl.: freeg

14. Gedruckt „Wünschelruthe“ 203 (W.) 3. 4: W.: vor den 3. 6: W.: Hirschen 3. 52: W.: sprach sie

17. Gedruckt bei G. M. Arndt, Schriften für und an seine lieben Deutschen 1, 57 (S.). überschrift: S.: Plattdöitscher Sniderpott 3. 1: S.: in 'n 3. 2: S.: in 'n; vörborgen 3. 3: S.: Da kemen drei 3. 4: S.: böd'n 3. 5: S.: to Huse 3. 7: S.: Zickelbuck, du Rottenkopp, du Snider! 3. 9: S.: in' n 3. 15: S.: sunt all alle klar 3. 16: S.: Drei; Schuller'swar 3. 18: S.: drög 3. 20: S.: Zickelbuck 3. 22: S.: Gen Eierbuck mit Lusbeern 3. 23: S.: Sei lustig! sünd de Spellüd' hier? 3. 24: S.: Plaisir 3. 27: S.: mäischt 3. 29: Hoiken 'Ziegenböckchen' 3. 33: S.: Zickelbuck, du Rottenkopp, du Snider.

Bänkellieder im Volksmund

Von F r i z S t r o h.

Die Anfänge der Bänkelsangforschung reichen kaum zwei Jahrzehnte zurück. Gewiß findet das Bänkelsängerlied, wo es sich etwa stilistisch mit der klassischen Volksballade berührt, schon in der älteren Volksliedforschung gelegentlich Beachtung. Doch wissen wir erst seit Hans Naumanns „Studien über den Bänkelsang“¹, daß Volkslied und Bänkelsang verschiedenen Wurzeln entsprungen und in ihrer reinen Gattung wesensverschieden geblieben sind. Naumann hat das von der Forschung unbeachtete Gebiet wissenschaftlich erschlossen und das Bänkellied als eigene Gattung überhaupt erst ausgewiesen. Das Volkslied wird ganz vom Musikalischen und von der Stimmung getragen. Es ist in erster Linie Dichtung, schlichte Ausdruckskunst. Der prosaisch-platte Bänkelsang ist „volkstümlichste, auf niedrigster Stufe stehende Kunstdichtung“ (Sternitzke, S. 5). Er dient dem Zweck der sensationellen stofflichen Mitteilung und einer trivialen Ethik. Das findet nach Naumann seine Erklärung in seinem Ursprung aus dem Fliegenden Blatt der Neuen Zeitung des 16. Jahrhunderts. Hatte Naumann die Erscheinung des Bänkelsangs in großen Zügen unrissen, so legte fast gleichzeitig Gabriele Böhme eine aufschlußreiche Einzeluntersuchung über „Bänkelsängermoritäten“ vor¹. Böhme untersucht eine zeitlich ausgewählte Gruppe dieser Gattung, vornehmlich unter stofflich-stilistischen Gesichtspunkten. Als Unterlage diente reiches, zuverlässiges Quellenmaterial, namentlich Leipziger Messeakten und Moritätenansammlungen der dortigen Stadtbibliothek.

Die Auswirkungen des Bänkelsangs auf die Kunstdichtung hatten schon früher gelegentlich die Aufmerksamkeit der Literaturhistoriker auf sich gezogen. Neuerdings hat Erwin Sternitzke „Den stilisierten Bänkelsang“¹ zusammenfassend dargestellt und sich eingangs auch mit dem „primitiven“ Bänkelsang beschäftigt. Sternitzke mißt der moralisierenden Aufgabe des Bänkelsangs nicht allzuviel Bedeutung für die Ursprungsfrage bei. Er sieht die Absicht „des ersten wie des letzten Bänkelsängers“ vielmehr in der Verbreitung unerhörter Tagesneuigkeiten und führt daher mit Böhme im Gegensatz zu Naumann den Bänkelsang auf den alten Fahrenden zurück.

Die bahnbrechenden Arbeiten von Naumann und Böhme haben fast keine Nachfolge gefunden und nur vereinzelt zu weiteren Sammelbemühungen angeregt. Regte Tätigkeit auf diesem Gebiet entfalteten nur die sächsischen Volkskundler mit Adolf Spamer an der Spitze. Aufschlußreiche Untersuchun-

¹ Siehe Anm. S. 187.

gen auf volkskundlicher Grundlage hat dort Otto Görner veröffentlicht¹. Sie fördern auch manche neue Einzelheit aus der Geschichte des Bänkelsangs zu Tage.

Weite Gebiete des Bänkelsängerwesens liegen aber noch im Dunkel. Die vorliegenden Arbeiten befassen sich hauptsächlich mit den Einrichtungen des Bänkelsangs, mit seiner Geschichte und seinen Äußerungen. Weit schlechter unterrichtet sind wir noch über seine Auswirkungen auf die Zuhörer und die Vollkäufigkeit der Lieder. Freilich ist der Bänkelsang kein Gemeinschafts- gesang und darum von geringerer volkskundlicher Bedeutung als das Volks- lied. Näher zu untersuchen bleibt auch noch der Wirkungskreis des Bänkel- sängers und das Verhältnis des Bänkelsangs zu den einzelnen Landschaften. Nach Naumann ist das Auftreten des Bänkelsängers durchaus an die Jahr- märkte und Messen gebunden (S. 170). Dem widerspricht Sternitzke (S. 4) unter Hinweis auf Gabriele Böhmers Angaben, daß Bänkelsänger gerade in früheren Zeiten allein von Ort zu Ort zogen, ohne sich dem Jahrmärkte- treiben anzugliedern.

Bänkellieder zum Untergang der „Cimbria“.

Die Beobachtungen, die ich im folgenden mitteile, liegen ein Jahrzehnt zurück. Hervorgegangen sind sie aus meiner Beschäftigung mit den hessischen Landgängern im Jahr 1929². Das „Landgehen“ war im 19. Jahrhundert in einigen ärmeren Gebieten Hessens stark verbreitet. Es wuchs sich vielfach zu einer beklagenswerten Land- und Volksflucht aus. Diese Sitte war zwar wirtschaftlich bedingt, hatte sich aber der Lebensart dieses Volksschlags tief eingeprägt. So spielten im Liedschatz der Landgänger Auswandererlied und Abschiedslied eine besondere Rolle. Das eigentliche Landgängerlied, aus einem Gemeinschaftserlebnis im Landgängerdorf entstanden und von Land- gängerkreisen getragen, ist das „Cimbrialied“ geworden, das den Tod zweier junger hessischer Landgänger besingt. Ich habe die Geschichte dieses Liedchens in der Festschrift für Hugo Hepding dargestellt³. Zugrunde liegt ein geschicht- liches Ereignis: der Untergang des deutschen Auswandererschiffes „Cim- bria“, das in der Nacht zum 19. Januar 1883 vor Borkum bei Nebel mit dem englischen Dampfer „Sultan“ zusammenstieß und mit mehreren hundert Menschen versank. Das Unglück, dessen Opfer auch hessische Landgänger waren, mag damals die Gemüter heftig bewegt haben. Manche Zeichen und Erinnerungen deuten noch heute darauf hin³. Den stärksten Ausdruck fand das verhängnisvolle Ereignis vielleicht in jenem vollkäufigen Lied und in den Bänkelliedern, die ich bei den Landgängerstudien von 1929 kennen lernte.

Einige allgemein bedeutsame Feststellungen zur Geschichte und Soziolo- gie dieser Lieder seien vorweggenommen. 1. Diese Bänkellieder müssen sehr bald nach dem Ereignis von 1883 entstanden sein. Es ist also damals ein ganz neues Ereignis in den Bänkelsang eingegangen. 2. Die Belege stammen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, weisen aber fast sämtlich auf die niederdeutsche Küstengegend als Ursprungsgebiet hin. 3. Mehrfach sind uns auch fahrende, von Ort zu Ort ziehende Bänkelsänger bezugt. 4. Alle Taf-

¹ Siehe Anm. S. 187.

² Gurdy-Gurdy. (Hess. Blätter für Volkskunde 28, 1929, 163.)

³ Volkskundliche Ernte, 1938, S. 199 ff.

sungen sind nur durch einzelne überliefert. Die Lieder werden auch nur von einzelnen gesungen. 5. Alle wurden im Gedächtnis überliefert. 6. Einmal wird uns der Bänkelsang ausdrücklich auch als Gemeinschafts-gesang der Zuschauer bezeugt¹.

I. An die Spitze der Fassungen stelle ich den einzigen literarischen Beleg, der mir bekannt geworden ist: das Lied „Zum Untergang der Cimbria“ in Ludwig Steglichs sächsischer Volksliedersammlung². Steglich hat das Liedchen zu Anfang des Krieges oder kurz vorher im obersächsischen Neuseußlitz aufgenommen. Daß es sich bei der Schifferbevölkerung an der Elbe fand, ist vielleicht für seine Verbreitung bezeichnend³. Weitere Belege konnte Steglich heute nicht mehr beibringen³.



1. Fro-hen Muts bei günst'-gem Win-de flog die stol-ze Cim-bri-a;



fah-ren woll-te sie ge = schwin-de fer = ne nach A = me = ri = ka.

2. Vorwärts ging es von Cuxhaven / Weiter in die See alsdann. / |: Und als wohlbehalten trafen / Sie hier ein mit Maus und Mann :|. 3. Dichter Nebel in die Höhe / Von der Meeresfläche steigt, / |: So daß nichts mehr in der Nähe / Sich dem Blick des Auges zeigt :|. 4. Treu auf ihren Posten waren / Offizier und Kapitän, / |: Weil bei Nebel leicht Gefahren / Und viel Unglück kann geschehen :|. 5. Und von der Kommandobrücke / Sieht ein Licht man grün und schwach, / |: Schon im nächsten Augenblicke / Folgt ein furchtbar böser Krach :|. 6. Denn ein Schiff in Windeseile, / Sultan so wird es genannt / |: Ist jetzt in die Seitenteile / Von der Cimbria genannt :|. 7. Plattenplanken stehn in Trümmer, / Wasser strömt im Raum herein, / |: Und man hört jetzt Angstgewimmer / Von viel hundert Menschen schrein :|. 8. Wenn hernieder auch gelassen / Wohl zur Rettung manches Boot / |: Kann der Raum doch nimmer fassen / Alle, die so arg bedroht :|. 9. Viele halten sich noch lange / Oben an des Gürtels Macht, / |: Ihnen ward ums Leben bange, / Keine Rettung in der Nacht :|. 10. Früh ging mancher von den Seinen / Bei der Katastrophe nun. / |: Manches Auge sieht man weinen / über die im Meere ruhn :|.

II. Die folgende Fassung und Nachricht verdanke ich der Familie Heinrich Lambrecht in Wettefingen bei Warburg (Westfalen)⁴. Der Schwiegervater Lambrecht ist 1858 in Newyork geboren. Als Zweijähriger kam er mit seinen Eltern wieder in deren Heimat Wettefingen zurück. Mit vierundzwanzig Jahren wanderte er nochmals nach Amerika aus, blieb aber nur zwei Jahre drüben. Bei der überfahrt 1884 habe L. die Masten des Cimbria-

¹ Vgl. Albert Becker, Bänkelsang in der Pfalz am Rhein (Volkskundliche Gaben 1934), S. 17.

² Vom sächsischen Volkslied, 1928, S. 27.

³ Herr Oberlehrer Steglich (Briestewitz). Brieflich am 14. 3. 1930.

⁴ Brieflich am 3. 11. 29. 1. 12. 29.

wracks aus dem Meere herausragen sehen. Drüben las er in einer deutschen Zeitung das „Cimbrialied“, das ihn dann ein Bekannter (aus Bremen) 1884 gelehrt habe. Der Einundsiebzigjährige singt das Lied 1929 „noch ganz kräftig“. Doch höre man es in Wettesfingen sonst nicht. Die Singweise konnte Familie Lambrecht leider nicht aufzeichnen.

1. Mit frohem Mut und günst'gen Winde / Zog die stolze Cimbria. / Jähren wollten sie geschwinde / Nach dem fern' Amerika. 2. Vorwärts ging es nach Kuxhaven / Weiter in die See alsdann, / Die auch wohlbehalten trafen / Sich auch ein mit jedermann. 3. Dicker Nebel in die Höhe / Von des Meeres Fläche steigt, / Daß kein Blick mehr in der Nähe / Sich dem Blick des Auges zeigt. 4. Treu auf ihrem Plaze waren / Offizier und Kapitän, / Weil bei Nebel leicht Gefahr / Und viel Unglück kann passiern. 5. Dort auf der Kommandobrücke / Sieht ein Licht man grün und schwarz, / Und im nächsten Augenblicke / Folgt ein furchtbar böser Krach. 6. Denn ein Schiff in Windeseile, / Soldan so war es genannt, / Ist jetzt in die Seitenteile / Vor die Cimbria gerannt. 7. Platten, Planken sind zertrümmert, / Wasser dringt zum Rand hinein, / Und man hört Angst und Gewimmer / Viele Hundert Menschen schrein. 8. Denn um sie ist es geschehn, / Alle eilen sie aufs Deck, / Keine Rettung zu erspähen, / Ringsumher das weite Meer. 9. Wenn auch Rieten sind gelassen, / Setzt zur Rettung noch das Boot, / So kann der Raum doch nimmer fassen / Alle, die so arg bedroht. 10. So muß leider jetzt versinken / Mancher in der Masse Flut. / Hilflos müssen sie ertrinken, / Frisch und voller Lebenslust.

III. Einsenderin ist Frau Wilhelm Stiehl in Wiesbaden-Bierstadt¹. Frau Stiehl hat das Lied im Gedächtnis. Sie stammt aus Nordenstadt bei Wiesbaden. Dort hat sie es als junges Mädchen vor ungefähr fünfundvierzig Jahren (1884) von einer Freundin gelernt. Diese hatte das Lied — vermutlich als Fliegendes Blatt — von einem Juden erhalten, der zur Zeit des Cimbriauntergangs auf einer Amerikareise war. Wie Frau Stiehl meint, kannten es nur wenige in Nordenstadt. Sie will sich auch noch an ein gedrucktes fliegendes Blatt mit dem Liedtext erinnern. Die Singweise hat sie verlernt.

1. Pfeilschnell kam daher gezogen / Stolz die schöne Cimbria, / Wollte auf des Meeres Bogen / Eilen nach Amerika. 2. Viele Passagiere waren / Auf der Cimbria an Bord, / Ohne Ahnung von Gefahren / Warn sie froh und heiter dort. 3. Sorglos in der Nacht sie schlafen / Denn die Mannschaft wacht mit Treu, / So passieren sie Kuxhaven / Und an Helgoland vorbei. 4. Schon ist Vorkum in der Nähe / Und der Leuchtturm bald sich zeigt, / Als ganz plötzlich von der Höhe / Jetzt ein dichter Nebel steigt. 5. Und trotz aller der Signale, / Die man in die Fern gesandt, / Wird das Schiff mit einem Male / Von dem Sultan angerannt. 6. Furchtbar war der Krach zu nennen, / Denn die Cimbria war leck. / Alle Passagiere rennen / Händeringend auf das Deck. 7. Doch der Kapitän besonnen / Teilt Befehle aus geschwind, / Mit der Rettung wird begonnen, / Müß' und Arbeit nutzlos sind. 8. Ein'ge auf dem Meere schwimmen, / Sich an Brettern halten fest, / Andre an dem Mastbaum klimmen, / Bis die Kraft sie ganz verläßt. 9. Hier steht eine Mutter jammernd, / Ihr geliebtes Kind im Arm. / Dort ein Brautpaar sich umklammert, / Deren Herz so liebewarm. 10. Die sich noch vor wen'gen Stunden / Schwuren Treu in Ewigkeit, / Wird nach wenigen Sekunden / Schon der Tod im Meer bereit.

IV. Herr Konrad Gießler in Niederellenbach bei Bebra, 65 Jahre alt, teilte die folgende unvollständige Fassung aus dem Gedächtnis mit². G. war 1886 in Schleswig-Holstein. „Da haben wir es gesungen.“

¹ Brieflich am 24. 10. und 22. 11. 29 (durch freundliche Vermittlung Otto Stückraths).

² Brieflich am 3. 11. 1929.

1. Pfeilschnell kam daher gezogen / Stolz und kühn die Cimbria, / Wollte auf des Meeres Bogen / Eilen nach Amerika. 2. Schon ist Borkum in der Nähe, / Und der Leuchtturm bald sich zeigt, / Als ganz plötzlich auf zur Höhe / Jetzt ein dichter Nebel steigt. 3. Treu auf ihrem Posten waren / Offizier und Kapitän. / Nur mit halber Kraft sie fahren, / Weil vor Nebel nichts zu sehn. 4. Und Signale laut erschallen / Zimmerfort vom Maschinist, / Daß zur Warnung sie verhalten, / Wenn Gefahr im Anzug ist. 5. ... / ¹ / Als das Schiff mit einem Male / Wird vom Sultan angerannt. 6. Viele Passagiere rennen / Händeringend auf das Deck, / Furchtbar war der Krach zu nennen, / Denn die Cimbria war leck. 7. Es wird in die See gelassen / Zwar zur Rettung manches Boot, / Doch der Raum kann nimmer fassen / Alle, die so arg bedroht. 8. Ein'ge an den Masten klemmen, / Bis sie ihre Kraft verläßt, / Andre auf dem Meere schwimmen, / Halten sich an Brettern fest. 9. ...².

V. Mitgeteilt von Walter Münz in Dffheim bei Limburg an der Lahn, 15 Jahre alt³. Der Gewährsmann, sein Onkel, ist ein achtundsiebzigjähriger Landwirt, der das Lied von alten Leuten gelernt habe und aus dem Gedächtnis wiedergibt. Er meint, das Lied sei schon „uralt“. Der Achtundsiebzigjährige singt es heute noch.

1. Leute höret die Geschichte, / Hört das Unglück grenzenlos, / Welches ich euch hier berichte, / Untergang im Wellenschloß. 2. Aus dem Vaterland zu ziehen, / Hinüber nach Amerika, / Um schlechten Zeiten zu entfliehen, / Das wollten diese Leute da. 3. Sie machten Hab und Gut zu Gelde, / Vater, Mutter, Greis und Kind, / Und eilten wie ich's euch hier melde / Zum Meere sie dahin. 4. Und als das Schiff sie aufgenommen, / Wand ein jeder seinen Blick / Noch einmal wo sie herkommen / Zum allerletztenmal zurück. 5. Das Schiff streicht durch die Bogen / Siebenundzwanzig Tage lang, / Da kam ein Sturmwind angezogen, / Allen wurd' es angst und bang. 6. „Cimbria“ du stolzes Schiff / Mit so vielen Hundert Leuten, / Dich traf das schreckliche Gericht, / Wir müssen drüber weinen. 7. Der Kapitän das Sprachrohr nahm, / Er sprach ja recht erbarmungsvoll, / Nehmt euch doch der Armen an, / Die da kommen an das Land. 8. Das Schiff war bald dem Lande nah, / Man konnte es nicht retten. / Der Sturmwind brauste fern und nah, / Man sah es an mit Schrecken. 9. Der Kapitän, ein braver Mann, / Dem ging dies recht zu Herzen, / Mayer war sein Nam, / Ward uns Bericht mit Schmerzen.

VI. Ein Bruchstück „Zum Untergang der ‚Cimbria‘“ aus Brotterode (Kreis Schmalkalden) im Thüringer Wald:

1. Ein stolzes Schiff fuhr leise durch die Wellen, / Amerika ist ihr bestimmtes Ziel. / Die Fahne weht, die weißen Segel schweben. / Warum verlassen die ihr Heimatland. 2. Seht sie auf dem Verdecke stehen, / Sich noch einmal umzusehen, / Das Vaterland, das heimatliche Glück. / O seht doch, wie sie übers Weltmeer ziehn. 3. Der Hunger trieb sie aus dem Vaterlande / Und auch die andre große Not. / Was sie suchten hier zu gründen, / Suchten sie schon dort zu finden. 4. So segeln sie von deutschem Boden ab / Und finden in den Wellen dort ihr Grab / ...

VII. Herr Professor Lic. theol. W. Gaul berichtet aus seiner Jugend zu Ober-Jungelheim (Kreis Bingen)⁴: Damals — etwa um das Jahr 1888 — gingen im Mund der Leute Erzählungen vom Untergang der „Cimbria“ um. „Auch war eines Tages auf unserem Markt ein ‚Panoptikum‘, in dem man durch Gläser das Bild des untergehenden Schiffes sah. Noch höre ich

¹ Der Gewährsmann Gießler: „Hier fehlen mir nun leider die ersten beiden Strophen, hab mich schon besonnen und besonnen, aber vergebens.“

² Der Gewährsmann Gießler: „Nun meine ich, es wäre noch ein Vers gewesen, kann mich aber leider nicht mehr darauf besinnen.“

³ Am 15. 11. 29, 28. 11. 29.

⁴ Am 3. 11. 29.

die schwermütige Weise des Zimbrialiedes, besonders die Stelle ‚der Mastbaum brach, das Schiff muß untergehen‘, die mir noch lange in Herz und Ohr nachklang. Jedenfalls muß das Ereignis auf die Volksseele einen tiefen Eindruck gemacht haben.“ Doch stammen die hier mitgeteilten Verse wohl aus dem verbreiteten, moritatenhaften Lied „Ich lebte einst im deutschen Vaterlande“¹, das in der Tat vielfach auf den Cimbria-Untergang bezogen wurde².

VIII. Aus ihrer Kindheit in Lampertheim (bei Worms) am Rhein berichtet Frau Elisabeth Jacob (Mainz)³: „Es war wohl im Anfang der achtziger Jahre im Sommer, als ich im stillen Dorf auf einmal Musik hörte. Ich suchte und fand ein armes Menschenpaar. Die Frau trug ein großes Plakat an einer Stange. Darauf waren Bilder. Der Mann drehte den Leierkasten. Von Zeit zu Zeit schlug er mit einem Stock auf das Bild, dessen Darstellung die Frau im Lied erklärte. Von dem Inhalt des Liedes weiß ich nichts mehr. Nur den Schluß ‚Oh Cimbria, oh Cimbria!‘, mit rauher Kehle gesungen, werde ich nie ganz vergessen. Die ganzen Jahre habe ich nie wieder etwas von dem Lied gehört bis gestern abend.“ Hier — wie andernorts⁴ — werden also auch wandernde Wankeltänzer bezeugt.

IX. Herr Gendarmeriemeister Fürst wohnte zur Zeit der Cimbria-Katastrophe in Kiel⁵. Damals war er dreizehn Jahre alt. Er entsinnt sich noch sehr gut, daß kurze Zeit nach dem Untergang der „Cimbria“ ein Drehorgelspieler sich ein großes Elbild, den Untergang des Schiffes darstellend, anfertigen ließ und auf dem Kieler Jahrmart aufgestellt hatte. „Noch heute ist das schaurige Bild mir in Erinnerung.“ Es war auf Leinwand gemalt und etwa 1½—2 Meter groß. Man konnte darauf das Schiff sehen und Mitfahrende, die kopfüber vom Schiff ins Wasser stürzten. Während der Mann die Drehorgel spielte, verkaufte die Frau für 10 Pfennig die Texte, die aus Hamburg stammen sollten. Viele Leute umstanden die Drehorgel und „besangen so den Untergang der Cimbria“. Herr Fürst stellt ausdrücklich fest, daß die Leute „das schauerlich-schöne Lied“ mitsangen.

¹ Veröffentlicht z. B. in den Hess. Blättern für Volkskunde 9 (1910), 97.

² Herr Schneidermeister Friedrich Happe aus Wasbeck in Waldeck (geb. 1865), der mir dieses Lied am 28. 10. 1929 mitteilte, berichtet dazu: „Die sieben Verse waren auf einem Blatt mit mehreren Liedern abgedruckt und im Rheinland (Duisburg) und Westfalen (Schwelm bei Barmen) im Jahr 1884 am zweiten Pfingsttag käuflich zu erwerben. Dieser zweite Pfingsttag war ein sogenannter Kirmestag und wurde durch Karussell und andere Schaubuden am Brunnen bei Schwelm gefeiert. Ich war damals neunzehn Jahre alt und Schneidergeselle in Schwelm. Ich war genau so alt wie diese jungen Leute aus Süd- und Norddeutschland, die damals ihr junges Leben verloren haben. Es war erschreckend, wie das Lied auf der Orgel im Karussell die Melodie ertönen ließ. Denn jedem jungen Mensch, der in der Fremde war, gingen die Augen auf und wohl auch über, jeder sehnte sich nach seinen Eltern ... Wir Alten in Wasbeck, wenn wir mal eine gute Stunde haben, singen heute noch dieses Lied.“

³ Am 17. 11. 1929.

⁴ So vor Jahrzehnten auch für Naunstadt (Taunus).

⁵ Jetzt in Laubuschbach (Taunus). Brieflich am 17. 11. 1929. Mündlich am 31. 5. 1930.

X. Aus Frankfurt am Main = Sindlingen berichtet mir Herr Uhrmacher Hermann Belz¹: „Diesem schönen, schaurigen, durch alles, alles gehenden Lied — vom Zusammenstoß der „Cimbria“ — habe ich in meiner Dienstzeit 86—90 oftmals gelauscht. Sie werden dasselbe kaum woanders finden als bei der seemännischen Bevölkerung der Hamburger Gegend. Habe selbiges mit noch mehreren Liedertexten eingebüßt. In der Erwartung, daß Sie dasselbe dorten finden und mir diesen Text zukommen lassen wollen . . .“

Der Stil dieser Bänkellieder ist durchaus literarisch. Darin unterscheiden sie sich wesentlich von der stilistisch durchgeformten Volksballade. Diese reiht beispielsweise die Satzglieder einfach aneinander, gewöhnlich unverbunden oder durch „und“. Das Wort- und Satzgefüge der Bänkellieder ist verwickelter. Daher sind Bindewörter zum Ausdruck logischer Unterordnungen häufig. Sie bezeichnen den Grund: denn (I 6, II 6, 8, III 3, 6, IV 6), weil (I 4, II 4, IV 3); die Folge: daß, so daß (I 3, II 3); den Zweck: daß (IV 4); die Bedingung: wenn (IV 4); die Einräumung: wenn auch (I 8, II 9); die Entgegensetzung: doch (III 7, IV 7); die Zeit: als (III 4, IV 2, V 4), bis (III 8, IV 8); die Art und Weise: wie (V 3). Die komplizierte Satzbildung entgleist dann leicht: Aus dem Vaterland zu ziehen, . . . das wollten diese Leute da (V 2). Eingeschobene unterordnende Sätze stammen offenbar aus dem Prosa-Bereich der Moritat und werden uns erst aus der Vorführtechnik des Bänkelfängers völlig verständlich: das Unglück, welches ich euch hier berichte (V 1); die Armen, die da kommen an das Land (V 7); alle, die so arg bedroht (I 8, II 9, IV 7); ein Brautpaar, deren Herz so liebewarm (III 9); Signale, die man in die Fern' gesandt (III 5). Dasselbe Fürwort hat bisweilen zugleich die Aufgabe eines hinweisenden im Hauptsatz und eines bezüglichen Fürworts im Nebensatz, wenn die Form der beiden verschiedenen Fallformen die gleiche ist: Manches Auge sieht man weinen / über die im Meere ruhn (I 10). Bei mangelnder Übereinstimmung zwischen dem vom Hauptsatz und dem vom Nebensatz geforderten Fall fehlt das eine Fürwort: Die . . . schwuren, wird . . . bereit (III 10). In ähnlicher Weise steht „wo“ für „dahin, wo“: Wand ein jeder seinen Blick / Noch einmal wo sie hergekommen (V 4).

Literarisch sind die Mittelwörter der Gegenwart (jammernd III 9, händeringend III 6, IV 6) und namentlich die zahlreichen Wesfälle: frohen Muts (I 1; II 1 vervollständlicht: mit frohem Mut), des Gürtels Macht (I 9), Blick des Auges (I 3, II 3), des Messers Fläche (II 3), des Meeres Wogen (III 1, IV 1), der Signale (III 5), deren Herz (III 9). Den Wortschatz kennzeichnet die seltsame traditionelle Stilmischung, die diese Bänkellieder dem Bereich niedersten Geschmacks zuweist: gehobene schwülstige Edelsprache, prosaisch-platte Zwecksprache. Die Moritat will wahr sein. Das Bänkellied will historisch treu, urkundlich genau schildern. Dazu bedarf es des nüchternen, oft fremdsprachigen Fachwortes, der Eigennamen, Orts- und Zeitangaben: Sprachrohr (V 7), Mannschaft (III 3), Plattenplanen (I 7, II 7), furchtbar (böser) Krach (I 5, II 5, III 6, IV 6), günstig (I 1, II 1), wohlbehalten (I 2, II 2), trafen ein (I 2, II 2), Katastrophe (I 10), Passagiere (III 2, 6, IV 6), Signale (III 5, IV 4), Maschinist (IV 4), Kommandobrücke (I 5, II 5), passieren

¹ Am 24. 1. 1930.

(II 4, III 3), Helgoland (III 3), Borkum, Leuchtturm (III 4), Cuxhaven (I 1), Sultan (I 6), Mayer war sein Nam (V 9), 27 Tage lang (V 5).

Auf literarische Prägung und Herkunft weisen auch die typischen Zusammensetzungen hin, die der gehobenen Sprache angehören: Angstgewimmer (I 7), Lebenslust (II 10), Sturmwind (V 5, 8), Wellenschuß (V 1), Windeseile (I 6, II 6), Meeressfläche (I 3), liebwarm (III 9), erbarmungsvoll (V 7), grenzenlos (V 1), händeringend (III 6, IV 6), hilflos (II 10), wohlbehalten (I 2), pfeilschnell (III 1, IV 1), sorglos (III 3), ringsumher (II 8), hernieder (I 8), immerfort (IV 4), alsdann (I 2, II 2). Typisch und formelhaft sind die stehenden Verbindungen eines Hauptwortes mit einem schmückenden Beiwort: die schöne Cimbria (III 1), die stolze Cimbria (I 1, II 1), du stolzes Schiff (V 6), fern Amerika (II 1), das weite Meer (II 8), dichter Nebel (I 3, IV 2, III 4), dicker Nebel (II 3), böser Krach (I 5, II 5), das Unglück grenzenlos (V 1), das schreckliche Gericht (V 6), geliebtes Kind (III 9), ein braver Mann (V 9), frohen Muts (I 1), günst'ger Wind (I 1); zweigliedrige Ausdrücke: Maus und Mann (I 2), Hab und Gut (V 3), Müß' und Arbeit (III 7), Gefahr und Unglück (I 4, II 4), Offizier und Kapitän (I 4, II 4, IV 3), froh und heiter (III 2), frisch und voller Lebenslust (II 10), stolz und kühn (IV 1), angst und bang (V 5), fern und nah (V 8), grün und schwach (schwarz) (I 5, II 5), Angst und Gewimmer (II 7) (zersungen aus Angstgewimmer I 7); Reimformeln: versinken / ertrinken (II 10); Zweigliedrigkeit im Satzbau: mancher . . . , manches (I 10), ein'ge . . . , andre (III 8, IV 8), vor wen'gen Stunden . . . , nach wenigen Sekunden (III 10), höret die Geschichte, hört das Unglück (V 1).

Die Strophen sind vierzeilig, die Verse vierhebzig mit fallendem Versfuß und einer Senkung. V hat steigende und fallende Verse. Meist wechselt klingender Reim mit stumpfem ab. Der Reim ist ziemlich streng durchgeführt, die Reinheit der Vokale jedoch häufig nicht gewahrt (I 3, 5, 7; II 3, 5, 7; III 3, 4; IV 2; V 3, 4, 6, 7, 8, 9).

Wie der stilistische Vergleich zeigt, gehören die Fassungen I und II zusammen. 37 sprachliche Motive sind ihnen gemeinsam. II ist am stärksten zersungen. Auch III und IV — mit 21 gemeinsamen Motiven — gehören zusammen. V und VI sind selbständige Fassungen.

U n m e r k u n g.

Schriften zur Bänkelsangforschung: „Bänkelsang“ im „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ von D. E. Erich und H. Beitzl (1936). — Albert Becker, Bänkelsang in der Pfalz am Rhein. (Volkskundliche Gaben, 1934, S. 16 ff. [geschichtlich-literarisch]). — Horst Becker, Bänkelsänger. Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 5 (1930), 175. (Zeugenbericht aus der Gegenwart über Chemnitzer Bänkelsänger.) — Gabriele Böhme, Bänkelsängermoritäten, vornehmlich solche zu Anfang des 19. Jahrhunderts. (Maschinenschrift) 90 S. 4°. Diss. München 1920 (1922). — Joh. Christian Glücklich, Philipp und Lisbeth Reim aus Diedenbergen, ein nassauisches Dichter- und Bardenspaar, 4. Aufl., 1905. (Viele der Lieder sind Moritäten, ohne die typische Art aufzuweisen.) — Otto Görner, Der Bänkelsang. Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 7 (1932), 113. — Ders., Bänkelsang. (Grundriß der Sächsischen Volkskunde 1, 1932, 326 ff.) — Ders., Das Fliegende Blatt. (Die deutsche Volkskunde, hg. von Adolf Spamer, Bd. 1, 1934, 394.) — Max Kudei, Das Volkslied in Schleswig-Holstein, 1926. (S. 62 bis 70: „Fliegende Blätter in Schleswig-Holstein“.) — Oswald Menghin, Volkslied und Bänkelsang. (Heimatarbeit und Heimatforschung, Festgabe für Christian Frank zum 60. Geburtstag, München 1927, S. 110—116.) — Moritäten. (Mitteldeutsche Blätter

für Volkskunde 6, 1931, 90.) (Ergebnis einer Umfrage.) — Hans Raumann, Studien über den Bänkelfang. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 33 (1920/21), 1—21. Auch: Primitiv-Gemeinschaftskultur (1921), S. 168. — Ders., Bänkelfänger. (Reallex. der deutschen Literaturgeschichte 1, 1925, 105.) — Willy Rath, Bänkellieder. Velhagen & Klafings Monatshefte 27 (1912/13), 378. (Stilisierte Bänkellieder.) — Franz Rebiczek, Der Wiener Volks- und Bänkelfang in den Jahren von 1800 bis 1848, 1913. — Adolf Spamer, Bänkelfang. (Sachwörterbuch der Deutschkunde 1, 1930, 85.) — Ders., Der Bänkelfang. (Die deutsche Volkskunde 2, 1935, 445.) (Mit Abbildungen.) — Ders., Weisenburg im Elsaß als Bilderbogenstadt. Beiträge zur Geistes- und Kulturgeschichte der Oberrheinlande. 1938, S. 199 ff. — Erwin Sternitzke, Der stilisierte Bänkelfang. Diss. Marburg 1933.

21. Jan. 1960

1. O. Juni 1960



(II 4, III 3), Helgoland (III 3), Borkum, Leuchtturm (Sultan (I 6), Mayer war sein Nam (V 9), 27 Tage la

Auf literarische Prägung und Herkunft weisen Zusammensetzungen hin, die der gehobenen Sprache anmer (I 7), Lebenslust (II 10), Sturmwind (V 5, 8), Weseile (I 6, II 6), Meeressfläche (I 3), liebewarm (III 9), grenzenlos (V 1), händeringend (III 6, IV 6), hilflos (I 2), pfeilschnell (III 1, IV 1), sorglos (III 3), ringsu (I 8), immerfort (IV 4), alsdann (I 2, II 2). Typisch u stehenden Verbindungen eines Hauptwortes mit ein wort: die schöne Cimbria (III 1), die stolze Cimbrid Schiff (V 6), fern Amerika (II 1), das weite Meer (I IV 2, III 4), dicker Nebel (II 3), böser Krach (I 5, II 5), d (V 1), das schreckliche Gericht (V 6), geliebtes Kind (II (V 9), frohen Mutz (I 1), günst'ger Wind (I 1); zw Maus und Mann (I 2), Hab und Gut (V 3), Müß' un und Unglück (I 4, II 4), Offizier und Kapitän (I 4, II 4 (III 2), frisch und voller Lebenslust (II 10), stolz und bang (V 5), fern und nah (V 8), grün und schwach Angst und Gewimmer (II 7) (zersungen aus Angstg formeln: versinken / ertrinken (II 10); Zweigledrigt cher ... , manches (I 10), ein'ge ... , andre (III 8, IV 8 den ... , nach wenigen Sekunden (III 10), höret die G glück (V 1).

Die Strophen sind vierzeilig, die Verse vierhebi fuß und einer Senkung. V hat steigende und fallende klingender Reim mit stumpfem ab. Der Reim ist zieml die Reinheit der Vokale jedoch häufig nicht gewah III 3, 4; IV 2; V 3, 4, 6, 7, 8, 9).

Wie der stilistische Vergleich zeigt, gehören die s sammen. 37 sprachliche Motive sind ihnen gemeinsa mungen. Auch III und IV — mit 21 gemeinsamen Moti men. V und VI sind selbständige Fassungen.

Anmerkung.

Schriften zur Bänkelsangforschung: „Bänkelsang“ in schen Volkskunde“ von D. E. Erich und R. Beitzl (1936). — S in der Pfalz am Rhein. (Volkskundliche Gaben, 1934, S. risch.) — Horst Beder, Bänkelsänger. Mitteldeutsche Blätte 175. (Zeugenbericht aus der Gegenwart über Chemnitzer B Böhme, Bänkelsängermoritäten, vornehmlich solche zu Anse (Maschinenschrift) 90 S. 4°. Diss. München 1920 (1922). — Philipp und Lisbeth Reim aus Diedenbergen, ein nassauise paar, 4. Aufl., 1905. (Viele der Lieder sind Moritäten, ohne jen.) — Otto Görner, Der Bänkelsang. Mitteldeutsche Z (1932), 113. — Derf., Bänkelsang. (Grundriß der Sächsischen — Derf., Das Fliegende Blatt. (Die deutsche Volkskunde, Bd. 1, 1934, 394.) — Max Kuckei, Das Volkslied in Schleswig 70: „Fliegende Blätter in Schleswig-Holstein.“) — Dswald Bänkelsang. (Heimatarbeit und Heimatforschung, Festgab 60. Geburtstag, München 1927, S. 110—116.) — Moritäten

ben (I 1),

ichen Zu-
stgewim-
(1), Win-
voll (V 7),
lbehalten
hernieder
t sind die
den Bei-
du stolzes
tebel (I 3,
renzenlos
er Mann
usdrücke:
, Gefahr
nd heiter
ngt und
5, II 5),
au: man-
en Stun-
das Un-

em Vers-
t wechselt
hgeführt,
II 3, 5, 7;

nd II zu-
kten zer-
en zusam-

der deut-
Bänkelsang
lich-litera-
de 5 (1930),
— Gabriele
rhundertst.
Glücklich,
d Barden-
aufzuwei-
fskunde 7
1932, 326 ff.)
(Spamer,
(S. 62 bis
kslied und
Frank zum
he Blätter